# Leben und Wirken

# Friedrich von Sallet's

nebſt Mittheilungen aus dem

**literariſchen Nachlaſſe deſſelben.**

Herausgegeben

von

einigen Freunden des Dichters.

---

Mit Sallet's Bildniß.

---

Breslau, 1844.
Verlag von Auguſt Schulz.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Friedrich v. Sallet, von Rudolph Gottſchall . . . . . | 1 |
| II. | Denkrede auf Fr. v. Sallet, von Julius Möcke . . . . . | 2 |
| III. | Lebens- und Bildungsgeſchichte Fr. v. Sallets, dargeſtellt von Theodor Paur . . . . . | 31 |
| IV. | Fr. v. Sallets Schriften. Eine Charakteriſtik von Theodor Jacobi . . . . . | 131 |
| V. | Sallet jenſeits und dieſſeits, von Nees v. Eſenbeck . . . | 209 |
| VI. | Aus dem Nachlaſſe des Dichters, zuſammengeſtellt von Theodor Paur . . . . . | 245 |
| VII. | Epilog von Eduard Duller . . . . . | 381 |

# I.

# Friedrich von Sallet.

---

Es haßt der Tod des Lebens echte Söhne,
Der Dichterjugend Blüthenüberschwang;
Er macht zum Grablied Freiheits-Jubeltöne,
Zum Schwanenlied den Auferstehungsſang.
Der Lorbeer wird zur trauernden Cypreſſe,
Des Ruhmes Vollklang eine Leichenmeſſe.
Der letzte Ton der Harfe iſt verklungen;
Das Lied verweht; die Saiten ſind zerſprungen.

Es haßt der Tod des Lebens echte Söhne;
Doch raubt er nie des Lebens echte Kraft.
Es leben fort in wandelloſer Schöne
Die Werke, die der ew'ge Geiſt erſchafft.
Und mahnend leuchten in der Zukunft Ferne
Prophetiſch des Gedankens Morgenſterne.
Es wird aus einſam ſtillen Dichterträumen
In friſcher Kraft das neue Leben keimen.

Und Sallet war ein einſam ſtiller Dichter,
Gedankenvoll dem Höchſten zugekehrt,
In edlem Zorne der Gemeinheit Richter,
Ein Cherub mit der Wahrheit Flammenſchwert.
Das ſchlug und traf die neuen Phariſäer,
Die feilen Häſcher und die feilen Späher.
Schreckhaft dem Grab noch wird ſein Ruf enttönen
Dem Schwarm der Knechte und der Lüge Söhnen.

Und ihr, Jongleurs, die ihr in Gauklerscherzen
Mit des Gedankens Schwerte prahlend spielt,
Doch nimmer es in namenlosen Schmerzen
In eures Busens tiefsten Tiefen fühlt!
Baut immerhin, der Eitelkeit Vasallen,
Euch selber Pantheons, euch selbst Walhallen!
Bald wird des Ruhmes kurzer Traum zerfliegen;
Gerechter Spott verfolgt die frechen Lügen.

Was nützen uns bestochene Talente,
Gesinnungsloser Phrasen Nebeldunst?
Ja, ihr mißbraucht um eine schnöde Rente
Entheiligend der Musen freie Gunst:
Soldknechte, die zu allen Fahnen schwören,
Wenn sie den Ruf der Werbetrommel hören;
Allein der Wahrheit alte Kaisergarde
Trägt wandellos die heilige Kokarde.

Es war nicht blos der Dichtung Himmelsweihe,
Die Sallets Stirn mit ihrem Kranz geschmückt.
Es war die unerschütterliche Treue,
Die fest der Wahrheit in das Antlitz blickt,
Und der Gesinnung eisenstarre Wehre,
Und des Gedankens echte Ritterehre,
Die nimmermehr die gottgeweihten Waffen
Um Sold verkauft an Fürsten und an Pfaffen.

Wie Träume aus dem fernen Oriente,
Wo still die Weisen durch das Leben ziehn,
Und in dem Friedensschoß der Elemente
Gedanken gleich den Lotosblumen blühn;
Wie Träume, alte Sagen, längst verklungen,
Der Völker heiligste Erinnerungen:
So sehen wir um dieses Dichterleben
Den Urgeist eines heil'gen Friedens schweben.

Und der Gedanke träumt so tief und ſinnig
Der Schöpfung alten, räthſelvollen Traum;
Und ſieht, ein lächelnd Kindlein, warm und innig,
Liebſehnend auf zum blauen Himmelsraum.
Schön iſt's, wenn in der Leidenſchaft Gewittern
Wild die Atome auseinanderſplittern,
Geſchirrt an des Gedankens Feuerwagen
Der Dichtung Roſſe auf zum Himmel jagen.

Doch ſchön auch, wenn in jungfräulicher Blüthe
Der Geiſt ſein ſtilles Denken frei erſchließt;
Den Zauberhauch aus ſinnendem Gemüthe
In alle Welt beſeligend ergießt.
Und ſolchem reinen, ſtillen Blumenleben
War Sallets Geiſt ſo heilig hingegeben,
Der Schöpfung tiefgeheimnißvollem Walten
Und ihrem zarten, bräutlichen Entfalten.

Er baute auf und ſchuf in dem Zerſtören,
Und ſeine Schöpferkraft war friſch und frei;
Denn nimmer ließ er ſich vom Wahn bethören
Zu ſüßer, inhaltsloſer Schwärmerei.
Zerſtört hat Sallet alle Lügenwunder,
Des Phariſäerthumes Götzenplunder,
Den alten Zauber, der das Volk verblendet,
Den Wahnſinn, der das Göttliche geſchändet.

Todt immerhin, ihr frömmelnden Leviten,
Mit eurem Monopol der Göttlichkeit.
Den heil'gen Tempel wird ein And'rer hüten:
Der neue Geiſt, der freie Geiſt der Zeit.
Auf! ſteinigt ihn, den übermüth'gen Dichter,
Der ſich aufwarf zu eurer Thaten Richter,
Der eure Truggewebe kühn zerriſſen,
Der's tagen ließ in euren Finſterniſſen.

Ihr zerrt umsonst an seinem Leichentuche;
Ihr raubt den Lorbeer nicht von seiner Gruft;
Einsam steht ihr mit eurem Bann und Fluche,
Indeß das Volk sein Hosianna! ruft.
„Wahrheit und Licht! Kampf mit dem dummen Wahne!"
Treu focht der Dichter unter dieser Fahne!
Die Zukunft haucht sie an mit Sturmesflügel:
So pflanzt sie jetzt auf Sallets Leichenhügel.

**A. Gottschall.**

# II.

# Denkrede

auf

# Friedrich von Tallet

von

Julius Moecke.

Vielleicht werden Viele, welche dieſes unſerem Freunde gewidmete Denkmal betrachten, ſtatt vier unterſchiedener Abhandlungen eine einzige wünſchen, die alles zum Urtheile über den Verſtorbenen Gehörige umfaſſe, und deshalb als der Ausdruck ſeiner eigenſten Perſönlichkeit gelten könnte. Der Erfüllung dieſes, von den Freunden gleich Anfangs bedachten Wunſches ſtellten ſich indeß drei nicht unbedeutende Gründe entgegen. Einmal waren wir übereingekommen, jeder ſolle zu dem gemeinſamen Unternehmen ſelbſtſtändig ſeinen Theil beitragen, alſo das ihm zu Gebote ſtehende Material, ſtatt in die Maſſe einzuwerfen, zu einem eigenen Ganzen verarbeiten. Wie wäre dies anders möglich geweſen, als indem jeder das Bild, das er von dem Verſtorbenen in ſeiner Seele bewahrte, auch als ein für ſich beſtehendes, in dem ihm eigenen Stoffe ausgeführt, der Oeffentlichkeit übergebe. Iſt dieſe Art von Denkmal auch neu, ſo iſt ſie doch nicht zu tadeln, da ſie der treuen Abbildung der geiſtigen Phyſiognomie des verſtorbenen Freundes durch die Mehrheit der Auffaſſungen und Abſpiegelungen auf dem Grunde des ſubjectiven Urtheils den Vorſchub einer für die Zukunft um ſo reineren Objectivität leiſtet. Wie es nun gar nicht unintereſſant iſt, von einem und demſelben Menſchen, der unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigt, mehre von verſchiedenen Malern gelieferte Porträts zu beſitzen, die bei allen Unterſchieden in Auffaſſung und Darſtellung doch den idealen Charakter des Orginals enthalten, ſo iſt es gleichfalls von hohem Werthe, dergleichen in geiſtiger Weiſe ausgeführte Abbildungen zu beſitzen und zu ſtudiren.

Ein zweiter, mit dem erſten zuſammenhängender, bedeutenderer Grund war aber das Bewußtſein, welches die Freunde über die Unmöglichkeit, jetzt ſchon ein abgeſchloſſenes, hiſtoriſch fertiges Bild von Friedrich

von Sallet zu ſchaffen, in ſich trugen. Der Geſchichtſchreiber und der Biograph im höheren Sinne, der eine der Menſchheit angehörige Perſönlichkeit in voller Wahrheit und ſcharf beſchloſſener Individualität der Nachwelt zeichnen will, muß einen Standpunkt wählen, von welchem aus alle einzelnen Strahlen ſich zur Totalanſchauung des geſchichtlichen Urtheils vereinigen. Erſt nachdem die Perſon, zu der doch auch die Verhältniſſe gehören, ſo weit ihr Licht und Schatten — ihre geiſtigen Arme — reichen, aus dem Fluſſe des Lebens zu dem fertigen Erzbilde erſtarrt und erkaltet iſt, wie es ins Pantheon der Geſchichte für immer übergehen ſoll — erſt dann iſt es möglich, den Anforderungen zu genügen, welche ſein Gegenſtand und die Menſchheit an Biographen und Geſchichtſchreiber machen. So lange dieſer Gegenſtand noch im Boden der Zeit fortwächſt, ein noch werdender iſt, ſo lange kann es nur Lichtbilder des Augenblicks oder Porträts geben; ſeine Phyſiognomie kann alle Züge enthalten, die den Weg ſeiner Gedanken, die Pfade ſeiner Neigungen, den Strom ſeiner Leidenſchaften, die Roſen ſeiner Freuden, die Dornen ſeiner Schmerzen andeuten, aber es ſind nur Züge, die auf der Oberfläche des Geſichts mit den Flügeln des Augenblicks hin und herflattern, je nachdem die Pſyche drinnen die Pulſe der Gedanken und Empfindungen bewegt. Noch fehlt die Einheit dieſer Züge, jener Ausdruck, den die klaſſiſche Kunſt auf ihren Götterbildern als den unterſcheidenden Charakter, als die Idee der beſtimmten Gottheit, über ihre Geſtalten ausgoß und einen Jupiter, einen Mars, einen Apoll, auch ohne ſie mit den Attributen ihrer Macht zu umkleiden, auf den erſten Blick zu erkennen gab.

In dieſem Falle befanden ſich die Freunde der Geſtalt des verſtorbenen Freundes gegenüber, deſſen ſterblicher Theil zwar dahingeſchieden, deſſen Geiſt aber noch in der Gegenwart wirkt und Früchte treibt.

Sallets Miſſion, die Offenbarung ſeiner Idee zu verwirklichen, iſt noch lange nicht erfüllt, aber in dem Herzen Gleichgeſinnter reift ſie dieſem Ziele entgegen als der Geiſt des unſichtbaren Meiſters. So lange dieſer Geiſt nicht frei geworden von dieſen letzten Banden, ſo lange er nicht aus dem Grabe, in das ihn ſeine Freunde legten, — aus ihren Herzen auferſtanden und hinausgetreten iſt in die Welt als eine mit vielen Zungen predigende Stimme der Zeit, ſo lange hat Sallet noch nicht aufgehört, der beſondere Menſch zu ſein, der ſeiner

Idee, die ihn vollenden und richten muß, noch gegenübersteht, so lange sehen wir seine lichte Gestalt noch vom Athem des sterblichen Leibes bewegt und der Verklärung harren, in welcher sein Wesen, vollkommen durchsichtig geworden, der reine Ausdruck, die Offenbarung seines Evangeliums ist. So lange war also auch keiner von uns im Stande, sein historisches Conterfei zu geben, sondern jeder konnte uns das Bild liefern, das sich gerade aus der größeren oder geringeren Mannigfaltigkeit der Erlebnisse heraus in der Beleuchtung gegenseitiger Beziehungen auf seiner Seele abspiegelte —, mit einem Worte, nur das thun, was der Künstler auf dem Titelporträt gethan, aus der Erinnerung heraus die Gestalt des Freundes vergegenwärtigen. Sollte uns dies weniger gelungen sein als dem Künstler, dessen Stift die Physiognomie des Dichters so meisterhaft getroffen, daß jeder, der ihn im Leben kannte, ihn vor sich zu sehen meint; sollten wir in unseren Darstellungen von dem Unsrigen beigemischt und Verschiedenheiten in demselben Gegenstande erzeugt haben, die ihn entstellen: so wird uns der eine Sallet, wie er der Gegenwart und Zukunft angehört, sobald seine Gestalt in das Bewußtsein und Verständniß der Zeit getreten, widerlegen und berichtigen.

Hiermit sind wir aber zu dem dritten Grunde gelangt, und er ist unstreitig der wichtigste. Da wir es mehr mit dem werdenden Sallet zu thun hatten, mithin das Urtheil, was die Welt über ihn spricht, als ein noch nicht fertiges nur wenig zu Rathe ziehen konnten, kam es hauptsächlich darauf an, zu zeigen, wie der Sänger des Evangeliums von seinen Freunden aufgefaßt und verstanden worden sei. Hier ist der Punkt, auf dem wir mit dem Freunde am innigsten zusammenhängen, wo es nicht genügt zu erzählen, daß der Dichter ein Mann gewesen, der unter diesen oder jenen Verhältnissen geboren, erzogen und gelebt, dessen Bildungs- und Entwickelungsgang diese oder jene Richtung genommen, dessen Idee sich in Harmonie oder Widerstreit mit den Ideen der hergebrachten Lehr- und Denkweise befunden habe. Hier ist der Punkt, — wo wir Zeugniß zu geben haben von der Wahrheit seines Strebens und dem erhabenen Ziele seines Gedankenfluges. Hier ist der Punkt zu zeigen, daß Sallet der Gesandte eines göttlichen Evangeliums, des alten Gesetzes der Liebe in neuer Erfüllung, gewesen, und daß wir an der Wiege dieses Evangeliums als Pathen gestanden, entschlossen, nach des Vaters Tode seines Kindes uns anzunehmen, es zu bekennen vor den Menschen,

jeder nach der geistigen Empfängniß, in welcher er es überkommen. Auf diesem Punkte werden sich die unterschiedenen, subjektiven Darstellungen der Freunde, die Einheit eines historischen Gemäldes vorbereitend, besonders bewähren, denn hier muß die Gestalt des Sängers über den Rahmen des Freundesherzens hinauswachsen und die Gestalt des Meisters ahnen lassen: hier müssen die Freunde nicht blos als Freunde, sondern auch als die Apostel und ersten Bekenner seiner Lehre erscheinen.

---

Es wandeln der geistig begabten und geistig wirkenden Menschen so viele unter uns, aber nur wenige sind sich des Geistes bewußt, die wenigsten werden vom Geiste getrieben wie von ihrem eignen Geiste. Daher können jene, die nur vom Geiste gezogen, noch nicht dem sich selbst gleichen Geiste folgen, zwar manches Große und Herrliche vollbringen helfen und einen guten Theil der allgemeinen Zeitarbeit fördern, daher können sie sich die größten Verdienste um Mit- und Nachwelt erwerben und durch die Dankbarkeit dieser mit Ehrenzeichen und Monumenten geschmückt und gefeiert werden: ihr Verdienst ist trotzdem nur ein untergeordnetes, als Hand oder Hebel an der Ausführung einer Zeitidee mitgewirkt zu haben, und die ihrem Namen dargebrachte Huldigung mehr eine Apotheose des Genius, aus dessen Kopfe diese Idee hervorgegangen. Dagegen sind solche Männer, welche die Zeit, statt sich von überlieferten Ideen forttragen zu lassen oder denen Anderer sich unterzuordnen, mit ihren eignen befruchten, die wahren Meister des Lebens. Ob sogleich anerkannt oder nicht, die aus ihrem Haupte entsprungene Minerva scheut nicht den Kampf und den Streit mit dem herrschenden Vorurtheil, wo sie aber eine Spanne Bodens erstritten, wird sie zur Akropolis, um das ein kommendes Geschlecht sein Athen baut. Dergleichen Männer bestimmen nicht nur die Architektur der Zeiten, sie sind die lebendige, bauende Zeit selbst, und die Werke, die sie geschaffen, gehen zumeist so in das Eigenthum der Völker über, daß man dabei auf ihre Urheber vergißt, sie als die That der Völker selbst betrachtet oder irgend einem geheimnißvollen Menschen zuschreibt, dessen Namen über dem gewaltigen Wesen seines Geistes vergessen worden. Kein Wunder, daß Denkmale, Ehrenzeichen und Belohnungen solchen Männern viel

ſpärlicher zu Theil werden. Weſſen Haupt über ganze Geſchlechter hinaus bis an die Sterne ragt, für den ſind Lorbeerkränze ein dürftiger Schmuck, eine ſchnell verwelkliche Zierde des Augenblicks.

Auf dieſe Weiſe ſcheiden ſich die Verdienſte, die man um die Welt und ihre Geſchichte haben kann, nach dem geiſtigen Charakter derer, die ſie vollbringen, und hiermit iſt auch die äußerſte Grenze des Gebietes gefunden, über welches Sallets Genius ſeine Schwingen ausbreitet. Unbedenklich wird der Dichter des Laienevangeliums zu den Männern gezählt werden müſſen, die ſich als Baumeiſter, nicht als Handlanger von Ideen um die Menſchheit verdient gemacht haben. Sallet war ein ſchaffender Geiſt in der Fülle ſeiner Bedeutung. Nichts in ihm war erborgt, aufgenommen durch äußeren Zwang oder aus Bequemlichkeit. Das gewöhnlichſte Inſtrument, um mich ſo auszudrücken, deſſen er ſich bediente zur Entwickelung ſeiner Gedanken, zur Handhabung ſeines Vorrathes von Wiſſen, Mittel, die jedem von uns durch Erziehung und Bildung überliefert werden und die wir gebrauchen ohne zu fragen, warum grade in dieſer oder jener Weiſe: in ſeiner Hand erſcheinen ſie neu erfunden, ihm allein angehörig, für ihn allein gemacht zu ſein. In ſolchen, im Einzelnen unbedeutenden Dingen pflegt man nicht ohne Grund eine Andeutung von Genialität zu erblicken, und vielleicht mit größerem Rechte, als in frühzeitigen, geräuſchvollen Verſuchen zu Leiſtungen, die, ſtatt einem urſprünglichen Geiſte die Bahn zu brechen, von der Bläſſe innerer Kraft- und Gehaltloſigkeit angekränkelt, auf halbem Wege verunglücken oder im Strome des Gewöhnlichen untergehen. Grade in dieſem Punkte war Sallet allem Genialitätsſtreben Feind, und grade dadurch, daß er ſich von dem Boden, in dem Hohes und Herrliches wie Niedriges und Unbedeutendes ſeine Wurzeln treibt, nicht entfernte, erhielt er ſich geſund, friſch und rein von allem Gemachten, Unnatürlichen ſelbſt da, wo er in Denken und Empfinden über die Maſſe hinausragte. Das Genie ſoll der König unter den Geiſtern ſein, ſie beherrſchen und mit ſeinem Glanze beſtrahlen. Dies kann ihm vollſtändig nur dann gelingen, und die Wahrheit ſeiner Herrſchaft bezeugen, wenn es ſich nicht abſondert und abſchließt vom allgemeinen Geiſte, dem Geiſte des Volkes oder der Zeit, der es angehört, wenn es ſich zwar in ſeinem Gipfel über die Menge erhebt, in ſeiner Wurzel aber dem allgemeinen Boden treu bleibt. Wie der einzelne Stern, der aus dem Dunkel des Himmels hervortritt, ſeinen Rang nicht eher zu erkennen

giebt, bis die übrigen kleineren Sterne, die er beherrscht und zu einem System verbindet, hervorgetreten; wie der einzelne Baum nur den Maaßstab seiner Höhe an den übrigen ihn umgebenden Stämmen hat, über deren Häupter seine Krone sich majestätisch erhebt: so wird das Genie nicht durch seine Absonderung von den Geistern seiner Zeitgenossen, sondern durch den desto innigeren Zusammenhang mit ihnen seine Bedeutung und Schätzung finden. Die falsche Genialität pflegt es grade wie der falsche Adel zu machen, in Aeußerlichkeiten eine Bedeutung zu suchen, ja sogar eine Prädestination des Blutes anzunehmen, wodurch der Einzelne oder die Kaste vom Volke abgesondert und das Verdienst der Geburt über die freie Entwickelung gestellt wird.

Von so eitlem Streben war Sallet nicht nur weit entfernt, seine Genialität war im Gegentheil der reine Gegensatz davon, weil sie nichts Höheres kannte, als in Reinheit und Unverfälschtheit den echten Sproß des Volkes zu zeigen. Seine Genialität war eine von Innen heraus sich entfaltende, ein Lossprengen von Schlacken, die sich durch Tradition und schlechte Convenienz um die edlen Theile gelegt und das Herausleuchten und Durchscheinen des Geistes nur nachschillern, in der That aber verhindern. Wenn Sallet auf diese Weise etwas Autochthonisches hatte, der reinsten Menschlichkeit entsprossen war, so blieb auch in allen Stadien, die er durchlief und mit seinem Geiste durchdrang, der Mensch Träger seiner Genialität. Man muß in dem Dichter, besonders im Sänger des Evangeliums nur die Blüte und Frucht der schon als Mensch gegebenen Genialität erblicken.

Unsere Darstellung und Beurtheilung des Menschen in Sallet kann nur ein geistiger Reflex der in Zusammenhang mit der leiblichen Entwickelung gewordenen und vollendeten Idee sein, wie sie sich auf dem Bewußtsein des Dichters objektivirt und Gegenstand seiner Lebensepopöe wird, damit er in Wahrheit sei, was er erkannt hat. Wir können also nur mit dem Sallet beginnen, der sich selbst gegenübergetreten, seiner selbst bewußt wird, um dieses sich selbst Erkennen in Thaten zu übersetzen und auszuprägen. Wir müssen Sallets Bildungsgang verfolgen und zugleich mit ihm das Terrain erobern, über dem er sich plastisch höher und höher ins Leben hinein erhebt und für Mit- und Nachwelt ein Gegenstand wird, welcher der Ausdruck eines bestimmten, abgeschlossenen Gedankens ist, — ein Kunstwerk des Lebens selbst. Wir müssen ihn betrachten und darstellen, wie er der Bildner seiner selbst, Künstler und Kunstwerk zugleich ist.

Der Anfang aller wahren Bildung ist ein Zurückkehren des ans Aeußere verlornen Geistes zu sich selbst, ein Erinnern und damit zugleich das Bewußtwerden eines Gegensatzes zwischen uns und der Welt, der aufgehoben, in Harmonie gebracht werden soll. Diese fruchtbare Dialektik, in welcher alle sogenannten Bildungsstoffe in uns verdaut und ausgeschieden werden, damit unser eigenster Inhalt sich zum organischen Individuum gestalte, das an der Sonne des praktischen Lebens seine volle Reife erlangt, sie beginnt in Sallet schon sehr früh. Ihr Ausgangspunkt ist natürlich der Widerspruch. Es ist ein gewöhnliches Urtheil, diejenigen, welche widersprechen, für Denkende zu halten, für Menschen, die eine eigne Meinung haben und sie der bestimmten Meinung entgegensetzen. Man pflegt dabei nicht selten zu übersehen, daß es nicht der Widerspruch ist, auf den es hier ankommt, sondern die Fähigkeit, durch ihn ein drittes Allgemeines zu vermitteln, welches als das Wahre erscheint. Da nun in diesem Vermittelungs- oder Denkprozesse kein Schritt gethan werden kann ohne das Bewußtsein über die Dinge, welches in einer frühen Zeit natürlich ein dunkles, mehr geahntes ist, wird man das günstige Urtheil über Menschen, die schon in frühen Jahren gegen fertige Bildungsgrundsätze, gegen Abrichtung u. s. w. Widerstand leisten, später, wenn sie sich klarer geworden, oft zurücknehmen müssen, weil viele dann dem herrschenden Urtheile oder der Einseitigkeit des Vorurtheils verfallen. Hier war alsdann immer zu beklagen, daß die Klarheit nicht erzeugt wurde durch Erkenntniß der Methode aller Bildung, sondern durch das Gefühl, die Kenntniß aller Dinge unmöglich umfassen zu können, und daß dann ein Stillstand, ein sogenanntes Fertigsein mit sich und der Welt, ausgesprochen und damit jedem weiteren Fortschritte entsagt wurde. An dieser Klippe scheiterte Sallet nicht. Er gehört zu den Knaben und Jünglingen, die schon in der Schule das Prinzip und die Methode wahrer Bildung nicht nur ahnen und verrathen, sondern auch später in folgerichtiger Entwickelung bewähren. Frühzeitig geräth er mit sich selbst in Widerspruch, denn die Schule, welche für dieses Alter die Welt ist, macht noch ihre Autorität geltend und besitzt noch in der angelernten Ehrfurcht einen starken Schutz gegen offenbaren Zweifel an ihrer Wahrheit. Das erste Mistrauen gegen ihre Allmacht entscheidet dann, es wird die Quelle aller nachfolgenden, bis der Sündenfall im Paradiese der Schulzeit entschieden und der Schritt zum eignen Leben

gethan wird. Wie im gereifteren Alter die Skepsis der Anfang alles wissenschaftlichen, selbstständigen Denkens und Schaffens wird, also wird das Mistrauen, das Unbehagen an der aufgedrungenen Welt der Schule, für den Knaben und Jüngling, dem das Große, Erhabene, Unbegreifliche der wirklichen Welt schon ins Schulfenster hereinscheint, und ihn auffordert, seine Räthsel zu lösen, seine Mythen aufzuklären, eine Quelle hervorbrechender Poesie, der erste Schlag, den das Leben an unsere Brust thut, um das Gemüth zu wecken und das Herz hinaus zu locken, — die erste Regung der Liebe, — deren Gegenstand das eigne Selbst ist, das wir im Anderen suchen. In dieser Zeit, die nur bei wenigen Individuen eine Zeit des harmlosen Scherzes, der heiteren Jugendlust, für die meisten eine tragische ist, in welcher sich die Phantasie überstürzt in gewaltigen Bildern, und Welt, Natur, Gott, Geschichte und Menschen gemeistert werden, während die Sagen vom Griechenlande der Jugend schon ins Herz klingen und es zu Entdeckungsreisen ermuntern, in dieser Zeit hat sich auch bei Sallet der Dichter angekündigt. Schon früh lastete auf seiner Brust ein Geheimniß, das die Welt enthalte, das durchdrungen und gelöst werden müsse; schon früh träumte er von einer Schönheit, welche, in unförmige Gestalt verzaubert, von häßlichen Zwergnaturen bewacht, befreit werden müsse, damit sie den kühnen Ritter mit den Geheimnissen und Schätzen ewiger Jugend belohne; schon früh erschien ihm — einem jugendlichen Egmont — die Freiheit als Geliebte im Traum, seine Sehnsucht nach ihr zu wecken. Zunächst war es die Natur, in der er sich gefiel. Sie sprach die Räthsel am räthselhaftesten aus, denn sie stellte sie in ergreifbaren Gebilden vor das Auge, um sie auf dem Spiegel der Seele in wunderbaren Umgestaltungen untereinander zu mengen. Sie war für ihn die verständlichste Prophetin der Welt; sie zeigte ihm, daß die Welt weit und groß sei; sie zeigte ihm den Weg, zu seinem Ideale zu gelangen. Doch empfand Sallet schon frühzeitig große Vorliebe für die Welt im Kleinen, den Menschen und seine Verhältnisse. Er hatte sich zeitig ein Gebild gemacht vom Verkehre der Menschen in Geschichte, Staat, Gesellschaft, Familie, und spiegelte es nach in dramatischen Dichtungen — Versuche, die bei jüngeren Dichtern grade um der Liebe fürs Leben willen immer freudig zu begrüßen sind. Es steht dann gewiß zu erwarten, daß solche Dichter in späterer Zeit die Exzentrizität vermeiden und sich dem Leben inniger und wärmer anschließen werden.

Zu dieſer frühen Poeſie Sallets verhielt ſich die Schule natürlich als das Leben. Doch je weiter er darin fortſchritt, deſto mehr drückte ihn die Maſſe des Ueberlieferten, deſto mehr ergriff ihn das Verlangen nach einer anderen Wahrheit, die — vielleicht in ihm ſelbſt gefunden werde. Dies geht in weiterer Stufenfolge fort, bis ſich endlich die Feſſel der Schule löſt mit dem Eintritt ins praktiſche Leben, ein Zeitpunkt, der für den gewöhnlichen Menſchen nicht die Aufhebung, ſondern die Vernichtung der Schule bewirkt, während bei begabteren, geiſtig höheren die Schule entweder ihre Fortſetzung im Leben findet, oder bei den genialen Menſchen nur in ihr anderes Moment, in ein Leben der freithätigſten Entwickelung übergeht. Leute dieſer Art beginnen daher aufs Neue zu lernen: ſie wollen den Stoff, den ſie erworben, auch als Eigenthum beſitzen, ſie wollen nur unter der Flagge des eignen Geiſtes handeln — mit einem Worte, nicht die Wagner des Wiſſens, ſondern die Fauſte der Wiſſenſchaft ſein. Gewöhnlich beginnt ihr neuer Studienplan mit dem, was ihnen in der Schule das Liebſte war, und ſpringt erſt dann auf das über, was ihnen früher am wenigſten zuſagte, wenn ſich der Wiſſensdurſt nicht befriedigt fühlt. Nach dieſem Ausgangspunkte pflegt ſich dann die ganze ſpätere geiſtige Thätigkeit des Mannes zu richten.

Eine ſolche freie Entſcheidung und Hinwendung zum Gegentheil mußte ſich grade beſonders in Sallet kund geben. Seine Schulbildung im weiteſten Sinne fällt in eine Zeit, die jeder Befriedigung entbehrt und die größten Anſtrengungen zu einer beſſeren Methode in der Wiſſenſchaft macht. Es herrſcht eine Verwirrung in den Begriffen, die ſich erſt durch lange Kämpfe löſen und klären mußte, und jedes geiſtig lebende Individuum dieſer Zeit hat mehr oder weniger thätigen Antheil an dieſen Kämpfen genommen, in denen ja ſein eignes Geſchick mit entſchieden wurde. Dieſe Verwirrung, die Folge gewaltſamer ſozialer Erſchütterungen, welche den Weltgeiſt mit ſich ſelbſt in diametralen Widerſpruch gebracht, zeigte ſich auch in der Art und Weiſe, wie er den Weg ſuchte, wieder zu ſich kommen. In der Politik mußte reſtaurirt werden, was die Umwälzungen des Weſten zertrümmert hatten; in der Religion herrſchte der Rationalismus mit der Anmaßung, durch Klügelei das Chriſtenthum zu reinigen und zu retten; in der Wiſſenſchaft die Kritik, um eine Univerſalphilologie zu ſtiften, die ſich gegen die

größer werdenden Anforderungen der realen Kenntniſſe und der materiellen Bedürfniſſe zu ſchützen und zu behaupten wüßte. Viele, die in dem Umhertreiben Halt ſuchten, fanden ihn in der Geſchichte, als der alleinen Bewahrerin des wahren Menſchlichen. Da ſie aber den Geiſt der Geſchichte in der eignen Zeit verkannten, flüchteten ſie zu einem Normalzuſtande, auf den alles geſchichtliche Weitergehen, wie eine Uhr zurückgeſtellt und baſirt werden müſſe. So traten Klaſſizität und Germanismus hervor, gewiſſermaßen die Säulen des Herkules bildend, zwiſchen denen ſich die Zeit zu bewegen habe. Andere dagegen in der Hiſtorie nichts als den Urſprung aller Verirrung und Verwirrung gewahrend, verzichteten auf ſie gänzlich; ſie deuteten auf ein anderes Gebiet, wo die Saat menſchlicher Entwickelung allein zur Frucht und Reife gelangen und damit eine Geſchichte erzeugt werden könne, welche die reine Bewegung des immanenten Weltgeiſtes darſtelle — die Philoſophie. Nach dieſen beiden Seiten hin hatte ſich die Wiſſenſchaft, die Religion und die Politik geſchieden, und auf beiden Gebieten ſchoß eine unüberſehbare Reihe von Parteigängern auf, war das Vertrauen zur Richtigkeit der Sache ſo zuverſichtlich, die Produktivität eine ſo einſeitig übertriebene, daß ein Ueberſtürzen und planloſes Daraufloſsgehen, und dem blinden Eifer eine plötzliche Athemloſigkeit und ein vorzeitiger Stillſtand folgen mußte. Beide Theile wurden jetzt inne, daß ſie das Prinzip unter den Händen verloren und von vorn anfangen müßten, — eine Erkenntniß, der wir allein die ſich mehr und mehr entwickelnde Zeitfrage verdanken.

Sallet hatte ſeine Erziehung in einer Schule genoſſen, in der gerade die rein hiſtoriſche Auffaſſung von Religion, Wiſſenſchaft und Leben die beliebte war, und wurde ihm die Geſchichte auch dadurch in ihrem Werthe geſchmälert, daß ſie nicht als die Bühne der Genialität in freier, unabhängiger Selbſtbeſtimmung, ſondern als ein Gebiet betrachtet wurde, in dem ſich jeder nach vorgeſchriebenen Regeln zufolge der Vorherbeſtimmung einer allgütigen Vorſehung und Weltregierung bewegen müſſe: ſo hatte er dennoch das Große an ihr lieben gelernt, und ſeine erſten freien wiſſenſchaftlichen Bewegungen außer der Schule ſind geſchichtliche Studien, denen er ſich nach Laune und Bedürfniß, ohne beſtimmten Plan hingiebt. Daß jenes rein hiſtoriſche Prinzip der Schule indeß nicht lange vorhalten konnte, ward in der bisherigen freien, natürlichen Entwickelung von Sallets Geiſt genügend angedeutet. Allmälig ſchob ſich dem ſich ſelbſt überlaſſenen Sinne für

das Große und Intereſſante der Geſchichte ein Gedanke unter, nach dem er wieder und wieder ſucht, bis er ihn endlich im Genius, als dem in der Geſchichte allein waltenden Gott findet, der das Leben der Völker, den Geiſt der Epochen beſtimmt. Dadurch ging ihm die Geſchichte in ihrer höhern Bedeutung auf, als ein für jedes geiſtige Leben unentbehrliches Element.

Ganz anders erging es ihm mit der Religion. Hier trat ihm überall ein Aufgedrungenes entgegen, das zunächſt, der freien Forſchung entſagend, ſich im Jenſeitigen, Dunklen hält, und das für die Bedürfniſſe des geiſtigen Menſchen, der ſich nach der Klarheit des Genius ſehnt, in dem Gott ſo ſehr Gedanke als Kultus iſt, ein ganz Unzulängliches iſt. Wie die höchſte Geſchichte, ſo wäre auch die wahre Religion nur im größten Genius gegeben und geoffenbart, und ſo lange der Gott der Religion jenſeitig bleibe, ſich auf die Welt nicht einlaſſen könne und dürfe, ſei er zuſammt mit der Religion ein auch dem Menſchen Gleichgültiges, Nebelhaftes, Abſtraktes. So lange muß ſich das des Genius bewußte Gemüth dieſes Gottes enthalten und jede Gemeinſchaft mit ihm ablehnen, weil ſie nicht auf freie Gegenſeitigkeit gegründet ſei.

Die Natur, als die reinſte gegenſtändliche Offenbarung dieſes Genius, ſie, die dem Knaben, als er im Graſe ſpielte oder ſchlummerte, in Sonnenſtrahlen, Blumenduft und Käferſummen ihre Geheimniſſe zuflüſterte, die dann als Mährchen und Lieder aus ihm heraustönten — ſie iſt vor der Reife des Jünglings, der mit Begeiſterung zum erſten Male den Menſchen in ſeiner vollendeten Geſtalt, als ihr Meiſterſtück, als den Genius geſchaut, in den Hintergrund gerückt. Nachdem ſie ihm ihren Sohn gezeigt, iſt der Schleier ihrer Jungfräulichkeit zerriſſen und die Sehnſucht nach ihr geſtillt. Fortan iſt ſie nur die Wohnung des Genius, nicht mehr die tauſendartige Geſtalt deſſelben, nicht mehr er ſelbſt in Räthſeln und Bildern. Wie ſie zum Menſchen gekommen, es gilt ihm gleich: genug er iſt da. Wohl mag es eine nützliche, ſchöne Wiſſenſchaft ſein, dieſe Geneſis des Menſchen, aber, wie alle Wiſſenſchaft, doch blos die Geſchichte des werdenden Genius, mit der man ſich nicht verweilen dürfe, trage man nach dieſem ein unendliches Verlangen in der Bruſt. So angeſchaut iſt ſie nicht mehr um ihrer ſelbſt willen da: ſie iſt das Proſcenium und die Couliſſe für den Menſchen —

allerdings die einzige, die zu seinem Wesen paßt, weil er nur in der Perspektive der Natur wahr sein könne.

Diese Auffassung der Natur ist Sallet geblieben bis in die späteste Zeit. Die Natur stand immer seinem Menschen gegenüber — als das formelle Vorbild für den schaffenden Genius, aber nicht als dieser Genius in seiner höchsten Realität — die er nur in der Geschichte und in der Kunst erkannte.

Nicht minder untergeordnet stand ihm die Wissenschaft. Ohne Verächter des Wissens zu sein, das er sogar hochstellte als das Material und Handwerkszeug für den schaffenden Geist, fühlte er doch schon früh, daß es nicht viel sei, wenn man nicht was Rechtes wisse, daß der im Wissen verborgene Kern allein vermöge, über seinen Werth und den der von ihm ausgegangenen Bildung zu entscheiden. Auch hier nur den Menschen allein im Auge habend, galten ihm diejenigen Wissenschaften, welche ihm am schnellsten die Meisterwerke Anderer erschlossen, für die bedeutendsten, — die Sprachwissenschaften, die den Schlüssel geben, die Gedanken und Thaten des Genius zu verstehen, wie sie von ihm oder Anderen erzählt und gefeiert werden.

Dies war das erste Stadium, welches Sallets freie Selbstentwickelung, oder Sallet, der sich lebend Erziehende durchlief, der beste Theil aller Erziehung, der Schule, die im Bewußtsein der eigenen Geistigkeit ihren Halt gewonnen und die physische Individualität in der intellektuellen vollendet. Das Resultat dieser Erziehung war der Mensch, der sich von der auf ihn wirkenden Macht der außer ihm seienden Welt befreit und sie ins Bewußtsein seines Ichs aufgenommen hat. Der hieraus folgende Schluß ist, daß jedes wahre Leben die Aeußerung dieser Einheit, die Frucht der vollendeten Bildung in Thaten sein müsse. Natürlich kann die That eines so harmonisch entwickelten Menschen nicht eine That des empirischen Lebens sein, vielmehr muß sie der Ausdruck der Aesthetik dieses Lebens, der Kunst im weitern Sinne sein. So hat sich Sallet, wie er sich unmittelbar als Knabe und Jüngling hatte, als Mann wiedergefunden; aber als einen Menschen, in dem der Kunsttrieb der Welt als die bewegende Kraft seines Geistes waltet, — als den vom Genius der Poesie erfüllten Dichter.

Man wird mir zugeben, daß diese Erkenntniß ein Ruhepunkt ist, auf dem die Reflexion allein thätig, und der chaotisch aufgehäufte Stoff

des vorhandenen Materials für unendliche Schöpfungen zurecht gelegt wird, womit die neue Welt, die dem Gedanken nach schon fertig ist, auch in der That vor uns erscheinen soll. Es ist ein Punkt, auf dem man sich noch recht eigentlich als Herrn der Welt empfindet, und im Gefühle des größten Reichthums schwelgt, ohne sogleich an den Genuß desselben im Gebrauche zu denken, kurz ein Punkt, auf dem man Alles vollbringen zu können glaubt, und in diesem Bewußtsein einen Augenblick die Lust eines Gottes empfindet. Auf ihn folgt der Entschluß, die in sich aufgenommene, erkannte Welt als eine zweite aus sich hinaus zu versetzen, und in dem Gefühl dieser unendlichen Schöpferkraft, die ihn durchzuckt, schreibt Faust, im Anfange war nicht das Wort, sondern die That. Jetzt kann er es nicht länger ertragen, nur dem Geiste zu gleichen, den er begreift, er muß der Geist sein, der allein schafft und wirkt. —

Im Leben bedeutender Menschen giebt es keinen Stillstand. Das Abgeschlossenhaben, Fertigseinwollen ist nur eine Versicherung, die man statt für ein Zeichen von geistiger Selbstständigkeit, wie es leider zu geschehen pflegt, vielmehr für das von Beschränktheit oder eitler Selbstüberschätzung betrachten sollte. Im Leben des geistigen Menschen kann es nur Ruhepunkte geben. Denn wie in jedem gesunden Organismus überhaupt, besonders in der Pflanze, so lange bis das Wachsthum erloschen und die treibende Kraft in den Keim zurückgegangen, ein fortwährendes Aufschießen von Gegensätzen stattfindet, die jedes Stillstehen verhindern: so drängen auch im geistigen Organismus stets neue Polaritäten an's Licht, die sich dann in Momenten der Sammlung einen, um sogleich wieder in neue Gegensätze auseinander zu gehen. In diesem Sinne gilt von dem geistigen Leben des Menschen, was die Dichter von den Unsterblichen sagen, daß Ruhe selbst der Götter Tod sei. —

Zu diesen rastlos strebenden Menschen, zu diesen Göttern der Erde, gehörte auch unser Freund. Die Periode dieser Weltanschauung, die ins Anschauen vertieft schwelgt gleich dem Schöpfer, der Alles wohlgemacht fand — denn er erblickte sich in seiner Schöpfung — war eine rasch vorübergehende. Der klare, immer die äußersten Grenzen und letzten Verbindungen suchende Geist des in sich arbeitenden Menschen konnte den Frieden mit sich selbst nur in dem drängenden Bewußtsein finden, daß noch viel zu thun, das Gethane

aber nur ein Uebergangspunkt zu neuer Arbeit sei. Abermals stiegen Wolken an dem eben noch reinen, durchsichtigen Horizonte seiner Welt auf, die, sich mehr und mehr verdichtend, den Blick beschränkten: auch sie mußten auf's Neue zerstreut und in Klarheit aufgelöst werden. Woher aber diese neue Schranke, nachdem sich der Geist seiner Welt bemächtigt und sie als sein Produkt in sich wieder aufgenommen hat? — Ich sagte, daß der Geist auf seinen Schätzen und Reichthümern nicht müßig ausruhen könne, daß er sie aufs Neue in Umlauf bringen, zu Unternehmungen verwenden müsse, daß er die begriffene, in ihn übergegangene Welt als eine wirkliche der Welt des Gedankens in Schöpfungen gegenüber zu stellen, zufolge seiner Natur, sich gedrungen fühle. So war es auch mit Sallet, der den Schlüssel zu den Räthseln und Geheimnissen des Lebens gefunden, nun auch im Großen wie im Kleinen den Geist offenbaren und darstellen will als Inhalt alles Daseins. In diesem Streben zeigte er sich bald als Kritiker, bald als Dichter, und natürlich. Denn der Boden, über dem der Dichter seine Schöpfungen aufführen sollte, war noch nicht vorhanden, er mußte erst durch Kritik gefunden und urbar gemacht werden. Dann fehlte aber auch nicht der Zauber von Amphions Leier, bei deren Klängen das Griechenland der Jugend sich aus den Fluten der Begeisterung erhob, mit Städten und Burgen, mit freien Bürgern und glücklichen Staaten, in denen Kunst und Wissenschaft blühte und eine schöne Menschlichkeit als Frucht gedieh. Bald entfaltete auch die Liebe ihre Schwingen, und wo sie sich zeigte und wo sie weilte, löste sich die Zunge der Natur, bekam sie die Sprache reiner, wahrhaft menschlicher Gefühle. — Sallet war in dieser Zeit als Dichter fruchtbar, aber seine Gedichte, die Werke seines Schöpfungstriebes, sind treue Abspiegelungen seiner Weltanschauung, die Alles auf den Augenblick gründet, auf das Subjekt und dessen Fähigkeit, in sich den Quellpunkt des Daseins zu finden, sie sind die Aeußerungen der schönen Individualität. Vom Standpunkte des Dichters läßt sich ihnen das Geniale nicht absprechen, aber für die empirische Welt, die sich nicht grade auf ihm befindet, haben sie keinen so hohen Werth. Sie sind zwar freie aber nicht auch nothwendige Thaten seines Genius, die ohne Dolmetscher und Vermittler von ihrer Zeit so verstanden, begriffen und geschätzt werden können, daß man von ihnen mit vollem Rechte sagen dürfte, die Zeit selbst habe sie geschaffen. — Eben so verhält es sich mit Sallet's Kritik. Da es ihn drängen mußte, seinem

Standpunkte auch allgemeinere Geltung zu verſchaffen, ihn wo möglich als Standpunkt des Zeitbewußtſeins nachzuweiſen und zu rechtfertigen, war dieſe Kritik, als Bezeichnung des Verhältniſſes ſeiner Leiſtungen zu denen Anderer und zugleich als Ausſprache über ſich ſelbſt, durchaus nicht werthlos. An und für ſich dagegen ſchwebt ſie ſo gut wie in der Luft, eine Kritik, die wohl genial entſtanden ſein und als ſolche vertheidigt werden kann, — die aber mit dem Kriterium des allgemeinen Geiſtes, den man in dieſem edleren Sinne Zeitgeiſt nennen darf, in keinem nothwendigen Verhältniſſe ſteht. — Dieſes Verhältniß ſeiner Thätigkeit zur Zeit entging weder dem Dichter, noch auch dem Kritiker, es wurde ihm ſogar bis zu dem Grade klar, daß er ſeiner Produktivität, die er bisher für die Aeußerung des wahren, mit der Welt durchaus harmonirenden Genius hielt, und die ihn deshalb ſehr glücklich gemacht hatte, entſagte und ſich abermals für eine neue Unterſuchung ſeiner und der Welt entſchied, — eine Unterſuchung, die aber gar nicht die Nothwendigkeit des Erzeugten von dem Willen des Erzeugers abhängig macht, ſondern das Erzeugte und den Erzeuger in gleicher Weſenheit als eins und daſſelbe zu faſſen hat. Denn der Genius, den er bisher als den Urheber der Welt erkannt hatte, ging in den Widerſprüchen dieſer Welt als eine Zufälligkeit unter: ſeine Herrſchaft gründete ſich nicht in ſeinem Weſen. Ein anderer Geiſt mußte gefunden werden, der dieſer Welt inwohne und gleich ſei, die Idee mußte gefunden werden, die höher iſt als das Ideal. — So trat Friedrich von Sallet ſich abermals gegenüber in der Form der Philoſophie. — Welche nächſte Veranlaſſung ihn auf dieſes Gebiet geführt, welche Lehrer ihn am meiſten anzogen, welches Syſtem er beſonders befolgte — erwarte man das nicht hier zu erfahren. In der Werkſtatt ſolcher Geiſter, wie Sallet einer war, wird man nie den Zufall oder ſonſt ein Aeußeres arbeiten ſehen. Hier iſt das Feuer, der Balg, der Ambos, das Eiſen, der Hammer, der Schmied — alles eins. Das Feuer brennt, der Balg bläſt, das Eiſen legt ſich auf den Ambos, der Hammer ſchlägt darauf — und zuletzt iſt doch alles der Schmied. Weil die Welt, die Sallet als die ſeinige gewonnen hatte, nicht der nothwendige Ausdruck eines Geiſtes war, der in ihr zugleich ſich ſelbſt habe, ſondern durch eine Reihe genialer Thaten entſtanden war, die nur Zeugniß gaben von dieſem Geiſte, ſtatt er ſelbſt zu ſein, — entſagte er ihr zugleich mit dem Genius, den er für ihren Urheber gehalten. Hier konnte

der Dichter zwei Wege einſchlagen, entweder kleinmüthig alle weitere Erkenntniß aufgeben, oder vornehm die Welt ſeiner Phantaſie als die allein befriedigende feſthalten. Keinen von beiden wählte er, ſondern an ſich feſthaltend und an dem Glauben, daß die Welt und ihr Gedanke in ſeinem Selbſt ſich wiederfinden müſſe, wie dieſes nicht mehr als das geniale Ich, ſondern alles Andere ausſchließend das All iſt, erkannte er auch, daß dieſes Selbſt, wo es in die Entwickelung des Gedankens übergeht, nur immer ſich ſelbſt ſuchen und finden, nur immer ſich ſelbſt vollbringen und gegenſtändlich werden müſſe, wo es als ein thuendes, ſchaffendes auftrete. Sallet löſt auf dieſe Weiſe ſein Ich, den Genius, der ihn bisher ſo ſehr beſchäftigte, in den Pantheismus der Welt auf und geht damit in jenen Prozeß fortwährender Erlöſung ein, der nur in Gott, wo ſich das Ich und die Welt im Selbſt zuſammengefunden, vollendet und wieder aufgehoben iſt. Der Fortſchritt, den Sallet dadurch macht, iſt ſo bedeutend, daß ſeine ganze Individualität eine andere wird. Wie durch einen Zauberſchlag wird eine andere Religions-, Kunſt-, Geſchichts- und Lebensanſchauung in ihm geweckt, die ihn mit den Reſultaten ſeines bisherigen Lebens in ſolchen Widerſpruch bringt, daß man leicht zur Annahme eines gewaltſamen Ueberganges, eines Sprunges verleitet werden kann, wenn man nicht gerade, wie wir es gethan, den Gang des lebenden Sallet als eine ſich entwickelnde Idee verfolgt hat. Gerade in dem Geiſte, der nie am Einzelnen klebte, nie vom Einzelnen zum Einzelnen fortging, das Ganze zu gewinnen, um den, wohin er ſich ſtellte, die ihn umgebende Welt ſich in ſyſtematiſcher Einheit geſtaltete, — lag die Nothwendigkeit, jede Schranke, welche die Welt für ihn haben konnte, zu durchbrechen und ſich vollſtändig in ihr wiederzufinden: gerade für den Menſchen, deſſen Menſchlichkeit bisher nur Genialität geheißen hatte, mußte dieſer Menſch, nachdem ſeine Genialität nicht zureichend geweſen, ein Gott ſein, der ſich nur in ſeiner Welt anſchauen und gegenwärtig ſein kann — die Idee, wie ſie Menſch geworden iſt. Von jetzt ab hat die Geſchichte aufgehört, eine Reihe genialer Thaten zu ſein, ſie iſt die Offenbarung der Idee in ihrem menſchgewordenen Daſein. Von jetzt ab iſt die Religion nicht blos der Glaube des Genius an ſich ſelbſt, wie er in eigener Verehrung befangen, ſondern die Gewißheit, welche das Bewußtſein über ſeine Einheit mit dem ihm gegenüberſtehenden Weltgeiſte hat. Die Kunſt iſt jetzt die Offenbarung dieſes Weltgeiſtes, wie er ſich als

Einzelner zur Schönheit der Erscheinung gestaltet. Endlich die Wissenschaft, sie ist als Philosophie die Welt, wie sie sich als Geist in und durch Gedanken schafft, bewegt und vollendet. —

Es ist hier der Ort, sogleich an Sallet, den Dichter, zu erinnern. Wie verhält sich der Dichter zu dieser Weltanschauung, die Philosophie ist? Hat etwa der Philosoph über den Dichter gesiegt? — Man sagt ganz richtig, der Dichter ist geboren und der Philosoph wird. Denn die Philosophie, als das Werdende, hat nichts mit dem Augenblicke der That, dem Produkt, zu schaffen, weil sie dieses sogleich als ein Besonderes aufheben muß: sie kann also nie Inhalt einer Dichtung, also auch keines Dichters werden. Der Dichter, der alles Werdende als ein Fertiges, Gewordenes erzeugt, kann wohl zugleich Philosoph sein, wenn er sich statt dem Schaffen dem Denken hingibt, seine Gedichte können aber nie Philosophie in Versen genannt werden, so lange sie das Kriterium ihres Entstehens an sich tragen, Früchte einer fertigen Weltanschauung zu sein. Es kommt dabei so wenig darauf an, ob ein Dichter in dem, was man die Form nennt, zuweilen philosophische Ausdrücke, Manieren, möchte ich sagen, anwendet; so lange der Gedanke, der als Inhalt erscheint, als eine That des Dichtenden auftritt, wird er sich ebenso sehr von dem Gedanken des Philosophen unterscheiden, als sich Philosophie überhaupt vom Leben und der Kunst unterscheidet. —

In dieser Zeit der philosophischen Entwickelung Sallets, die weiter nichts als die Vollendung seines denkenden Menschen gewesen, ohne den Ausdruck seiner Individualität — den Dichter aufzuheben, erblickte er die Welt zum ersten Male als die Offenbarung Gottes, der ohne diese Offenbarung nicht ist. Ihr positiver, geschichtlicher Entwickelungsgang konnte daher auch nur eine Perfektibilität dieses menschgewordenen Gottes sein, und die Rückkehr Gottes zu sich selbst jener unendliche Akt der Liebe, wie er in der Erlösung durch Christus, des in der Zeit menschgewordenen Gottes, dem Individuum für immer vorgebildet worden, von Ewigkeit aber in der Vereinigung des Schöpfers und seiner Schöpfung sich vollbringt. Mit dieser Erlösung beginnt jede wahre Geschichte, jede wahre Kunst, jede wahre Philosophie. Sie ist die Stunde, in der die Sage aus dem Morgenlande, die in das Ohr und das Herz des Menschen gedrungen, zur Wahrheit wird durch die Vereinigung seiner mit Gott, dessen Stimme

fortan aus dem Menſchen herausklingt als ſein eignes Geſetz, als die Frucht vom Baume der Erkenntniß. Sie giebt uns das Paradies wieder, in welchem ſich die reinſte Quelle der Kunſt öffnet, und der Dichter eine Heimath findet. Denn hier fühlt auch er ſich erlöſt vom Genius, der ihn quälte mit ſeiner Gottähnlichkeit, ohne Gott ſelbſt zu ſein, hier fühlt er ſich in Gott, und ſeine Lieder ſind heilige Palmen, aus denen Gottes Athem weht. — Schöner, lieblicher Traum, der du den Dichter ergreifſt, der auf der Leiter der Philoſophie dieſes Paradies erklommen und in ihm den Drang ſeines Geiſtes, den Durſt ſeiner Seele, die Sehnſucht ſeines Herzens befriedigt und geſtillt ſieht. Hier, wo die Menſchheit aus der unendlichen Zerſplitterung der Perſonen wieder Eins geworden iſt in Gott — die Gemeine, bei der ſein Geiſt iſt, hier will er bleiben und dichten, denn hier iſt ſein Vaterland. Aber die aus den Sproſſen der Gedanken erbaute Leiter, auf der er dieſen Himmel erſtiegen, ſchwindet wie ein Traum vor der aufgehenden Morgenſonne des Erdentages. Die Schwingen der Philoſophie können nicht den Dichter tragen, deſſen Geiſt nicht blos erkennen, deſſen Seele auch den Athem dieſer Erkenntniß einſaugen, deſſen Auge die Strahlen der ewigen Sonne von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen will. — Der Dichter muß dieſe Leiter aufs Neue erbauen, Felſen und Berge auf einander thürmen und als ein Titan den Himmel ſtürmen mit den Waffen der Kunſt. Er hat die Wahrheit in der reinen ſchönen Entfaltung der erlöſten Welt, in den Farben der Unſchuld, in der Erfüllung der Liebe geſehen: aber in einer jenſeitigen Welt, die mit den Unvollkommenheiten der ſeinigen nichts gemein hat. Jene Welt zu einer gegenwärtigen zu machen, muß er Vater und Mutter, Weib und Kind verlaſſen, ein Apoſtel der Erlöſung werden: jetzt muß er das Evangelium predigen deſſen, der in ihm iſt, das Evangelium der Menſchwerdung, das Evangelium der Menſchheit.

Gallets Laienevangelium iſt das Werk des wahrſten Dichters. Es iſt das wiedereroberte Paradies des höchſten dichteriſchen Ideals, des Chriſtenthums, jener Gemeinde Gottes, die ſich erlöſen ſoll von den Banden der Kirche, des Staates, der Geſellſchaft, der Familie — von Allem, was die Satzung ihr als Feſſel anlegte, daß ſie nicht zu Gott kommen konnte, jenes durch die Feuertaufe der Kunſt von der Geſchichte erlöſten Chriſtus. Gallets Staat und Kirche ſtehen ſich nicht mehr feindlich gegenüber; ſein Chriſtenthum iſt erlöſt von

den Feſſeln der Gedanken, durch die man ſich zum Himmel hinaufdenkt oder ſchleicht, ohne ihn doch wirklich zu erreichen, erlöſt von der Caſuiſtik der Thaten, durch die man ſich mit den Lappen der Göttlichkeit umkleiden will und doch kein Gott wird, ſondern ein in ſeines Geiſtes und Herzens Blöße armſeliger Menſch bleibt. Sallets Menſchheit iſt die durch die ewig fortzeugende That erlöſte Menſchheit, in der ſchönen Geſtalt der Gemeinde, wie ſie die Kunſt als Erſcheinung und Wirklichkeit der Liebe vollendet.

Was ſoll uns, höre ich, ein Evangelium der Kunſt, eine Erlöſung durch den Dichter? Iſt dieſe That eine wirkliche, kann ſie Ketten brechen, Wunden heilen, Vorurtheile vernichten, die Erde zu einem Reiche Gottes machen? Iſt ſie nicht höchſtens die That eines frommen, gotterfüllten Schwärmers, deren die Geſchichte der Religionen, zunächſt des Chriſtenthums, ſo viele aufzuweiſen hat? — Ja gewiß — ihr, die ihr ſo ſprecht, werdet an keinen Chriſtus glauben, der ein Menſch unter Menſchen gewandelt. Ihr werdet immer nur den Gott verlangen, der euch erlöſen ſoll, oder den Philoſophen, der euch den Chriſtus der That zum Chriſtus des Gedankens macht. Aber wie Gott nicht zu euch kommt, geht ihr nicht zu ihm, ebenſo haben die echten Philoſophen euern tauben Ohren gepredigt. Als ſie zu euch redeten, ſagtet ihr, ſie ſeien Vergötterer des Begriffs, keine Lehrer der friſchen That. Da entgegneten dieſe, daß ſie es nicht mit Thaten als ſolchen, ſondern mit Ideen, mit dem Denken zu thun hätten, das freilich nur ein Thun in Gedanken iſt. Nun die Kunſt zu euch redet durch den Mund des geweihten Sängers, ſagt ihr: „iſt er nicht einer wie wir, wie ſollte er uns erlöſen können durch ſein Evangelium, welches nur das Wort eines irrenden Menſchen iſt? Ihr habt Recht, er wird euch ſo wenig erlöſen, als es Chriſtus vermochte, wenn ihr nicht ſelbſt die Hand an den Pflug legt und euch ſelbſt erlöſet. Die Gnade Gottes iſt die That des begeiſterten Menſchen, und dieſe Gnade fehlt keinem, der die Liebe hat. Daß ſie euch fehlt, habt ihr eurer Weisheit zu danken, die von dieſer Welt iſt und die Propheten und Apoſtel des Heils richtet gleich jenen vielgeſchmähten Juden, die in ihrer Blindheit ſie hinausführten und ſteinigten.

Doch die Zeit iſt beſſer als die, welche in ihrem Namen reden, ohne den Geiſt der Liebe zu haben. Wer die Conturen ihrer Phy-

siognomie klar erfaßt und mit Redlichkeit prüft, leugnet nicht, daß sie nach Positivität, nach Vollbringen strebt, — und wirklich beginnt das neue Blatt unserer Geschichte mit dem Losmachen von der sich selbst genügsamen Kritik, mit dem Ringen nach neuen Schöpfungen, neuen Thaten. Im Schneidepunkte zweier immer wiederkehrender Aeußerungen des Weltgeistes — der Zerstörung einerseits, die in dem Kampfe auf politischem Boden entbrannt, alle Reiche der Welt, Philosophie, Kunst, Religion zündend durchlaufen hat — und des Schöpfungstriebes, der die eingezogenen Kapitalien in neuen Unternehmungen anlegt, haben wir uns zu lange mit dem Geschäfte befaßt, unseren Besitzstand zu reguliren. In allen Stücken zu wissenschaftlich hat sich das Zeitalter bei uns nur langsam vorwärts bewegt. Wir erkennen Alles, aber thun wenig, oder übersetzen, was wir thun, aus dem Verstande oder einer bis zum Aeußersten verseichteten Philosophie — d. h. wir handeln ohne Begeisterung. Trotz dem werden wir uns über unsere Noth, zwischen zwei Polen zu treiben, immer klarer, ohne dem stärker ziehenden folgen zu können, da der dazu erforderliche Gährstoff in uns durch die Masse des über ihm aufgeschichteten, großentheils verdorbenen Materials noch niedergehalten ist. So werden wir selbst die Stufen werden, über welche die Erlösung durch Thaten ihren Weg nehmen und der Geist, sein Expropriationsrecht in der Tasche, die vielgepriesene Totalität der Wissenschaft zur Bahn einer neuen Kunst, d. h. eines neuen , aus sich heraus schaffenden, wenn auch einseitigen Lebens machen wird. Wer sich ins Geleise seiner Straße wirft und ihn beschwören wollte, noch still zu stehen, bis der Weg zur absoluten Wahrheit gefunden und — verbürgt sei, den werden seine Räder zermalmen. Wer sich ihm aber anschließt, hilft die Zukunft erobern, macht sie zur Gegenwart.

In diesem Geiste hat Sallet durch die Sprache der Kunst sich zunächst an die Gemeinde gewendet und ihre Glieder aufgefordert, Christus nicht jenseits der Erfahrung, in einer der Freiheit des Geistes Gewalt anthuenden Verkündigung, sondern in uns selbst zu suchen und zu finden. Nur dadurch kann das Geheimniß einer sichtbaren und unsichtbaren Kirche enthüllt, das Reich Gottes zu einem gegenwärtigen gemacht werden, daß der zum Vater gegangene Christus zu den Seinigen zurückkehrt, um ewig bei ihnen zu bleiben: nur dadurch kann die Erlösung eine wahrhafte werden, daß sie als eine nicht in der Zeit vollbrachte, sondern wie sich vollbringende erscheint

Wie hat die Kunst im Dichter diese Aufgabe ergriffen und gelöst? Ihrer würdig. Jede Kunst ist eine Offenbarung des Geistes, und die Schöpfungen der Dichtkunst sind Prophetenstimmen, welche das verkündigen, was gottbegeisterte Seher nicht aus Dunst und Wolken, sondern aus der eigenen Brust, deren Herzschlag durch die Adern der Zeit bewegt wird, geschöpft haben. Dichter müssen deshalb im Mittelpunkte der Menschheit, auf der Höhe ihrer Zeit stehen, die durch ihre Stimme spricht — und darum stehen sie der Zukunft näher und haben vor uns einen Blick in sie voraus. So ists auch mit Sallet, dessen Zeitgewissen so klar gewesen, um die Zukunft zu erkennen, um an sie zu glauben, um sie der Gegenwart als ein Evangelium zu verkünden, das einst durch Thaten gepredigt werden wird. Thun wir gleich ihm, so viel unser Theil ist — und diese Zukunft wird bald Gegenwart werden. — Auch hierin kann uns der Dichter als Mensch zum Vorbilde dienen und die Fackel vorantragen. In Friedrich von Sallet war der Dichter so lebendig, so wahrhaft menschlich ausgeprägt, daß nicht blos seine Erzeugnisse, daß auch seine Handlungen im Leben die Weihe des Aesthetischen trugen. Er war vor allen Dingen der Mann, der sein Evangelium bethätigte. Wer ihn kannte, mußte die Reinheit dieses Menschen bewundern und gestehen, daß ihn Gott sich vor Allen zum Verkündiger seiner Wahrheit ausgewählt habe. Auf dieser hellen, kalten Stirn ruhte der Ernst eines mit Gott einigen Lebens, aus diesen Augen blickte die durchdringende Klarheit eines Geistes, dem die Welt kein Buch mit sieben Siegeln ist. Um diese Lippen schwebte das begeisterte Wort der Wahrheit, die fast des Wortes entbehren könnte, brauchte sie nicht die Stimme der Liebe oder den strengen, mahnenden Ruf des strafenden Propheten. So sahen wir ihn einhergehen, eine That seiner selbst. So war er ein Mensch mit uns, — aber fremd und kalt, wo der einzelne Mensch allein den Ausschlag gab. So sprachen und stritten wir über unser Volk, unsere Zeit, unsere Gedanken und Kämpfe — aber er sprach nicht Meinungen, er entschied durch den Blitz seines Geistes, wie er entzündet vom Feuer der reinsten, heiligsten Liebe zur Menschheit aus ihm herausleuchtete. So war er schon vor der Verkündigung seines Evangeliums der Prophet durch seine Thaten, und als er es in Worten ausgesprochen, konnte er sich in Frieden hinlegen und sterben — denn seine Lehre war es, in der und für die er starb. Friedrich von Sallet ist an der Zeit gestorben. Ihn rieben als Men-

ſchen die Kämpfe auf, welche die Lüge gegen die Wahrheit, das Licht gegen die Finſterniß mit erneuter Kraft und Unterſtützung begonnen haben.

In Jedem von uns lebt Gott, ſo lange wir in ihm leben. Aber in Einigen ſchlägt er ſeine Wohnung auf für immer, und ein ſterblicher Leib wird die Hülle, in der er unter uns wandelt.

# III.

## Lebens- und Bildungsgeſchichte

# Friedrichs von Sallet.

Dargeſtellt

von

Theodor Paur.

# Vorwort.

Die Quellen, welche meiner Arbeit zu Gebote ſtanden, habe ich nicht nöthig, hier einzeln aufzuzählen, da ſie ſich von ſelbſt aus dem Folgenden ergeben. Der verehrten Gattin des Verſtorbenen, die mich reich mit allen vorhandenen Nachrichten unterſtützt hat, ſtatte ich hierdurch für mich und im Namen aller gegenwärtigen und künftigen Freunde des Dichters den aufrichtigſten Dank ab; ohne ihre Hülfe wäre ich nicht im Stande geweſen, etwas Erhebliches zu leiſten. Auch den beiden Brüdern Sallets, Carl und Ernſt Jungnitz, ſage ich freundlichen Dank für die Mittheilung eines Manuſcriptes über ihren Bruder, welchem ich mehre wichtige Stellen aus den Briefen desſelben entlehnen konnte. Ich habe mich beſtrebt, in meiner Darſtellung ſo zu verfahren, als ob ſeit dem Tode Sallets bereits hundert Jahre verfloſſen wären, d. h. ich habe mich durch keine äußere Rückſicht in der Auswahl des mitzutheilenden Stoffes, ſowie in der Form des Ausdrucks binden laſſen. Wahrlich, es ſtünde ſchlimm um uns, wenn man über das Leben und Wirken eines ſo bedeutenden Menſchen nicht unumwunden ſagen und ſchreiben dürfte, was zu ſagen und zu ſchreiben nöthig iſt. Entweder eine wahre Lebensgeſchichte oder gar keine, hab' ich gedacht, und ſo hoffe ich, daß es mir gelungen iſt, ein getroffenes Bild von unſerem Freunde zu entwerfen, deſſen Lebens- und Bildungsgeſchichte würdiger als die vieler Andern iſt, mit Ernſt und Unbefangenheit betrachtet und der Nachwelt überliefert zu

werden. Die Gegenwart spiegelt sich in diesem kurzen Lebenslaufe so klar, daß wir aus den wenigen Blättern die schönsten Hoffnungen für die Zukunft zu fassen berechtigt sind. Ich wiederhole es mit vollem Bewußtsein noch ein Mal: Sallet war der reinste und wahrste Mensch, den ich kennen gelernt, ja ich habe vorher keine Ahnung gehabt, daß es einen solchen Menschen geben könne. Möge die Welt daraus erkennen, daß der göttliche Geist auch noch heut ganz vernehmlich, ja mit gewaltigem Brausen, wie zur Zeit der ersten Pfingsten, aus dem Munde seiner edelsten Söhne spricht. Hat sie dies erkannt, dann wird sie die Propheten aufnehmen, anstatt sie zu verfolgen: dann wird sich die goldene Zeit nahen, in der jede Regung den Geist Gottes athmet, in der Wort und That wie Seele und Körper in untrennbarer Harmonie sich gestalten werden. Diese Hoffnung ist der Anker, an dem wir unerschüttert im Sturme des Lebens festhalten wollen!

Reisse, den 31. October 1843.

Theodor Paur.

Leben heißt Wirken, und das Leben eines Menſchen beſchreiben, iſt im Grunde genommen nichts Anderes, als den Urſprung, die Bedeutung und den Abſchluß ſeines Wirkens darſtellen. Wer Leben und Wirken von einander ſcheiden kann, der verräth bis zum Innerſten ſeine unwahre Natur. Am entſchiedenſten zeigt ſich dies im Leben des Dichters. Der wahre Dichter hat von jeher in ſeinen Werken ganz ſich ſelber dargebracht, ohne ein Reſtchen für ein noch anderes abgeſondertes Daſein ſich zurückzubehalten. Das waren von jeher falſche Dichter, Afternaturen, die mit dieſem heiligſten Berufe ein unwürdiges Spiel trieben, indem ſie vermeinten, Dichten ſei ein nützlicher oder doch unſchuldiger, ein würdiger oder doch wenigſtens nicht verächtlicher Zeitvertreib. Das Brandmal der Feigheit und Lüge ſteht flammend auf den Stirnen Derer eingeſchrieben, die noch zu dichten glauben, wenn ſie, ſich ſelber aufgebend, der Schlechtigkeit ihre Verſe weihen, den mächtigen Gott der Zeit verrathen und dem in ihrem eigenen Buſen ſchmachvoll Schweigen gebieten. Demnach könnte es ſcheinen, als ſollte in den vorliegenden Blättern meine Aufgabe ſein, das dichteriſche Wirken Sallets zu ſchildern, das will ich nun nicht, ich habe es vielmehr übernommen, aus eigener Erinnerung und nach den vorhandenen Quellen, beſonders nach dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters, ſeinen Bildungsgang und Charakter in ſchlichter Treue zu entwerfen, indem ich es den andern Freunden überlaſſe, ſich in den folgenden Abſchnitten über den Werth und Geiſt der bis jetzt durch den Druck veröffentlichten Schriften Sallets, ſowie über die Bedeutung derſelben für die Gegenwart und Zukunft auszuſprechen. Ich glaube, darin liegt kein Widerſpruch zu der obigen Anſicht: während in den folgenden Abſchnitten gezeigt

wird, was Sallet geworden, will ich zeigen, wie er es geworden. Und welch ſchöne Aufgabe, dem Werden eines ſo bedeutenden, ſo ſeltenen Geiſtes nachzuforſchen und es in kurzen Zügen darzuſtellen! Doch fühle ich mich gedrungen, es bald hier im Eingange zu bemerken, daß wir es nicht mit einem Dichter zu thun haben, wie wir ihn bisher aufzufaſſen gewohnt geweſen ſind. Welche Forderungen hatten wir aus unſeren zwei glänzenden Literaturperioden des 13. und 18. Jahrhunderts an den Dichter ſtellen gelernt? Doch wohl hauptſächlich dieſe, daß er wahrhaft menſchliche Ideen oder ſolche, die aus dem geſchichtlichen Leben der Nation erwachſen ſind, in ächt künſtleriſcher Form zur ſprachlichen Erſcheinung bringe. Sallet wußte für ſein Dichten eine höhere Aufgabe. Nicht eine einzelne Idee leuchtete ihm vor, vielmehr ſtrebte er ſein ganzes Leben hindurch, anfangs dunkel bewußt, dann mit Klarheit ſich bis zum Urgrunde aller Ideen zu vertiefen, denſelben nach beiden Erſcheinungsformen, im Menſchen als Freiheit, in der Welt als Gott, und wie doch beide untrennbar Eins ſind im großen Gottesbewußtſein, zu begreifen und in der Anſchauung feſtzuhalten. Darum konnte keine Hauptrichtung des Menſchheitlebens ſeiner Betrachtung entgehen: am wenigſten Staat und Religion, die beiden Angelpunkte des welthiſtoriſchen Lebens. Doch fühlte er keinen Beruf in ſich, Staat und Religion in ihrem zeitlichen Beſtehen zu feiern, wie es wohl ſchon von frühern Dichtern geſchehen iſt — nein, er wollte ihr zeitliches Beſtehen vernichten, um ihnen ein ewiges zu begründen. Das iſt freilich etwas Erſchütterndes, und wir dürfen uns nicht wundern, daß ſo Viele mit ſträubendem Haar ſich abwenden und nach Hülfe ſchreien. Sallet iſt mehr als Dichter, er iſt im ſtrengſten Wortſinne der von Gott begeiſterte Prophet unſerer Zeit. Streng und rauh, aber kühn und gewaltig ſind ſeine Worte wie ſeine Verſe, Donnerſchläge ſeine Gedanken, mit leuchtendem Finger weiſ't er immer und unabwendbar auf das Eine: das Ewige hin. Die Menſchzeit hat es ſchon, aber ſie weiß es nicht, und weiß ſie es, ſo zögert ſie, es zu verwirklichen: immer noch die unſelige Trennung des Zeitlichen und Ewigen, die euer Weſen zerſplittert und euern Geiſt ertödtet. Das iſt es, was Sallet mit der todtenerweckenden Simme des Dichter-Propheten verkündet: „ihr ſeid ewig, aber ſchon hier, ewig ſollen auch eure Werke ſein; denn ewig iſt jeder Moment, den ihr im ſchöpferiſchen Gottesbe-

wußtſein durchlebt.“ Es iſt ein einziges Schauſpiel in unſerer Literaturgeſchichte, welches Sallet darbietet, daß ein Mann in der Blüthe ſeiner Jahre einen ſo vollkommen abgeſchloſſenen Kreis menſchlichen Strebens vollendet und am Schluſſe ſeines kurzen Lebens mit ſolcher Klarheit des Bewußtſeins die durchlaufene Bahn überſchaut. Es ſollte dem geliebten Todten nicht die Genugthuung zu Theil werden, aus dem freudigen Zuruf der Zeitgenoſſen das Wort zu vernehmen: „Wir haben Dich erkannt! Wir wiſſen, was Du uns geweſen biſt, was Du uns zu ſein vermagſt und ſein wirſt.“ Jetzt kommt jede Anerkennung für ihn ſelbſt zu ſpät, dem Freunde aber ſei es nun vergönnt, mit bebender Hand ein getreues Bild des Geſchiedenen zu entwerfen, ein Bild ſeines glühenden Strebens nach Verwirklichung jenes einzigen Kleinods, welches die Edeln aller Jahrhunderte für die Menſchheit zu erringen ſich erkühnten.

Friedrich von Sallet ſtammt aus einer geflüchteten franzöſiſchen Hugenotten-Familie, und wurde den 20. April 1812 in Neiße, wo ſein Vater Hauptmann im Ingenieur-Corps war, geboren. Der Vater ſtarb ſchon 1814 am Nervenfieber. Als darauf 1816 ſein Mutter ſich mit dem damaligen Aſſeſſor Jungnitz in Breslau verheirathete, kam er mit in dieſe Stadt, wo er bis zu ſeinem 12. Jahre blieb. Die früheſten Jugenderinnerungen führen ihn in die weitläufigen Räume des Breslauer Univerſitätsgebäudes zurück. Er beſingt es ſelbſt in launigen Verſen*), wie er als Kind ſtill ſinnend vor vor dem Flügel geſtanden und auf den Taſten umhergetappt, bis es ihm gelungen, einen ſchönklingenden Accord zu finden, wie er oft ganz mutterſeelenallein mit heimlichem Beben in der ungeheuren Aula Leopoldina umhergegangen, plötzlich halb vor Uebermuth, halb vor Angſt laut aufgeſchrieen oder gepfiffen, daß es dröhnend wiederhallte, wie er ſich kecklich auf das vergoldete Katheder geſtellt und vor den zwei weißen rieſigen Steinrittern, ſie zu verhöhnen, humoriſtiſche Complimente gemacht. Beſonders anmuthig ſind die Erinnerungen an ſeinen ehrwürdigen, gelehrten Onkel, Profeſſor Jungnitz, der ebenfalls in der Univerſität wohnte. Schon die altmodiſche, gewählte Tracht, mehr aber noch das tiefdenkende, ernſt kluge und doch heitere Antlitz deſſelben, erregten in dem Kinde beſondere Gefühle; betrat der Kleine erſt gar das Studirzimmer des Profeſſors, wo die vielen glänzenden

*) Siehe im Nachlaſſe: „Autobiographiſche Knittelverſe“.

phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente und die grauen Folianten Gelahrtheit und Geheimniß verkündeten, und langte der Onkel den Kindern ein großes Buch mit den ſchönſten Kupferſtichen oder einen Band voll poſſirlicher Affengeſtalten zu, oder ließ er ſie im Guckkaſten fremde Gebäude und Städte ſehen, dann mußte wohl in dem jungen lebendigen Geiſte eine wunderbare Geſtaltenwelt erwachen. Schon in den erſten Kinderjahren erklang ihm eine geheimnißvolle Mahnung zur Poeſie. Seine Mutter hat es oft erzählt, wie er im Zimmer ganz allein zuweilen freudig in die Hände ſchlug und austief: „Mutter, ſchau! die Irle kommt! — biſt Du da, liebe Irle?“ und wenn die Mutter ihn gefragt: wen er meine und mit wem er ſpreche, da doch Niemand zu ſehen ſei, ſagte er faſt unwillig: „Nun ſiehſt Du nicht? die Irle iſt's!“ Sonſt mochte er nichts über die Erſcheinung kund thun*). Auch beſonders in folgendem Zuge finden wir das ſchon frühzeitig lebhaft erregte Gemüth. Er hat die Geſchichte ſelbſt beſungen**) und erzählt es außerdem in ſeinem Tagebuche***). Die Worte des Letzteren mögen hier Platz finden: „Ich war einſt,“ ſo ſchreibt er, „noch ganz jung mit meinem Vetter Ernſt v. B. in Silvitz, wo ein reicher Graf mit ſeiner Tochter, die mit uns etwa in gleichen Jahren ſein mochte, zum Beſuch war. Sie hieß Marie. In dem ſchön angelegten Garten beim Silvitzer Schloß veranſtaltete meine Couſine Louiſe ein gemeinſchaftliches Spiel, das in der Darſtellung einer Art von Roman beſtand. Marie ſollte von mir im Pavillon des Gartens ſchlafend angetroffen werden. In welchem Zuſammenhang das mit dem Ganzen ſtand, weiß ich nicht, aber den Moment, als ich in den Pavillon trat, habe ich nicht vergeſſen. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, mit dem Oberleibe wagerecht auf einem Stuhl, von dem die langen braunen Haare, welche ſie frei und ungeſchmückt trug, herabhingen. Ihr Geſicht hatte einen ſolchen Madonnaausdruck, daß ich ſie faſt mit Andacht nur betrachtete. Ich war noch ein Kind, und ſie war es auch noch, und doch hat nie der Anblick eines weiblichen Weſens einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht. Nachher turnirte ich mit meinem Vetter mit langen Bohnenſtangen und Stöcken ſtatt Lanzen und Schwertern. Marie ſah

---

*) Siehe „Schön Irla“ S. 7.
**) S. „Autobiographiſche Knittelverſe.“
***) Den 27. Auguſt 1831 zu Mainz.

uns als Prinzeſſin zu. Ich erhielt den Preis, der, glaub' ich, in einem grünen Kranze beſtand, und meine ſchlaue Couſine wuſte mir dabei einen Kuß von ihr zu verſchaffen, den ich ſchüchtern nahm und ſie ſchüchtern gab.*)

Auch über die erſten Anregungen in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht gibt uns der Dichter ſelbſt in einem Abſchnitte ſeines Tagebuchs genügende Auskunft: „Die erſte Anregung," ſo ſchreibt er, „mag mir wohl das Theater gegeben haben. Ich ſah, als ich ohngefähr 9 Jahr alt war, das pantomimiſche Ballet: Arlequin im Schuz der Zauberei, auf dem Breslauer Theater. Ich entwarf den vollſtändigen Plan zu einem ähnlichen Dinge, in dem es an Zaubereien und Intriguen nicht fehlte, ſchrieb aber nur den Anfang davon nieder. In der Schule" — Sallet genoß nämlich bis zu ſeinem 12. Jahre den gewöhnlichen Schulunterricht, in den lezten Jahren in dem ſogenannten Reicheſchen Inſtitut — „gab mir die Mythologie und das Leſen lateiniſcher Autoren einen neuen Schwung. Ich erinnere mich eines Gedichtes, das ein Lob der Poeſie enthielt. Sie bezwingt und rührt ſelbſt Barbaren: Ihr, dieſer Herrlichen, kann Niemand widerſteh'n ꝛc. Folgende Verſe ſind mir noch im Gedächniß. Ich ſpreche von mir ſelbſt; wenn mich die Begeiſterung faßt:

Dann fliehen mir die Verſe wie die Pfeile,
Die einſt der Krieger von dem Bogen ſchoß,
Doch wirken ſie nicht ſchrecklich wie dieſelben,
Nein, ſondern ſie begeiſtern angenehm! ꝛc.

Dies Gedicht wurde meinem lateiniſchen Lehrer (Ludwig), einem jungen feurigen Menſchen gezeigt. Er klopfte mir auf die Schultern mit den Worten: »Junge, in Dir ſteckt was!« und munterte mich zu

*) Daran fügt er noch folgende Bemerkung: „Als ich zulezt wieder in Reichau war, war ſie wieder in Silvitz. Sie war zur Jungfrau aufgewachſen und meine Onkels, Tanten und Couſinen redeten mir einen einſtimmigen Hymnus auf ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Ich lächelte und machte mich darüber luſtig, im Innern aber bedauerte ich es halb, halb war es mir lieb, daß ich ſie nicht zu ſehen bekam. Denn ich erinnerte mich der ſchlafenden Madonna und des Kuſſes noch ſehr lebhaft, und ſo hatte ich allerdings eine Wertheriade zu befürchten. Ein ſonderbarer Umſtand iſt der, daß meine Verwandten eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihr und meiner Mutter, als dieſe noch Mädchen war, bemerken wollen."

neuen Verſuchen auf. Ich überſetzte eine Phädriſche Fabel im Versmaße des Originals. War das Original ſchon durchaus unpoetiſch, ſo war meine Ueberſetzung noch proſaiſcher und durchaus holprig. Ludwig kritiſirte jeden einzelnen Vers, aber ohne Spott, und benahm mir durchaus nicht alle Hoffnung. Aus dieſer Periode erinnere ich mich noch eines epiſchen Gedichts in reimloſen Jamben, die Geſchichte der alten Götter, wie ſie von Jupiter und ſeinen Brüdern verdrängt werden, zum Gegenſtande habend. Ich vollendete es jedoch auch nicht.“ In proſaiſchen Aufſätzen zeichnete ſich der Knabe Sallet vor den Andern aus, doch weiß er ſich im Tagebuche auf keinen zu erinnern, der ihn beſonders angeregt hätte. Von Dichtern hatte er bis zu ſeinem 12. Jahre nichts geleſen, als die in der Schule gebrauchte Anthologie, die Balladen von Schiller, ein Paar Stellen des Homer, Aeſops Fabeln und den Anfang des Ovid im Driginal. Ein bemerkenswerther Charakterzug, der ſchon damals in dem Knaben die künftige Richtung des gereiften Mannes verkündete, war ſeine Abneigung gegen den Religionsunterricht und gegen die Kirche. Mit innerem Widerſtreben ging er zur Confirmation und wiederholte den Beſuch des Abendmahls in ſeinem Leben nie wieder. So fühlte er ſchon frühzeitig den Drang in ſich, Alles, was ſeinem Geiſte aufgezwungen werden ſollte, von ſich abzuweiſen. Daß ihm jedoch die orthodox-chriſtlich-religiöſe Geſinnung damals und noch ſpäter durchaus nicht fehlte, wird ſich genügend aus dem Folgenden ergeben.

Da Sallet zur militäriſchen Laufbahn beſtimmt war, wurde er im Jahre 1824 in das Cadetten-Corps zu Potsdam gebracht, wo er zwei Jahre hindurch blieb. Hier las er Schillers Gedichte und lernte viele auswendig. Er ſelbſt dichtete im Jahre 1825, als 13jähriger auf einer Landpartie im grünen Walde das kleine Gedicht „Frühling.“ Ich füge es aus dem Nachlaſſe bei:

O Frühling, Du erſcheinſt uns wieder,
So hold, ſo mild, ſo rein,
Zu Deinem Lob erſchallen Lieder
Im Felde und im Hain.

Die Erde war vor Froſt erſtarret,
Kein Pflänzchen grünt' auf ihr,
Doch lange nicht hat ſie geharret,
Sieh, da erſcheinſt Du ihr.

Erquickteſt uns durch Dein Erſcheinen,
Mit Deinem Blumenduft,
Drum preiſen wir Dich mit den Deinen,
Den Vögeln in der Luft.

Wie wirſt Du uns erſt dann erfreuen,
Wenn nach dem Todespfad
Die Guten und dem Herrn Getreuen
Gott aufgenommen hat.

Dort wirſt Du unvergänglich blühen
Und herrlicher als hier,
Drum geht mein eifriges Bemühen,
O ew'ger Lenz, nach Dir!

Außerdem erwähnt Sallet einer Art von Elegie an den Mond, die ihm für ſeine Jahre ziemlich gut gelungen war, und eines Glückwunſches auf den Kaiſer Nicolaus, als dieſer den Thron beſtieg. In dieſer Zeit wagte er den erſten Verſuch im Luſtſpiel. Die Cadetten wollten nämlich zum Geburtstage ihres Gouverneurs ein Stück aufführen: Sallet ſchrieb eins, deſſen Gegenſtand das Verhältniß eines burſchikoſen Studenten zu ſeinem Vater, einem alten Geizhalſe, war. Es fiel ungeſchickt aus, und es wurde ſtatt ſeiner der Edelknabe von Engel aufgeführt. Zu proſaiſchen Aufſätzen hatte er keinen Anlaß; denn die Cadetten mußten höchſtens einmal etwas Vorgeleſenes nachbilden, ein Geſchäft, das er ſchon von ſeiner früheſten Jugend an haßte. Ein Aufſatz von ihm: „Gedanken beim Anblick des Monuments auf dem Kreuzberg bei Berlin", den die Knaben bei ihrem Abgange nach Berlin zu ſchreiben hatten, machte einiges Aufſehen bei den Lehrern. Auch der in den Jugendjahren ſo vorwaltende Hang unſers Dichters zur Satire regte ſich ſchon in Potsdam. Er und ſein Kamerad Schulenburg verfertigten zuſammen auf einen Cadetten ein Gedicht, welches die prahleriſchen Lügen, die dieſer von den Heldenthaten ſeines Großvaters zu erzählen pflegte, verſpottete und mit den Worten begann:

Bei Marathon, bei Marathon
Dort auf der grünen Haide,
Da zog der alte Claußus
Den Säbel aus der Scheide ꝛc.

Es war auf die Melodie des Deſſauer Marſches gemacht und wurde abgeſungen.

Im Jahre 1826 kam Sallet in das Cadetten-Corps zu Berlin, wo bis 1829 ſeine militäriſche Erziehung vollendet ward. Ich folge

hier zunächſt wieder den Worten des Tagebuchs. „In Berlin," ſchreibt Sallet, „las ich Schiller mit Wuth; die Räuber, Fiesco, die Jungfrau von Orleans vergötterte ich am meiſten. Die erſte Zeit wollte mir gar keine poetiſche Idee einfallen und ich verzweifelte ganz an meinem Talent. In proſaiſchen Aufſätzen zeichnete ich mich jedoch aus. Beſonders gelang mir die Erfindung eines Mährchens in der Manier derer aus tauſend und eine Nacht. Als ich auf Urlaub und mit meiner Mutter in Reinerz war, machte ich das Gedicht: das Vergißmeinnicht, das ich noch habe, und ſing ein burleskes Klagelied über das Cadettenleben an. In der 2. Klaſſe wurde meine Lectüre und der Kreis meiner Begriffe ausgebreiteter. Ich ſchrieb eine Menge Gedichte. Eine Romanze declamirte ich bei Deibel. Er kritiſirte ſie ſtreng, munterte mich aber auf. Ich gab ihm die Legende, die ich noch habe, und die er lobend aufnahm. Mit Schulenburg hatte ich in der mathematiſchen Stunde eine poetiſche Correſpondenz, wo wir Verſe auf ein Zettelchen ſchrieben und uns zuſteckten und der Folgende die Antwort drauf ſchrieb. Schulenburg hatte mehr Gewandtheit im raſchen Finden der Verſe. Er ſpielte den Wildfang, ich den Sentimentalen. Ich ſchrieb ein Luſtſpiel, das wir aufführten und worin ich ein Bauermädchen ſpielte. Der Gegenſtand war derſelbe, wie Engels dankbarer Sohn, aber es war weniger im moraliſchen, als im heitern, ſcherzhaften Ton gehalten. An Geſchicklichkeit des Plans und feſte Charakterzeichnung war nicht zu denken. Auch ein Trauerſpiel fing ich an, in Trochäen. Es war ein Mordſchickſalsſtück und ich that wohl daran, es, nachdem ein Paar Scenen niedergeſchrieben waren, zu zerreißen. Noch ein Luſtſpiel fing ich an, damit es aufgeführt werden ſollte. Die Hauptperſon war ein Geiziger, dem ich durchaus recht beſondere Ideen beilegen wollte und deſſen Charakter eben dadurch ſchwankend und verfehlt wurde. Es waren jedoch einige ziemlich komiſche Scenen darin. Von meinen in der 2. Klaſſe gelieferten proſaiſchen Aufſätzen war: »Wahnſinn und Undank«, den ich noch jetzt habe, der gelungenſte. Sie waren meiſt ſentimental und ernſt und wurden von Deibel mit Lob aufgenommen. Nur ein Mal fiel ich mit einem didactiſchen Aufſatz, den ich ſeiner Natur nach mit großer Unluſt gearbeitet hatte, gänzlich durch. In der erſten Klaſſe ſchrieb ich ein Luſtſpiel: »Hochmuth kommt vor dem Fall«, das wir aufführten. Der Plan war einfach, die Charaktere durchaus ohne feine Nüancirungen, aber richtig gehalten. Beſonders gelungen war

mir die Figur eines armen phantaſtiſchen Poeten. Ein Papagei, der nichts ſprechen konnte, als: »Spitzbub' und Lumpenpack«, bildete gleichſam den Chorus. Die Aufführung beluſtigte ſehr; Stappenbeck*) drückte mir nach Endigung derſelben die Hand und dankte mir herzlich für den Genuß. Das kam mir wie eine Art Weihe vor. Ich ſchrieb zu demſelben Zweck noch ein Luſtſpiel, deſſen Aufführung aber nicht zu Stande kam. Blombergen, dem trocknen, faden Kerl, ſagte es nicht ſo zu, wie das erſte, denn es war allerdings lange nicht ſo vernünftig und tadelfrei, aber in der Erfindung lag ein gewiſſer kecker Humor, etwas Tieck'ſches. Die Charaktere waren überladen und karikirt, wie in den altdeutſchen Luſtſpielen. Der Plan war folgender: Seſoſtris, König von Aegypten, hat fünf Söhne, von denen ein einziger vernünftig, die andern vier aber jeder von einer beſondern Narrheit befallen iſt. Der eine iſt ein dicker Phlegmatikus, deſſen Genüſſe und Ideen ſich nie über Eſſen, Trinken und Schlafen erheben. Der andere iſt ein ewig verliebter, zerfließender Mondſcheinſchwärmer; der dritte ein mathematiſcher Grübler; der vierte, obgleich erwachſen, ganz kindiſch wie ein kleiner Junge. Um ſie beſſer zu erziehen, verſchreibt Seſoſtris einen Gouverneur vom Hofe Ludwigs des XIV., der ankommt und gebrochenes Deutſch-franzöſiſch parlirt. Seſoſtris ſelbſt zieht aus, um Rußland zu erobern, und verſpricht denjenigen von ſeinen Söhnen zum Statthalter dieſes Reichs zu machen, der während ſeiner Abweſenheit die größte That vollbringt. Der älteſte, der den Gouverneur als einen plauderhaften Narren verachtet, zieht aus, um einen Löwen zu bekämpfen, der eine Provinz durch ſeine Räubereien verheert. Die anderen haben ihrem Charakter gemäß keine beſondere Luſt zur Statthalterei. Der franzöſiſche Hofmeiſter beredet ſie durch Kniffe und Pfiffe, indem er jedem Etwas vorſpiegelt, was nach ſeinem Geſchmack iſt. Dem Freſſer ſpricht er von köſtlichen Gerichten, die man in Petersburg zu bereiten verſtehe u. ſ. w., ſo daß ſie endlich beſchließen, auch Etwas zur Erlangung der Statthalterei zu unternehmen. Sogar der Mondſcheinſchwärmer, dem es ein ſüßer Gedanke iſt, von einem ganzen Volke geliebt zu werden, ſchließt ſich nicht aus. Der Mathematiker, um eine große That zu vollbringen, entdeckt die Quadratur des Zirkels, der Freſſer erfindet ein neues Gericht, indem er den von ſeinem Bruder im Kampf getödteten Löwen auf eine neue

*) Einer der damaligen Lehrer beim Cadetten-Corps.

Manier mit einer selbsterfundenen Sauce zubereitet, der Kindische lernt das A-B-C auswendig. Jeder lacht die Thorheit des Andern aus, ohne seine eigene einzusehen. Sesostris kehrt als Sieger zurück, den Kaiser der Russen als Gefangenen mit sich führend, den er aber als einen braven Krieger sehr höflich behandelt und ihm sogar die Wahl desjenigen seiner Söhne überläßt, der künftig sein Land regieren soll. Jeder bringt nun seine That zum Markte, nur der Mondscheinkerl hat es verdämelt, etwas zu unternehmen, und bringt dafür seinem Vater in achtzeiligen Stanzen ein weiches Herz voll überschwenglicher Liebe dar. Natürlich erhält der Löwentödter den Preis und die Andern derbe Nasen. Der Hofmeister wird als unbrauchbar nach Paris zurückgeschickt. In dies plumpe Gewebe war noch ein Hofnarr eingestreut, der sich über alle Personen lustig macht, und als Gegengewicht ein sehr weiser Wahrsager. So wenig komische Kraft und Geschicklichkeit in dem Machwerk war, so zeugt die abenteuerliche Zusammenstellung des uralten Eroberers Sesostris mit einem Franzosen vom Hofe Ludwigs XIV., einem Hofnarren u. s. w., doch von einiger Phantasie. Die prosaischen Aufsätze in der ersten Klasse regten mich wenig an, da sie meist historische oder didactische Gegenstände behandelten, jedoch zeichneten sie sich, obgleich ohne Lust und Liebe gearbeitet, vor der Menge aus." Soweit die Worte des Tagebuches. Ein anderer Berichterstatter*), der sich damals ebenfalls im Cadettenhause zu Berlin befand, erzählt noch, daß Sallet in der obersten Klasse mit einigen anderen aufgeweckten jungen Leuten wöchentlich ein Journal herausgegeben, das geschrieben unter den Schülern circulirte.

Blicken wir noch ein Mal auf den Aufenthalt Sallets in Potsdam und Berlin zurück, so sehen wir, daß allmälig zwei Richtungen aus der natürlich-poetischen Grundlage des jungen strebenden Geistes hervorgetreten sind, nämlich eine sentimental-romantische und eine grotesk-humoristische. Die erste sprach sich im lyrischen Gedicht, sowie in den Prosaaufsätzen, die andere besonders im Lustspiele aus. Der Hang zur Satire konnte erst unter spätern Verhältnissen hinreichende Nahrung bekommen. Im Uebrigen finden wir den Jüng-

*) Dieser ungenannte Freund des Dichters (v. Corvin-Wiersbitzky?) hat in der Zeitschrift „Rosen", Jahrgang 1843, Nr. 71—78, verschiedene sehr interessante Mittheilungen über Sallets frühere Lebensperiode bis zum Jahre 1838 gemacht. Sie sind in dem Folgenden mit benutzt worden.

ling bis zu seinem Abschiede von Berlin im ungestörten Frieden mit sich selbst und mit der Welt. Ein Weihnachtslied vom Jahre 1827 zeigt ihn ganz dem kindlich frommen Glauben an den Erlöser ergeben, und ein Brief aus Berlin vom 27. Dezember 1828 an seine Tante in Leipitz*), die ihn aufs zärtlichste liebte und die er gern zu seiner Vertrauten machte, athmet erquicklich die frohe Stimmung eines reinen Gemüthes. „Ich lebe hier," schreibt er, „recht froh, an Leib und Seele gesund, und ich würde auch froh sein, wenn ich in gedrückteren Verhältnissen lebte. Die Freude ist dem Menschen so natürlich, daß sie immer das Uebergewicht in seinem Gemüthe behaupten wird, wenn er sie nicht eigensinnig unterdrückt. Sehr gern erfülle ich Deine Bitte, Dir einige von meinen Gedichten zu schicken. Sie sind freilich nur schwache Versuche, aber ich weiß, daß Du keine Meisterstücke verlangst, und Deine Aeußerung, daß Du eins derselben mit Rührung gelesen hast, steigert ihren Werth in meinen Augen. Glaube mir, ich würde mich nicht so freuen, wenn ein ganzer Haufe von Kennern meine Gedichte lobte, als darüber, daß sie das Herz nur eines einzigen Menschen gerührt haben." Mit großer Schüchternheit ging er an seine poetischen Versuche; seine Verse findet er selber hart und holpricht, meint aber, er trachte darnach, sie zu bessern. In dem Gedicht: „Weihe" vom Jahre 1828 besingt er, wie der Knabe dem begeisterten Gesange des Greises lauscht und voll Sehnsucht selbst die Zither erklingen läßt, aber die schwache Stimme verlor sich im Wiederhall, da nahte eine tröstende Göttin und ermuthigte den Zagenden:

„Sie flößte neuen Muth ihm ein,
Und wieder er zur Laute griff,
Sein Lied durchhauchte sanft den Hain,
Er sang Natur und Liebesglück,
Und wieder heiter ward sein Blick.
Ob auch die Laute nicht gewöhnt
An seine schwache Knabenhand,
Noch regellos und leise tönt,
Ob auch die Stimme furchtsam bebt,
Die Hoffnung ist's, die ihn belebt."

Doch haben wir Proben, daß der junge Dichter schon damals tiefer sah, und beides, sowohl die schmerzenvollen Kämpfe seiner Brust, als

*) Bei Nimptsch in Schlesien.

auch die endliche Verſöhnung in Gott vorausahnte. Folgende zwei Epigramme vom Jahre 1829 oder doch bald darauf beweiſen es:

„Ewiges Forſchen nach Wahrheit, das iſt des Menſchen Beſtimmung,
Aber forſcht er, wie oft wird er dem Zweifel zum Raub."

„Menſch, erſchrick nicht vor der Größe Gottes,
Groß iſt er, allein du kannſt ihn faſſen.
Wie der klare Tropfe in der Blume
Faßt und wiederſtrahlt den ganzen Himmel,
Alſo auch des Menſchen reine Seele
Faſſet Gottes Bild und ſtrahlt es wieder."

Mit dieſer jugendlichen Friſche des Gemüthes, die viel Herrliches für die Folgezeit verſprach, nahm Sallet im Jahre 1829 Abſchied von Berlin. Er beſtand das Offiziereramen, trat aus der Anſtalt und wurde zum Seconde-Lieutenant im 36. Infanterie-Regiment ernannt, das damals in Mainz garniſonirte. Der Aufenthalt in dieſen überaus ſchönen Gegenden des Rheines, zu einer Zeit, wo alle Gemüther durch den von Frankreich ausgehenden Sturm der Volksbefreiung geängſtigt, erſchüttert oder begeiſtert waren, mußte in dem jungen Dichter die mannigfaltigſten und fruchtbarſten Anregungen erzeugen. Man kann ſagen: hier trat er in die Stürme des geiſtigen Lebens ein und gewann im Kampfe gegen dieſelben Bewußtſein, Haltung und Kraft. Zunächſt war es von entſchiedenem Einfluß, daß der 17jährige Jüngling, der Schulbanden ledig, nun ſelbſtändig als Mitglied eines Standes auftreten mußte, der, obwohl er dem äußeren Scheine nach ſo viel Anlockendes hat, doch im Weſen dem wahrhaft genialen Menſchen wenig Erſprießliches bietet. Merkwürdig, das eingezwängte Leben im Cadetten-Corps hatte kein bitteres Gefühl in ihm erregt; denn das obenerwähnte Klagelied über das Cadettenleben ſcheint nichts mehr als ein jovialer Scherz geweſen zu ſein: und jetzt, da ſich ihm, gleich ſeinen übrigen Cameraden, die Ausſicht eröffnete, ein ungeſtörtes dolce far niente-Leben zu führen, erwacht in ihm eine immer mehr ſich ſteigernde Verbitterung über den erwählten Stand und über die ihn umgebenden Verhältniſſe des Lebens. Zuerſt iſt es ihm mit der Unzufriedenheit gewiſſermaßen noch nicht voller Ernſt: er fühlt ſich bedrückt und weiß doch keine Urſache davon und ſpottet deshalb über ſich ſelbſt. In dem proſaiſch-abgefaßten Aufſatze: „Wolluſt ward dem Wurm gegeben und der Cherub ſteht vor Gott," vom Jahre 1830, muß der unzu-

ſtiebene Dichter von ſeinem Schutzgeiſte den Vorwurf hören, er wiſſe die Freuden nicht zu ergreifen und feſtzuhalten, er vernichte ſie vielmehr abſichtlich; mit einem Worte: er ſei ein Griesgram: „Aber um's Himmelswillen, Verehrteſter, worüber ſoll ich mich denn freuen?!“ — „„Aber um's Himmelswillen, Verkehrteſter, worüber ſoll Er ſich denn grämen?!““ — Der Dichter weiß nichts zu antworten und läßt ſich nun von dem Schutzgeiſte in der Freude unterrichten. Doch vergeblich, die gewöhnlichen Freuden des Lebens, als Ordensertheilung, Liebe, glückliches Recenſententhum u. dergl. wollen durchaus nicht verfangen. Da wird der Schutzgeiſt unwillig: „Du biſt mit der Welt unzufrieden, weil Du mit Dir ſelbſt unzufrieden biſt, und das biſt Du wieder, weil Du wirklich nicht viel taugſt. Beſſere Dich und lerne kleine Freuden ſchätzen!“ In einem andern Aufſatze von demſelben Jahre: „das Leben ein Traum,“ iſt es nicht mehr ein unbeſtimmtes Mißbehagen, was dem Dichter den freudigen Genuß des Lebens vergällt: die leere, gehaltloſe Stellung vielmehr, in der er ſich befindet, iſt darin der Gegenſtand verzweiflungsvoller Stimmung. Er muß mit Göthe's Fauſt ausrufen: „Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?“ und indem er die Geräthe ſeines Zimmers betrachtet: „Das iſt Deine Welt, das heißt eine Welt! denn auf dem Tiſche vor mir“ — ſo fährt er fort — „lag ein langweiliges Exerzierreglement aufgeſchlagen, in dem gelehrt wird, wie man Gewehr auf- und Gewehr abnimmt, aber nicht, wie die Thatenluſt eines jugendlichen Gemüths geſtillt wird. An der Wand ſtand mein Degen, den ich nicht gegen rebelliſche Franzoſen oder Belgier, ſondern nur als Zierrath oder nur gegen etwanige mich beleidigende Straßenjungen führen durfte. Auf der Erde lag mein Federhut, den ich ſoeben, von einer mir höchſt verdrießlichen Staatsviſite zurückkommend, in einem Anfall von bachantiſcher Raſerei dahin geworfen und mit Füßen getreten hatte; denn man hatte mir da, wo ich geweſen war, zu meinem großen Aergerniß, ſehr albernes und abgeſchmacktes Zeug vorgeplaudert, worauf ich, zu meinem noch größeren Aergerniß, eben ſo albernes und abgeſchmacktes Zeug geantwortet hatte.“ Doch glaube man nicht, daß eben gerade den Soldatenſtand ſeine Mißbilligung und Verachtung getroffen habe: dieſem bezeigt er im Gegentheil nicht geringe Würdigung. Hatte er doch ſchon als Kind, als von ſeinem künftigen Berufe geſprochen wurde, mit Begeiſterung ausgerufen: „Nun wohl! ich nehme das Schwert, aber ich will auch

die Leier," und in dem Tagebuche ſchreibt er: „Kein anderer Menſch, als der gebildete Soldat, iſt bereitwilliger, dem braven Mann, der ſeine Pflicht thut, ſeine Hochachtung zu zollen, wenn er an Geiſt und Stand auch noch ſo niedrig ſteht. Kein Anderer ſieht im Menſchen ſo den Menſchen, als er. Wie muß dieſe Eigenſchaft erſt durch einen Krieg befeſtigt werden." Nur der rohe, leere und doch aufgeblaſene Sinn eines großen Theiles ſeiner Standesgenoſſen erfüllte ihn mit Verachtung gegen die ihm aufgelegten Pflichten. Bei Gelegenheit des Duelles äußert er ſich in dem Tagebuche darüber mit folgenden Worten: „Solche kindiſche Klopffechtereien, deren Grund eben ſo lächerlich, als ihr Ausgang, beurkunden recht den geſunkenen Geiſt eines Offiziercorps. Unter Studenten können kaum läppiſchere Sachen vorkommen, als dieſe, und die Studenten leiſten doch ſonſt etwas in dieſer Hinſicht." Die leere Wichtigmacherei der Cameraden verdroß ihn im Innerſten. So ärgerte er ſich unter Anderem über die gedrechſelten Redensarten eines derſelben, der z. B. anſtatt zu ſagen: es exerciren heut Viele auf dem Schloßplatz, ſich dafür der Worte bediente: „es herrſcht heut eine große Waffenthätigkeit auf dem Schloßplatz." Schon aus der oben angeführten Stelle iſt erſichtlich, daß auch bereits die ganze conventionelle Form des flachen geſelligen Lebens ſich unſerem Dichter, deſſen Seele nach dem wahren Lebenskern ſchmachtete, in ihrer Nichtigkeit zum Bewußtſein gekommen war. In einer dramatiſchen Scene vom Jahre 1831, überſchrieben: „Bittere Pillen für verwöhnte Zungen", ſpricht er ſeine Anſicht darüber noch klarer und entſchiedener aus. Wir werden in einen ſogenannten feinen Theezirkel verſetzt. Ein Elegant, ein Fräulein und ein junger Offizier, der durch Gemeinheit und Brutalität hervorſticht, urtheilen frech und beſchränkt über Shakespeare. Das Fräulein ſtellt Grillparzern weit über ihn; der Dichter, ebenfalls als Gaſt gegenwärtig, ſteht Höllenqualen aus in der geſcheidt ſein wollenden Dummheit. Die Vernunft als hohes, ſchönes Weib tritt ein: allgemeine Befremdung, Niemand außer dem Dichter kennt ſie, mit Spott und Verachtung weiſ't man ihr die Thür.

Alte Dame. Was wollte denn das alberne Frauenzimmer?

Alte Jungfer. Gott ſei Dank, daß die läſtige Perſon fort iſt.

Schönes Fräulein. (Zum Elegant) In ſo ſimplen Kleidern ſich in einer noblen Geſellſchaft ſehn zu laſſen, es beſchimpft unſer ganzes Geſchlecht.

Elegant. Ohne Schöpſenkeulärmel, — es iſt unverantwortlich! Wer war ſie denn eigentlich?

Fräulein. (Verächtlich.) Ich kenne ſie nicht. —

Zerfallen mit der Bedeutung ſeiner Stellung, ſo wie mit den Formen jenes Undings, das wir Geſellſchaft zu nennen pflegen, blieb Sallet auf ſich ſelbſt und wenige Freunde beſchränkt. Von dieſen letzteren finde ich im Tagebuche vier bemerkt: Dömming, Wolzogen, Wintersheim und Oertel. Sie bildeten mit Sallet, wie es ſcheint, eine Art literariſchen Vereines, wenn ſie in demſelben bisweilen auch nichts Anderes gethan haben mögen, als ihrem Jugendübermuth durch Schreien und Streiten Luft zu machen. Wenigſtens ſchreibt Sallet damals im Tagebuche: „Nach Tiſche war ich mit Dömming bei Wolzogen. Oertel kam auch hin. Wir fingen aus Uebermuth an wie die wilden Thiere des van Aken zu brüllen, welches Dömming beſonders ſehr ſchön kann.“ Dömming ſcheint unter dieſen Freunden eine gewiſſe Geltung behauptet zu haben, ſeine Urtheile über Sallet und deſſen Leiſtungen waren für denſelben von Bedeutung. Bei dieſen Zuſammenkünften erſchien Sallet meiſt in düſterer, zurückhaltender Stimmung. Es konnte demnach nicht fehlen, daß er von ſeinen Freunden bisweilen für lieblos gehalten wurde. Er klagt darüber ſelbſt im Tagebuche, indem er bekennt, daß er dem Wolzogen mehr gut ſei, als dieſer denken mag: „denn er glaubt ja überhaupt“ — fügt er bei — „ich könne keinem Menſchen gut ſein. Viel fehlt freilich nicht daran, daß er Recht hat.“ Ganz ohne allen Grund ſpielte er ſtundenlang den Uebellaunigen und ſprach kein Wort. „Ich begreife nicht“ — ſchreibt er — „woher mir dieſe Narrheit kommt, und doch übe ich ſie öfters aus.“ Er konnte den inneren Drang, fortzuſchreiten, nicht verleugnen und doch rang er lange vergeblich, ſich mit entſchiedener Ausdauer einem ernſten Studium zu ergeben. Es demüthigt ihn, ſich der Unfähigkeit anklagen zu müſſen, und er bringt, ſich ſelber zu beſchwichtigen, dieſen Gegenſtand öfter zum Geſpräch mit den Freunden. „Abends waren wir,“ ſchreibt er den 25. Auguſt 1831, „mit dem kleinen Fragſtein bei Wolzogen. Ich disputirte mit Dömming, indem ich meine Faulheit und Abneigung vor jedem ernſten Studium zu beſchönigen ſuchte. Der Streit endete, wie gewöhnlich, damit, daß Dömming mir erklärte, er verachte mich.“ Wer eine ſolche Sentenz in ſo trockner Faſſung in ſein Tagebuch einſchreiben kann, der liefert den gründlichen

Beweis, daß er ſie nicht verdiene, beſonders wenn er, wie es hier der Fall war, den lakoniſchen Sittenprediger auch für die Folgezeit lieb behält. Einige Tage nach jenem Abende ſtellte Sallet eine ſehr ernſthafte Betrachtung an über ſeine Zerfallenheit mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Welt, er gerieth in die übelſte Stimmung, an der das Bewußtſein, Schulden zu haben, und die Erinnerung an die bevorſtehende Strafe für eine jugendliche Unbeſonnenheit*) großen Antheil hatten. Er citirt bei dieſer Gelegenheit in dem Tagebuche einige Stellen aus Göthe's Wilhelm Meiſter, die über freies Selbſtbewußtſein des Menſchen handeln, und bricht dann in die Klage aus: „Mit dieſen Anſichten ſtimme ich ſo ziemlich überein, aber leider entſpreche ich ihnen durch mein Thun und Handeln nicht. Ich bin mir keines Zweckes bewußt und lebe, wie man einen Pack Zeitungen lieſ't, nur damit man ſie los werde. — Soll und kann es immer ſo mit mir bleiben?" In derſelben Stimmung nennt er das Buch von Eberhard: Ferdinand Warner „eine Variation zu dem leider ſo wahren Texte: Herb iſt des Lebens innerſter Kern". Nur eine Göttin verſprach dem Verlaſſenen Troſt, wenn ſie ihn einmal mit ihren Gaben beſchenkt haben würde: die Liebe. In einer Reihe von Gedichten ſpricht er halb ironiſch, halb ernſt ſeine Sehnſucht nach ihr aus; aber ſie mochte noch immer nicht erſcheinen. „Ein recht tragiſches Lied vom ſtummen Sänger" aus dem Jahre 1830 ſchließt mit der Strophe:

Wer hat dies Lied geſungen?
Das iſt ein freier Mann,
Der, weil er noch keins errungen,
Kein Liebchen verlieren kann.

In dem proſaiſch-geſchriebenen, novelliſtiſchen Aufſatze vom Jahre 1831: „Menſchenhaß, Dichtkunſt und Liebe,", welchem der Dichter, ſeine eigene Schwärmerei ironiſirend, auf dem Titel den Beiſatz gegeben hat: „ein verflucht ſentimentales Waldſtück", wird der Dichter Robert als arger Menſchenhaſſer geſchildert, Himmel und Natur ſind ihm ſtumm, bis er ſich der Liebe ergeben. „Da ſenkte ſich der Himmel wieder dicht hernieder, Baum, Bach, Nachtigall und Blumen rauſchten, ſangen und flüſterten wunderbare Liebeslieder": der Menſchenhaſſer war ausgeſöhnt. Auch unſern Dichter

*) Darüber weiter unten.

umfingen jetzt bald die Wunder der Liebe: wir wollen ſehen, ob ſie auch ihn aus dem Zauberbanne des Unmuths erlöſ't habe.

Doch zuvor müſſen wir die äſthetiſche und ſittliche Fortbildung Sallets während dieſer Zeit, ſo wie ſeine poetiſche Thätigkeit in formeller Hinſicht betrachten. Die Kunſt in allen ihren Richtungen nahm das ganze Streben des Jünglings in Anſpruch. Anſtatt ſich in Vergnügungen zu berauſchen oder den Einzelnheiten des Militärdienſtes eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen, las und betrachtete er mit Eifer die Werke der Dichter und ſuchte ſich jetzt ſchon über die Grundbedingungen der Kunſt ins Klare zu bringen. Bemerkenswerth iſt das Schwanken, in dem er ſich damals befand, welche der Künſte eigentlich für ihn beſtimmt ſei; es gelingt ihm noch nicht ſo bald, den entſchiedenen Ruf für die Poeſie zu vernehmen. Aeußerungen im Tagebuche geben darüber Aufſchluß. Er begann daſſelbe den 20. Auguſt 1831, und es reicht leider nur bis zum 30. Mai 1832. Gleich im Anfange ſpricht ſich ein lebhaftes Intereſſe für Malerei aus: er beſchreibt eine Anzahl Gemälde ziemlich ausführlich. Einmal ruft er aus: „Wenn ich nur zeichnen könnte!“ und ein andermal bei Betrachtung der ſchönen Gegenden um Coblenz und Ehrenbreitenſtein: „Wäre ich doch Maler!“, die Worte zufügend: „Nun, ich will ſehen, ob's noch gehen wird.“ Noch mehr ſcheint ihn die Muſik angezogen zu haben*). Am 22. Auguſt ſpricht er die Meinung aus, er glaube nur glücklich ſein zu können, wenn er ein großer Muſiker wäre. „Wirklich,“ ſchreibt er, „hat die Muſik mir bis jetzt die höchſten Augenblicke im Leben gewährt, höhere, als die Poeſie und die Malerei; die Liebe kenne ich noch nicht, obgleich meine Gedichte von Liebesſeufzern wimmeln. Der Muſik allein verdanke ich die Ueberzeugung, daß ich überhaupt noch inniger Rührung fähig bin, welche Ueberzeugung ich in meinem gleichgültigen Leben faſt verloren hatte.“ Darauf folgen Bemerkungen über den ergreifenden Dalecarliſchen Schlachtgeſang, den er im Speiſehauſe von drei Schweden und ihrer Schweſter hatte ſingen hören, und zuletzt die Worte: „Wenn dies einige meiner Vorgeſetzten leſen könnten, würden ſie mir freilich grollen, daß mich Muſik mehr erfreuen könne, als ein Parademarſch. O Gott, es iſt doch ein elendes Leben!“ Er übte dieſe Kunſt damals ſelber: er ſang gern und ruft einmal aus: „O hätte ich doch

*) In der letzten Zeit war es umgekehrt.

eine beſſere Stimme!“ Die Flöte verſüßte ihm manche bittere Stunde, und mit einem gewiſſen Behagen ſchrieb er eines Tages die Worte nieder: „Zu Hauſe blies ich noch ein paar Stücke auf der Flöte, es ging friſch von den Lippen weg.“ Ein andermal: „Ich wollte Flöte ſpielen, ſie iſt aber nicht im Stande. Wie ſehne ich mich wieder nach einer Lehrſtunde; aber ich habe kein Geld, den Hautboiſten zu bezahlen. O Jammer!“ Weiterhin werden wir ſehen, wie ihn auch mehrmal der lebhafte Wunſch ankam, Schauſpieler oder Schauſpieldirektor zu werden. Doch übte die Poeſie, ſo oft er auch ſchwankte, immer wieder die alten Rechte über ihn aus. Eine längere Zeit verwendete er damals auf die Lectüre der Iliade von Homer*): ſie gewährte ihm, da er ſie zum erſtenmal in ſeinem Leben las, einen ungemeinen Genuß, obwohl er bekennt, daß derſelbe noch mit Mühe verknüpft und nicht vollkommen geweſen ſei. Im 11. Geſange fielen ihm beſonders einige herrliche Bilder, auf Kampf und Schlachtgetümmel ſich beziehend, auf. Schiller und Göthe waren unaufhörlich der Gegenſtand aufmerkſamen Studiums. Intereſſant iſt es, wie er über die Leiſtungen beider Dichter mit der Zeit ſein Urtheil änderte. Eine vorwaltende Neigung für Schiller hatte er von Berlin nach Mainz mitgebracht. In dieſem Sinne ſchrieb er im Jahre 1830 eine in Proſa abgefaßte Schilderung und Vergleichung der Charaktere beider Dichter. Schon die Ueberſchrift: „der Mann auf der Erde und der Mann im Himmel,“ ſpricht ſeine Auffaſſung klar genug aus. Der Dichter ſieht ſich in einem herrlichen Garten: ein großer ſtarker Mann mit edeln Zügen ſchafft auf irdiſchem Boden mit irdiſcher Mühe irdiſche Werke, aber in ſchönſter Pracht und Vollendung — es iſt Göthe. Aus einem mit Vogelgeſang erfüllten Haine tritt Schiller hervor. Er ſchwebt nur auf der Erde, das ſchöne Antlitz, die leuchtenden Augen gen Himmel gerichtet. Wenn er bisweilen den verklärten Blick liebevoll auf die Erde wendet, wird ſie verſchönert, und unter ſeinem Fußtritt entſproſſen Blumen. Durch den leiſen Hauch ſeines Mundes ſchafft er eine Welt voll Blüthen und Früchte. Beide begrüßen ſich freundlich, der eine gräbt und baut weiter, der andere ſchwebt in den Himmel empor. Die ſpäter beigeſchriebene Kritik nennt dieſe Darſtellung einen Jugendirr-

*) Doch wohl nur in der deutſchen Ueberſetzung; denn ſo viel ich weiß, hat Sallet ſich mit dem Griechiſchen nie beſchäftigt.

thum und darunter ſteht: „Ungerecht". In der gleich darauf folgenden „Dichterrevue", die in Verſen geſchrieben iſt,*) wird Shakespear am höchſten geſtellt, der „Chorus aller Jahrhunderte" ruft aus:

Erfreuen wollen wir uns dran,
Allein nachmachen, lieber Mann!
Was wir auch Großes ſonſt erfaſſen,
Das werden wir wohl bleiben laſſen!

Göthe und Schiller werden nun ſchon, jeder in ſeiner Weiſe und Eigenthümlichkeit, in ihrem Werthe einander gleichgeſchätzt. Shakespear blieb von der Zeit an für Sallet bis zum Ende ſeines Lebens ſeine Bewunderung, ſein Ideal. Von Schiller kam er mehr und mehr ab. Am 29. Auguſt 1831 ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Abends war ich zu Hauſe und las den Fiesco. Ich begreife nicht, warum die Schillerſchen Stücke lange nicht mehr den Eindruck auf mich machen, wie vor ein paar Jahren. Fiesco indeß iſt wohl ſein ſchülerhafteſtes." Als Cadett in Berlin vergötterte er, wie oben erzählt wurde, die Räuber, Fiesco und die Jungfrau am meiſten, jetzt ſagten ihm dieſe gerade am wenigſten zu.**) Göthe dagegen wurde immer eifriger geleſen. Von dem Fauſt finden ſich Reminiscenzen in mehreren Aufſätzen, unter andern auch in dem obenangeführten: „das Leben ein Traum", der Götz von Berlichingen ſteigert ſeine Bewunderung zum Enthuſiasmus. Es quält ihn, daß einer ſeiner Bekannten ihm hierin nicht beiſtimmen kann, und er ſchreibt in das Tagebuch: „Ich vermochte nichts zu ſagen, als daß ich dem alles Gemüth abſprechen müßte, den Götz von Berlichingen in ſeinem Leben nie hingeriſſen hätte. Ich begreife nicht, wie ein Deutſcher von einem ſolchen Werke mit ſolcher Kälte und Gleichgültigkeit reden kann. Ich mußte Freitag herzlich verachten." Was war es aber, das ihn an Göthe beſonders feſſelte? Einerſeits die treue objective Auffaſſung des Lebens, die er nun als die eigentliche Aufgabe des Dichters erkannte und die er an Schiller vermißte, andererſeits die Vollendung der dichteriſchen Form, die er um ſo mehr bewunderte, je weniger er ſie ſelbſt in der Gewalt zu haben glaubte. Wie klar ſpricht er dies in einer Stelle des Tagebuchs aus! Er rechtfertigt darin Göthe gegen den Vorwurf, daß er in ſeinen Werken das Bösartige tolerire,

*) Ebenf. v. J. 1830.
**) Seine eigene Aeußerung im Tagebuche den 6. Mai 1832.

indem er meint, der Dichter ſtehe hoch über dem Moraliſten: der Dichter müſſe ohne Leidenſchaft, ohne Einmiſchung ſeines perſönlichen Urtheils, die Handlung, ſei ſie gut oder böſe, ſchildern und die Beurtheilung dem Leſer überlaſſen. Dann fährt er fort: „Aber ich glaube nicht, daß ich das, was ich ſagen wollte, ſo recht geſagt habe. Es iſt doch ſchwer, deutſch zu ſprechen.“ Und über Wilhelm Meiſter insbeſondere: „Das ganze Werk erfreut ſich einer gewiſſen heiteren Glätte und Zier, die den Genuß deſſelben jedem gebildeten Menſchen angenehm und leicht machen muß. In Summa: es iſt ein Meiſterſtück.“ In einem Briefe aus jener Zeit ſchreibt er an einen Schillerverehrer: „Man muß die Geheimniſſe des menſchlichen Gemüthes erſt genauer kennen lernen, als es im Knabenalter möglich iſt, um zu verſtehen, wie ſie Göthe oft mit einer, der Zauberei nicht unähnlichen überraſchenden Wahrheit und Kraft ausſpricht. Schiller iſt ſtets ſelbſt von ſeinem Gegenſtande hingeriſſen und reißt uns ſelbſt fort, ſo daß wir in einem Strom von Wohllaut und Begeiſterung uns zu baden glauben. Göthe ſchwebt ruhig und klar erkennend, gleich einem Gotte, über ſeiner Schöpfung und verlangt daſſelbe von ſeinem Leſer, der ſie genießen, d. h. verſtehen ſoll. Die letztere Art der Anſchauung iſt aber künſtleriſch, die erſtere nicht, wenn ſie auch nach dem erſten Gefühl beurtheilt einſchmeichelnder ſein mag.“ Wahrheit und Ungekünſteltheit werden ihm nun unerläßliche Forderungen. Darum verträgt er ſo wenig den Jean Paul'ſchen Humor. Er meint, dieſer könne unmöglich echt ſein; denn der echte Humor ſei geſund, Jean Paul aber ſei durch und durch krank, in den Schriften, die er kenne, außer in Fibels Leben. Dieſelbe Anſicht, der er, ſo viel ich weiß, in der Folgezeit treu blieb, bildet den Inhalt des folgenden Epigrammes, das aus eben jener Zeit herſtammt:

### Jean Pauls Humor.

Er ſieht die Welt voll Thorheit und voll Laſter;
Da weiß er nicht ſo recht, was er ſoll machen,
Soll er darüber weinen oder lachen.
Doch endlich, denkt, welch einen Vorſatz faßt er?
Er lacht mit einem Aug' und weinet mit dem einen,
Bald hört man gellend lachen ihn, bald greinen.
Nun, lieben Freunde, das ſeht ihr doch ein:
Solch ein Geſicht muß eine Fratze ſein,
Und Schluchzen und Gelächter können nie
Vereinen ſich zu ſchöner Harmonie.

Auch im Drama will er vor Allem Haltung und Entſchiedenheit: „entweder recht aus voller Seele zum Lachen, oder hochtragiſch, oder was das Vollkommenſte iſt, und was Shakespear geleiſtet hat, die treue Nachahmung des Lebens vermöge Vermiſchung des echt Tragiſchen und echt Komiſchen zu einem harmoniſchen Ganzen. Nur um Gotteswillen keine Halbluſtigkeit oder Halbtrübſeligkeit!“ Am allerverhaßteſten aber mußten dem jungen Dichter die Unnatur und das Fratzenhafte der ſogenannten Schickſalsdichter und kraſſen Romantiker ſein. Mit energiſcher Satire griff er dieſe Ausſchweifung unſerer Literatur in den beiden, im Anhange unſeres Werkes unverkürzt mitgetheilten, komiſch dramatiſchen Scenen: „Zubereitung des Klingemann'ſchen Fauſt“ und „Fragment aus: Blutigſte Schuld und blutigſteſteſte Rache“ an. Der Leſer wird in beiden Originalität, ſchlagenden Witz und treffenden Ausdruck anerkennen müſſen; beſonders originell iſt in dem erſten Stück der Gedanke, daß das Hexengebräu des Unſinns dadurch ſeinen reinen Charakter verliert, daß der Verſtand vor Ekel hineinſpuckt und ſo leider die edle Eſſenz gänzlich verdirbt. Dieſen guten Alten, den Verſtand, den Großvater der Gedanken, wünſcht ſich der Dichter in dem „Manifeſtum eines ſehr armen aber ſehr redlichen Poeten an die Gedanken“ vom Jahre 1831 herbei. Freilich leide derſelbe ſchon etwas an Altersſchwäche, und dies ſei wahrſcheinlich der Grund, daß er ſich ſeit der neueſten Zeit faſt ganz von der Welt zurückgezogen hat, denn „gegen unſere neueren lyriſchen Dichter ſoll er eine förmliche Antipathie haben.“ Mit gleicher Entrüſtung zog Sallet überhaupt gegen alle unberufenen Literaten, beſonders gegen die Recenſenten zu Felde, die ihm doch noch nichts zu Leide gethan haben konnten. In der dramatiſch bearbeiteten Geſchichte des Reinecke Fuchs, wovon nur ein Bruchſtück vorhanden iſt unter dem Titel: „Der Sieg der Hinterliſt oder der unglückliche Bär“, begrüßt König Nobel alle ſeine Vaſallen, nur einen vermißt er,

„Ihn, der als Schöngeiſt unſre Gunſt erwarb
Durch Recenſionen und durch Raubromane,
Den feinen Mann, wo iſt er? Rein'ken mein' ich.“

Und Iſegrimm antwortet darauf:

„Sein bös Gewiſſen hält ihn feſt zu Hauſe,
Allein ſo ſind die Federkritzler alle,
Inſonderheit die Recenſentenſchlingels.“

Eine kleine Parabel vom Jahre 1831 ſchildert den Recenſenten, wie er kritiſirend die duftenden Blüthen eines ſchönen Gartens zerſtört, anſtatt ſich an ihnen zu erquicken. Und in einem größeren, in Hexametern geſchriebenen, komiſchen Epos vom Auguſt 1831: „Der Recenſent und der Dichter", ſtellt er den leibhaften Kampf des Recenſenten Giftmund, dem der Teufel ſelber die Recenſion in die Feder dictirt hat, mit dem pomaden-durchdufteten Dichter Theobald Zierlich auf ergötzliche Weiſe dar*). Auch auf das leſende Publikum ſetzte Sallet wenig Vertrauen; denn im Tagebuch ſchreibt er über Allwill's Briefſammlung von Jacobi: „Das Werk iſt ſo vortrefflich, daß es ſich leicht erklären läßt, warum es ſo wenig geleſen wird."

So finden wir unſern Dichter während jener Zeit in Oppoſition mit ſich ſelbſt, mit ſeinem Stande, mit der Geſellſchaft und mit herrſchenden literariſchen Richtungen der Zeit: die politiſche Aufregung dagegen, welche damals viele tauſend Gemüther in Spannung hielt, ſcheint ihn wenig oder gar nicht berührt zu haben. In dieſer Beziehung wurde er erſt ſpäter mündig. Ihn beſchäftigten bis dahin nur die intellectuellen, künſtleriſchen und allgemein ſittlichen Beſtrebungen des Menſchen; — in welchen Conflict jedoch dieſe zu den Grundprinzipien der herrſchenden Staatseinrichtung gerathen müſſen, das ließ ihn noch unbekümmert. Er war noch, ſo zu ſagen, ein ganz kindlich patriotiſches Gemüth: der Nachhall der Befreiungskriege übte noch volle Gewalt über ihn aus. Das Gedicht z. B.: „Deutſchlands Befreiung" vom Jahre 1831, worin die Erhebung der deutſchen Fürſten und ihrer Völker gegen die Macht des Feindes mit einem Gewitterſturme, der die Luft wieder von böſen Dünſten reinigt, verglichen wird, ſchließt mit den Verſen:

„Und nun begann ſich's frei zu regen,
Frei athmete jetzt jede Bruſt,
Das Volk begann ſich zu bewegen
Voll Jugendkraft und Thatenluſt.

---

*) Der Anfang des erſten Geſanges beginnt:

„Singe den Zorn, o Göttin, des Dichters Theobald Zierlich,
Welcher dem Recenſenten unnennbare Prügel bereitet,
Dieſem den Rücken furchtbar zerbläuend, aber er ſelber
Duldete Gleiches, ſo ward des Satans Wille vollendet" ꝛc.

Wie Vögel jubeln durch die Lüfte,
Lobpries nun laut der Dichter Chor,
Und wie zum Himmel Blüthendüfte
Stieg heißes Dankgebet empor." *)

Ein Gedicht von ganz ähnlicher Geſinnung ſchrieb er, was bemerkenswerth iſt, am Geburtstage unſeres vorigen Königs, den 3. Aug. 1831. Es iſt überſchrieben: „Examen, das ein deutſcher Vater mit ſeinem Sohne anſtellt." Der Grundgedanke iſt die ernſte Mahnung des Vaters an den Sohn: Fluch dem Böſewicht, der je das Vaterland verräth! Unter dem Gedicht iſt Schwert und Fahne mit dem preußiſchen Adler kreuzweis über einander gezeichnet. Noch deutlicher tritt uns Sallets patriotiſche Richtung zu jener Zeit in dem proſaiſch geſchriebenen Aufſatze: „Ein Spaziergang des Gottes Apollo", ebenfalls vom Auguſt des Jahres 1831, entgegen. Apollo hält eine Muſterung des deutſchen Parnaſſes: Leſſing, Klopſtock, Wieland, Gleim, Schubart, Herder, ein jeder erſcheint in ſeiner Eigenthümlichkeit. Wie Göthe kommt, klatſcht Apollo in die Hände und ruft unaufhörlich: „Braviſſimo!" Bei Schillers Geſange verſtummt er vor Entzücken, endlich rauſcht auf hohem Roſſe ein Jüngling vorbei, gewappnet mit Schwert und Laute. Der Gott ruft ihm ſehnſüchtig nach: „Wo eilſt Du hin, herrlicher Jüngling? bleibe unter den Meinigen und ewiger Ruhm wird einſt Dich kränzen." Aber der Jüngling wandte ſein Haupt, um das lange Locken flatterten, und rief: „Der Ruhm iſt nirgends als im Kampf und Tod fürs Vaterland!" Und mit glühenden Wangen und tönender Laute ſprengte er fort in Kampf und Tod; der Gott aber ſah ihm — es war Körner — mit ſtiller Bewunderung nach. Natürlich darf es uns nicht wundern, daß Sallet in dieſem Punkte mit Göthe nicht zufrieden ſein konnte. Als er in denſelben Tagen die bekannte Inſchrift von Göthe auf Blücher las, notirte er in ſein Tagebuch: „Ueberhaupt denk' ich nicht gern an Göthe's Verhältniß zum unterdrückten Vaterlande. Während Körner, Arndt, Rückert, Schenkendorf und Andere ihren Schmerz, ihre Hoffnung, ihren Muth und ihre Begeiſterung in erhabenen Liedern ausſtürmten, die durch alle Zeiten fortſchallen werden, hat er gleichſam aus Convention nur ein paar laue Verſe gemacht." Er

*) Man vergl. damit den Schluß des ſpäteren Gedichtes: „Fichte". (Sammlung v. J. 1843, S. 337) und wird eine andere Anſchauung finden.

wußte alſo ſchon ſehr gut den Unterſchied zu treffen zwiſchen dem angebornen Werthe des Dichters und den Anforderungen, welche die Zeit an die Theilnahme deſſelben mit Recht zu ſtellen hat. Im Allgemeinen entzog er ſich damals noch ganz dem unmittelbaren Einfluſſe der Zeitereigniſſe, indem er ſein Streben einzig und allein darauf richtete, ſich über ſeine Stellung in der Geſellſchaft klar zu machen und ſich in Literatur und Kunſt, beſonders aber in ſich ſelber zurecht zu finden. Eine Reihe von Aufſätzen zeigen den Dichter reflectirend über ſich ſelbſt, über das Verhältniß des Leibes und der Seele, über die wahren Grundlagen menſchlicher Bildung und über die ſittliche Befähigung und Verpflichtung des Menſchen. Seine Anſichten ſind hier ſchon ganz ſo ernſt und ſtreng, wie wir ſie nur ſpäter im Laienevangelium finden können. Einmal ſtellt er die Frage auf: „Soll ſich der Menſch vielſeitig, oder nur nach einer Richtung hin ausbilden?“ und ſucht ſie in einem Geſpräche zu beantworten. Für beide Theile werden die möglichen Gründe geprüft, zuletzt gelangen ſie zu einer Vermittelung: die Thätigkeit des Menſchen darf nicht in einer beſchränkten Richtung aufgehen, „nur nehme ſich Jeder in Acht, daß er auf Nebenwegen das wahre Ziel nicht verliere,“ anderſeits mag Jeder eine Hauptrichtung verfolgen, wenn er nur dabei nicht unterläßt, ſich ſo viel als möglich eine klare Anſchauung des Allgemeinen zu verſchaffen. An einem andern Orte, nämlich in dem Aufſatze: „Leib und Seele“*), beſtimmt Sallet die Natur beider und tritt gegen die Meinung auf, als ob der Leib jemals für die Thätigkeit der Seele ein Hinderniß werde: der Leib ſei vielmehr das einzige Mittel zur Vervollkommnung der Seele, inſoweit ſie auf Erden möglich iſt. „Iſt dies Maaß erſchöpft, ſo folgt der Tod. Bis dahin muß Seele und Leib immer im Gleichgewicht bleiben, wenn Euer Streben nicht krankhaft überſpannt oder ſchlaff werden ſoll.“ Die Seele durchdringt chemiſch den ganzen Körper, zieht ſich aber im Alter immer mehr in ſich ſelbſt zurück und wird durch den Tod frei für ein neues Daſein. „Der Leib wird als Stoff in Ewigkeit unter veränderten Geſtalten zu verſchiedenen Zwecken angewandt und iſt ſo gut unvergänglich als der Geiſt, der, mit einem edleren Stoffe vermiſcht, jenſeits ein edleres Weſen bildet.“ Natürlich mußten ſich aus ſolchen Anſichten für den Dichter ſtreng-ſittliche Forderungen

*) Vom Juli 1831.

ergeben. Er blickt mit tiefer Verachtung auf das Treiben derer, die der Ergötzung des Leibes fröhnen, und dieſer tiefbegründete ſittliche Ernſt hat durch ſein ganzes Leben hindurch ſeinem Streben den Stempel aufgedrückt. In einem der früher genannten Aufſätze *) läßt er ſich von ſeinen Freunden Vorſchläge machen, wie er ſein vieles Geld, das er durch das große Loos gewonnen zu haben vorgiebt, anwenden ſolle. Die Rathſchläge lauten verſchieden: „eine bleiche Geſtalt mit klapperdürren Gebeinen und viel zu früh ergrauten Haaren" that nun ſchmunzelnd auch den Vorſchlag, aus den ſchönſten Mädchen einen Harem anzulegen. „Als einige" — fährt der Dichter fort — „den beſcheidenen Zweifel hegten, dieſe Mädchen würden ſich wohl nicht dazu hergeben, ſchnitt die Jammergeſtalt ein menſchenkenneriſches Geſicht und ſprach grinſend: »Ach, geht mir doch, für Geld kann man Alles in der Welt haben.« Ich drehte mich hierbei um und ſpuckte unwillkürlich aus." Dieſe Reinheit der Geſinnung muß man kennen, um einen andern kurzen Aufſatz vom Jahre 1831: „Die Brautnacht", ein Gedicht in Proſa, recht zu verſtehen; doch wehrt wohl die dem Schluſſe beigefügte Anrede an den Wollüſtling jedes mögliche Mißverſtändniß ab. Ueberhaupt hielt ſich Sallet von dem Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht fern und wurde ſeiner jüngferlichen Keuſchheit und Sprödigkeit wegen von ſeinen Freunden, deren Vergnügungsſucht er mißbilligte, oft genug verſpottet **). Geldverlegenheiten, obwohl ſie ihn bisweilen arg gequält zu haben ſcheinen, ertrug er ohne Mißmuth. An einem Abende hatten er und ſein Burſche kein Geld mehr, das Abendbrod herbeizuſchaffen. „Ach," ſchreibt er in das Tagebuch, „wenn ich nicht noch das Bischen gute Laune hätte, hätte ich gar Nichts." Als einige Tage ſpäter ein Mahnbrief über 38 Gulden mit der laconiſchen Bemerkung ankommt: er möchte ſie gefälligſt tilgen, bricht er in die humoriſtiſche Klage aus: „Du lieber Gott, wenn man keinen Kreuzer hat im Torniſter, ſo frag' ich, ob man bezahlen muß. Nächſtens will ich aber ernſthaft darauf denken." Zwei Wünſche drängten ſich ihm zu wiederholten Malen auf: der einer unabhängigen Stellung, und der, ein reicher Mann zu ſein. Wie er beide in inniger Verbindung miteinander auffaßte,

*) „Das Leben ein Traum."

**) So lautet die Ausſage des Berichterſtatters in den Roſen, der mit Sallet in Mainz lebte.

erfahren wir aus einigen intereſſanten Aeußerungen bei Gelegenheit einer Dampffahrt, die er mit ſeinen literariſchen Freunden in den ſchönſten Gegenden des Rheines machte*). Von dem Zauber der freien Natur und von den Reizen der Umgebung in Laune, Heiterkeit und geheimes Entzücken verſetzt, ſpricht er zu den Freunden: „Ich habe meine Flöte, meine Bibliothek, kann auch jetzt, da ich Hoffnung habe" — hier ſpielt er ironiſch auf die über ihn verhängte Unterſuchung an — „bald Hauptmann zu werden, mein Schöppchen, ohne Sorgen wegen des Auskommens mit meinem Tractamente, trinken; wenn ich nur 100,000 Gulden hätte, dann wüßte ich ſchon was Beſſeres zu thun, als Soldat zu bleiben." Auf die Einwendung der Freunde, daß er den Soldatenſtand zu verachten und mit Unluſt zu dienen ſcheine, erwidert er: „Ich ſchätze allerdings unſern Stand am höchſten, aber nichts deſto weniger wünſche ich mir ein unabhängiges Leben, wo ich allein meinen Neigungen und meiner holden Göttin Poeſie huldigen kann." Dann ſpann er ſeine Lieblingsidee, ein reicher Mann zu ſein, aus und dachte ſich als den Director eines kleinen Theaters, welches aus ausgezeichneten Mitgliedern beſtand, mit denen er in Gedanken die ſchönſten Shakespear'ſchen und Göthe'ſchen Stücke durchſpielte. Er vertiefte ſich ſo ſehr, daß er plötzlich aus Fauſt laut zu declamiren anfing: „Was faßt mich für ein Wonnegraus, hier möcht' ich volle Stunden ſäumen," und dann ſchnell zu Hamlet überſprang und in die Worte des Polonius ausbrach: „Gieb den Gedanken, die du hegſt, nicht Zunge!" Die Freunde, welche ſich indeß genähert hatten, fingen jetzt laut an zu lachen. Sallet, der ſich unbelauſcht glaubte, wurde roth und ſchwieg. — Betrachten wir nun die Art und Weiſe der dichteriſchen Thätigkeit unſeres Freundes in jener Zeit. Obwohl er ſchon von früheſter Zeit an das entſchiedenſte Talent für poetiſche Production wahrgenommen und obwohl es Andere nicht an Aufmunterungen dazu hatten fehlen laſſen, ſo verzweifelte er dennoch bisweilen an ſeinem Dichterberufe; denn er genügte ſich weder in Form noch Inhalt. Seine Verſe kommen ihm hart und rauh vor. In einem reimloſen Gedichte von 1831**) klagt er:

---

*) Bei dem Tagebuche fand ich, von anderer Hand geſchrieben, eine Art Protocoll über dieſe Fahrt, das ich hier benutze.

**) „Meine Lieder und mein Liebchen."

„Will ja Niemand meine Lieder leſen,
Denn ſie tönen weich nicht und melodiſch,
Weil des Wohllauts Göttin niemals leiſer
Weihend meine Lippen mir berührte."

Und aus demſelben Jahre iſt ein kleines Gedicht übrig, das mit der Strophe beginnt:

„Nein, ich will nun ganz verſtummen,
Nie mehr ſchreiben ein Gedicht,
Es verlachen mich die Dummen,
Achten mich die Klugen nicht,"

und mit den folgenden Verſen endigt:

„Doch indem ich dies beſchließe,
Stehn ſchon wieder Verſe hier;
Ach, wenn ich das Dichten ließe,
Seh' ich, wär' es aus mit mir."

In dem Tagebuche ſpricht er mehremal ſeine Zweifel aus und doch wieder die tröſtende Hoffnung eines dereinſtigen Gelingens. „Man ſoll ſich" — heißt es darin — „vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin ſoweit bringen, als man will, ſo wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienſt klar wird, den Verluſt von Zeit und Kräften, die man auf eine ſolche Pfuſcherei gewendet hat, ſchmerzlich bedauern. — Läßt ſich dies Letztere nicht auf meine Dichterei anwenden? Werd' ich darin wohl jemals etwas leiſten? Wenn ich mich einmal eines mir geglückten Gedichtes freue, darf ich freilich nicht an Göthe, Schiller u. A. denken, ohne daß meine Freude merklich gedemüthigt wird. Aber manchmal regt ſich doch etwas von dem Bewußtſein in mir, das Correggio beim Anblick der Cäcilie von Raphael den Ausruf auspreßte: Ja, ich bin auch ein Maler! — Ich bin ja noch nicht zwanzig Jahr alt und Müllner hat erſt in ſeinem 40ſten ſeine Schuld geſchrieben, die von einem großen Theil des Publikums lange verehrt wurde und noch ebenſo ſtark verehrt wird, als ich ſie verachte und für abgeſchmackt halte." Als er einige Tage vorher eine lobende Recenſion der Gedichte des Königs Ludwig von Baiern geleſen hatte, ſchrieb er in das Tagebuch: „Macht ſich meine Eitelkeit wieder mauſig? aber mir kommen einige meiner eigenen Gedichte viel beſſer vor." Später einmal*) blättert er ſeine

*) Den 6. Mai 1832 im Gefängniſſe auf der Feſtung zu Jülich.

geſammelten Schriften durch, findet darin manches Matte, Holprichte und Tadelnswürdige, „aber auch manches Leſenswerthe und manches Gedicht, das er ſich abſchreiben würde, wenn er es nicht ſelbſt gemacht hätte.“ Dabei bedauert er, ſeine früheren Sachen weggethan zu haben: „ſie ſeien doch immer ein Stück von ihm ſelber, und er würde ſich ſelbſt beſſer kennen, wenn er ſich durch ſeine Gedichte auf alle Zuſtände ſeiner Seele deutlich erinnern könnte.“ Dadurch fühlt er ſich bewogen, jene kurze Skizze ſeiner literariſchen Jugendbildung aufzuſetzen, aus welcher oben das Meiſte wörtlich mitgetheilt wurde. Nachdem er ein Trauerſpiel*) innerhalb drei Tagen entworfen, angefangen und der Vollendung nahe gebracht hatte, ſchrieb er am 16. Septbr. 1831 im freudigen Bewußtſein, zu etwas Tüchtigem fähig zu ſein, in das Tagebuch: „Die nahende Vollendung erfüllte mich recht mit Freudigkeit. Mögen auch die Verſe nichts taugen und mag auch ſonſt viel daran auszuſetzen ſein; es kann doch nicht jeder Neunzehnjährige ſo etwas ſchreiben. Wenn ich mich ſo in vollem Schaffen befinde, verlebe ich meine glücklichſten Stunden. Es iſt doch etwas Wahres an dem Ausſpruch:

„Des Geſanges muntren Söhnen
Weicht im Leben jeder Schmerz.“

Die Schnelligkeit, mit welcher Sallet ſchon damals, wie ſpäter, zu produciren pflegte, iſt wirklich erſtaunlich. Am 17. Septbr., alſo am Tage nach der Vollendung des Trauerſpiels, fiel ihm des Morgens, da er noch halb im Träumen war, der Plan zu einem Luſtſpiel ein. Er ſtand auf, ſetzte ſich hin und des Nachmittags um 3 Uhr war es fertig**). Dömming, auf deſſen Urtheil Sallet viel gab, erklärte es für eines der beſten deutſchen Luſtſpiele. „Mit der Zeit“ — ſo heißt es im Tagebuche — „ſoll's ſchon beſſer kommen, wenn ich leben bleibe, und in 10 Jahren hoffe ich fröhlich ausrufen zu können: anch' io sono pittore***)! Die Prophezeihung hat ſich im buchſtäblichen Sinne auf das Herrlichſte erfüllt.

---

*) Ohne Zweifel war es die „Herzogin von Orlamünde“, die er ein halbes Jahr darauf umarbeitete, wie weiter unten erzählt werden wird.

**) So erzählt er ſelbſt im Tagebuche den 17. Septbr. 1831.

***) Dieſer Ausruf Correggio's ſcheint auf den Dichter einen ſehr tiefen Eindruck gemacht zu haben. Außer den beiden angeführten Stellen im Tagebuche finden ſich noch zwei epigrammatiſche Gedichte über daſſelbe

Sämmtliche in Mainz verfertigte ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe, ſo wie auch mehrere aus früherer Zeit begann Sallet vom Jahre 1830 ab zu ſammeln und in Bände zu vertheilen. Mit komiſcher, gewiß ungeheuchelter Beſcheidenheit gab er ihnen den Titel: „Sämmtliche Werke eines Stümpers, deſſen Name nichts zur Sache thut", und auf dem Rücken der Bände kurzweg: „Stümpers Werke." Es ſind deren nur vier im Nachlaſſe vorhanden: der 1., 2., 3. und 5.*); der erſte von 1830 mit dem Motto: „Ein Schurke, wer's beſſer macht als er kann!" und auf der letzten Seite mit der Reminiscenz aus Wallenſteins Lager:

„Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
Denn noch nicht aller Tage Abend iſt."

der zweite von 1831 mit der Uhlandſchen Strophe: „Singe, wem Geſang gegeben ꝛc.", der dritte von demſelben Jahre mit dem Göthe'ſchen Verſe: „Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt", der fünfte endlich, der hauptſächlich Dichtungen aus dem Jahre 1832 enthält, mit dem Motto: „Aus Kindern werden Leute."

Die Hauptrichtung der in die Zeit des Mainzer Aufenthaltes fallenden Dichtungen und Aufſätze iſt entſchieden die Satire, die der Dichter, wie wir uns aus dem Obigen überzeugt haben, mit ungemeinem Geſchick anwendete. Es ſei vergönnt, aus dem bereits angeführten Bruchſtück einer dramatiſchen Bearbeitung der Geſchichte von Reinecke Fuchs: „Der Sieg der Hinterliſt oder der unglückliche Bär, Tragödie mit Chören und in 2 Acten", einige charakteriſtiſche Stellen mitzutheilen. König Nobel hält Hoftag. Lord Iſegrimm und Sir Wackerlos verklagen Reinecken: Iſegrimm hat ſeinen älteſten Sohn Göz, der ebenfalls von Reinecke beſudelt worden iſt, zur Klage mitgebracht. König Nobel läßt dem Kleinen durch Sir Fleiſcherhund ein Stück roh Fleiſch reichen, da er eine Tüte Roſinen nicht mag. König Nobel ſpricht nun huldreich zu Wackerlos:

---

Thema, wovon das eine in der Sammlung von 1813 p. 154 ſteht und das andere im Nachlaſſe des Dichters, Abtheilung C., unter dem Titel „Epigrammatiſches und Lehrhaftes" mitgetheilt wird.

*) Was der 4. enthielt und wohin er gekommen, iſt bis jetzt unbekannt.

„Wenn wir uns nicht im Namen irren, war
Euer Vater einſt ein tücht'ger Fleiſcherhund,
Ein ſtarker, ſchmucker Herr, der einſtmals uns
Durch ein Stück Kalbfleiſch, das er kühn geſtohlen,
Im Krieg von großer Hungersnoth befreit,
Wofür wir auch uns dankbar ihm bewieſen.
Iſt's nicht ſo?

**Wackerlos.** Wie Ew. Majeſtät es ſagt.

**Nobel.** Wie kommt's, daß ihr ſo klein, ſo ſchwächlich ſeid,
Dem Vater ſo unähnlich?

**Wackerlos.** Meine Mutter, Herr,
War vom Geſchlecht der Teckel, die mein Vater
In einer ſchwachen Stunde lieb gewann.
So ward Ew. Gnaden unterthän'ger Knecht,
Der lieber nicht geworden wäre, wenn
Er Ew. Gnaden nicht gefällt.

**Nobel.** Nun, Nun!
Es muß auch ſolche Kanze geben, Sir,
Küßt uns die Hand (es geſchieht), und nun was wollt ihr
von uns?"

Wackerlos klagt, Reinecke habe ihm einſt eine Wurſt geſtohlen. Nun tritt Sir Hinze pruſtend vor und beſchuldigt Wackerlos, daß dieſer die Wurſt ihm zuvor ſelber geſtohlen, wird aber von König Nobel mit den ſtrengen Worten abgewieſen:

„— Verſchonet unſer königliches Ohr
Mit unbedeutenden Diebſtählen. Ueberdies
Iſt euer ganzes Weſen uns verhaßt.
Die Leidenſchaft, die zwanglos euch entſprüht,
Scheint jede feine Sitte zu verſpotten,
Und die Geſichter, die ihr ſchneidet, ſind
So widrig unſrem Auge, wie die Töne,
Die euch entſchlüpfen, als die i's und an's,
Die pruſtenden, ziſchenden und knarrenden Töne
Das Ohr mißhandeln. Alſo Sir, in Summa
Mißfallt ihr uns, dem König, und das iſt
Ein Staatsverbrechen; ändert euch und ſchweigt.
(Hinze tritt vor Wuth um ſich beißend zurück.)"

Wie keck genial in jedem einzelnen Zuge! Das Ganze wäre gewiß der Beachtung werth geworden. Sehen wir auf die äußere Form, die Sallet bei der Satire anwendete, ſo finden wir lyriſche Gedichte dieſer Gattung, ein Epos, Dramen und kurze novelliſtiſche Darſtellungen. Doch fehlt es auch nicht, wie wir geſehen haben, an tiefernſthaften Stücken in jeder der erwähnten Formen. Die novelliſti-

ſchen Darſtellungen dieſer Art zeichnen ſich durch eine durchſichtig klare, faſt abgerundete Proſa aus*). Im eigentlichen Drama, inſofern ſein Stoff nicht ſatiriſch iſt, machte Sallet mehrfache Verſuche. Aufbehalten ſind uns „einzelne Scenen aus einem Trauerſpiele", das die Flucht des Kronprinzen Friedrich und die Hinrichtung des Lieutenant Katte behandeln ſollte, desgleichen ein Bruchſtück aus dem unvollendeten Luſtſpiel: „die Dichter", worin die verſchiedenen Thorheiten und Tugenden der Dichter dargeſtellt werden ſollten**), dann ein kleines Luſtſpiel in gereimten Verſen unter dem Titel: „So geht es bei uns alle Tage, Scene aus dem ehelichen Leben. Jungen, unzufriedenen Eheleuten gewidmet", den 19. Februar 1832. Es enthält die Verſöhnungsgeſchichte eines jungen Ehepaars, das über den erſten Rauſch des Eheglücks hinausgekommen iſt. Am vollendetſten iſt „die Prophezeihung, Scenen aus dem Mittelalter", vom Februar und März 1832***). Dieſe dramatiſche Dichtung macht einen äußerſt wohlthätigen Eindruck; ſie ähnelt in etwas, wenn ich mich nicht täuſche, den dramatiſchen Bruchſtücken von Uhland und ſteht an Beſtimmtheit der Durchführung, ſo wie an Reinheit der Form weit über allen früheren Productionen des Dichters. Dieſer verſuchte ſich alſo ſchon in ſo früher Zeit in allen verſchiedenen Gattungen der Poeſie, ſpäter, nachdem er ſeine Eigenthümlichkeit beſſer erkannt hatte, beſchränkte er ſich mehr und mehr auf die Lyrik. Damals klagt er auf ſcherzhafte Weiſe in den „Briefen eines Poetaſters an ſeinen Freund" vom Jahre 1831, daß die früheren Dichter ihm leider kein Feld zum originellen Schaffen mehr übrig gelaſſen hätten. „Lieber Freund," fängt er an, „verwünſcht, daß Göthe und Schiller je gelebt haben! denn glaube mir, wenn ſie nicht gelebt hätten, ſo wäre ich entweder beide oder einer von beiden geworden. Aber jetzt werde ich wahrſcheinlich gar nichts werden, denn aller Reichthum meiner Bruſt, den ich der Welt bieten könnte, iſt ſchon von meinen Vorgängern ausgekramt, und ich komme zu ſpät damit u. ſ. w. Ich möchte dem Himmel eine General-Revolution der Natur, in der alle Denkmäler

*) Darunter z. B. „die Stieftochter" vom Auguſt 1831, theilweiſe nach einer wahren Begebenheit.

**) Wie Sallet ſelbſt im Tagebuche ſchreibt.

***) Im Nachlaſſe unter B unverkürzt abgedruckt.

früherer Lebens- und Sinnesart untergehen, anrathen, wenn er wieder einen originellen Dichter singen hören will." In allen Richtungen findet er Vorgänger: in der Lyrik den Schiller, im Religiösen und Irreligiösen Göthe's Faust, im Schauerlich-Humoristischen Hoffmanns Sandmann, im sentimentalen Flennen Mathisson, in der burleskesten Bizarrerie den Fischart, im blanken baaren Unsinn die Strophe eines späteren Gedichtes von Göthe:

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung.

Endlich spricht er die Hoffnung aus, durch Verliebtsein originell zu werden, und faßt den ernsthaften Beschluß, sich aus dem Grunde zu verlieben. In einem zweiten Briefe meldet der Poetaster dem Freunde mit bilderreicher Begeisterung, daß er zum Heile für Mit- und Nachwelt nun wirklich verliebt sei*) Und so hatte sich's mit unserm Dichter ebenfalls zugetragen. Ein noch ganz junges Mädchen fesselte in der letzten Zeit des Mainzer Aufenthaltes sein Herz. Diese Neigung wurzelte bei ihm immer tiefer und wirkte, wie ich glaube, bestimmend auf seine folgenden Lebensjahre ein. Die erste Aeußerung über dieses Verhältniß finde ich in dem Tagebuche erst unter dem 10. April 1832, dem Tage, an welchem er Mainz für immer verließ. Die Worte lauten: „Dömmingen seh' ich nun vielleicht nie auf längere Zeit wieder, und mein liebes Mathildchen auch nicht. Das ist um toll zu werden. Weshalb bin ich eigentlich dem Ding so gut? Sie ist noch halb Kind, nicht besonders hübsch, und auch nicht besonders, was man so gewöhnlich liebenswürdig nennt. Und dennoch denke ich fast den ganzen Tag an sie und zähle die Stunden, wo ich sie nicht sehe. Das hört nun auf." Später**) schreibt er bei Gelegenheit der Lectüre der Athalie von Racine und der lettres de Babet à Broussardt: „Die ganze Tragödie Athalie gegen diese Briefe gehalten, kommt mir ungefähr vor wie eine schöne marmorne Bildsäule gegen mein liebes lebendiges Mathildchen." Wie dieser

*) In einem dritten Schreiben kommt noch die Nachricht von seiner vollzogenen Hochzeit, und daß nun seine Begeisterung völlig geschwunden und damit auch seine Poesie zu Ende sei.

**) Den 3ten Mai 1832 auf der Festung zu Jülich.

Lebensroman ſich weiter ausgeſponnen und wie er geendigt, darüber laſſen ſich nur wenige Andeutungen geben. Doch vorerſt zurück zu der tragiſch-komiſchen Kataſtrophe, welche die Entfernung des Dichters von Mainz verhängte. Tragiſch war ſie nämlich für den Dichter — komiſch in Beziehung auf die Veranlaſſung und die lächerliche Unterſuchungsgeſchichte. Sallet hatte in ſeiner beliebten novelliſtiſchen Form eine Satire über den Militärſtand geſchrieben*), die ſehr hübſch, wenn auch ohne beſonderen künſtleriſchen Werth, und politiſch ganz unſchuldig war. Es ſprach ſich in ihr der Unmuth über das Leere und Ungenügende des militäriſchen Berufes aus, und der Dichter war ſo unklug geweſen, ſeinen vollſtändigen Namen beizufügen. Sie wurde von einem Freunde Sallets der damals noch in Mainz lebenden höchſt geiſtreichen und liebenswürdigen Gräfin Mensdorf (Schweſter des Königs von Belgien), die ſelbſt Schriftſtellerin war und ſtrebende junge Leute gern um ſich ſah, vorgeleſen. Die Fürſtin lachte herzlich darüber, ließ aber dem Verfaſſer ernſtlich rathen, die Satire ja nicht drucken zu laſſen, da ihm Unannehmlichkeiten daraus erwachſen könnten. Die Warnung kam zu ſpät; denn ſie ſtand bereits abgedruckt in den „Heſſiſchen Blättern" und fand vielen Beifall. In jenen Gegenden herrſchte damals, in Folge der Julirevolution, eine große Aufregung: das war vielleicht der Grund, warum man höheren Ortes dieſer Arbeit eine größere Wichtigkeit beilegte, als ſie verdiente. Der Oberſt eines fremden Regiments hatte eine Klage gegen Sallet eingereicht; die eingeleitete Unterſuchung dauerte ein volles Jahr. Das erſte Kriegsgericht verurtheilte den Verfaſſer, was allgemeines Aufſehen erregen mußte, zur Caſſation und 10 Jahr Feſtungs-Arreſt**). Das war im October 1831. Als Sallet davon benach-

*) Ich kann über dieſelbe keine nähere Auskunft geben. Sollte es vielleicht die im Laufe meiner Darſtellung mehrmal angeführte Piece: „Das Leben ein Traum" geweſen ſein? Dies würde zu den Zeitumſtänden paſſen, da dieſelbe im Laufe des Jahres 1830 geſchrieben wurde, und die Unterſuchung ungefähr zu Anfang des Jahres 1831 begann. Im Manuſcript iſt dieſer Aufſatz durch ein über den Titel geſetztes † vor den andern ausgezeichnet, was ebenfalls darauf hindeuten könnte.

**) Ich bin hier dem Berichterſtatter in den „Roſen" und der kurzen, von dem Dichter ſelbſt herrührenden Biographie im 4ten Hefte des ſchleſiſchen Schriftſteller-Lexikons von K. G. Nowack, Breslau 1840, S. 138, gefolgt.

richtigt wurde, schrieb er folgende merkwürdige Stelle in sein Tagebuch: „Mich durchfuhr ein kleiner Schreck, ich mußte aber doch lachen. Wenn mir mein Leben mehr solche Erfahrungen darbietet, werd' ich noch ein Satiriker von Profession und zwar ein recht bitterer werden. Mein Schicksal ist mir übrigens ziemlich gleichgültig. Würde ich cassirt, so könnte ich auf Festung mich genugsam mit Kenntnissen bereichern, um einen andern Unterhalt zu finden, wobei ich mich vielleicht glücklicher fühlte, als jetzt. Kränkend könnte mein Schicksal dann nur im Punkte der Ehre sein, aber was achte ich die Ehre, die von der Meinung einer Welt abhängt, in der es so niederträchtig und nichtswürdig zugeht, daß die Unbesonnenheit eines jungen, gutdenkenden Menschen als ein Verbrechen, ja als eine Ehrlosigkeit angesehen wird. Ich kann mich nicht enthalten, die Herren, in deren Köpfen und Herzen es so öde und kalt aussieht, recht herzlich zu verachten." Der König ließ ein zweites Kriegsgericht zusammentreten, das die Festungsstrafe auf 2 Jahr milderte. Auch dies fand der König, der menschenfreundlicher urtheilte, als sein Offizier-Corps, zu hart, er ermäßigte die Strafe auf zwei Monate Festung überhaupt und versetzte Sallet, da man die höheren Vorgesetzten überredete, daß die Erbitterung der Offiziere gegen ihn der Art sei, daß er beständig Duelle zu erwarten haben würde, übrigens ohne allen weitern Nachtheil, zum 30. Infanterie-Regiment nach Trier.

Sallet mußte seinen Arrest in Jülich absitzen. Ueber seine Ankunft daselbst schreibt er im Tagebuche: „den 11.*) in Jülich bei Othografen**) gemeldet, der mich durch eine sehr dumme und brutale Rede zu rühren suchte. Er meinte unter Anderem, wenn einer seiner Söhne auf so verrückte Gedanken käme, würde er ihn wahrscheinlich erwürgen. Die Schriftstellerei haßt er, weil wenige große Feldherren zugleich Schriftsteller gewesen sind. Frisch, ihr Herren! tragt das Holz zu meinem Scheiterhaufen herbei, ich rufe: O sancta simplicitas! Nachmittags zog ich in mein Hundeloch ein. Da ich nicht einmal auf die Wälle der Citadelle gehen kann, bin ich ganz eingesperrt in Häuser. Gott bess're es!" Eine spätere Stelle zeigt sein Gemüth schon beruhigter, denn er schreibt am 3. Mai: „Othografen war bei mir, sprach sehr schonend und vernünftig mit mir, hat mir

*) Nämlich April 1832.
**) Dem Commandanten der Festung.

aber noch nicht erlaubt, in die Stadt zu gehn.“ Gedanken, Gefühle und Erinnerungen beſtürmten in jenen Wochen wechſelsweiſe ſeine Seele: aus ihrem Kampfe arbeitete er ſich ſiegreich empor zu wackeren, tüchtigen Entſchlüſſen einer geregelten, raſch vorſchreitenden Wirkſamkeit für die Folgezeit. Sein liebes Mädchen winkte bald als holder Stern durch das Dunkel der Zukunft, bald half ſie das düſtere Gewebe feſter zuſammenziehen. „Ich denke faſt den ganzen Tag,“ ſchreibt er im Tagebuche, „an mein Mathildchen. Ich glaube, daß ich ſie nicht ſo bald vergeſſen werde, als ich es früher zu können glaubte; aber ich gebe mir auch keine Mühe damit, denn die Erinnerung an das herzliebe Mädchen thut mir wohl, wenn ſie mich auch auf der anderen Seite ſchmerzt. Ob ſie es wohl ahnt, daß ich ihr ſo gut bin, und ob ſie mir wieder ſo gut iſt? Aber was könnte das helfen?“ — Am 3. Mai bekommt er ein Stammbuchblatt von ſeinem Mathildchen, um das er gebeten hatte, und dabei ein billet doux in optima forma, um das er nicht gebeten hatte*). „Ich müßte,“ ſchreibt er, „ein roher, grober, unempfindlicher Kerl, kurz eine Beſtie ſein, wenn ich das nicht ebenſo herzlich erwiedern wollte. — Die Correſpondenz iſt alſo eingeleitet. Die Sache macht mich übrigens einigermaßen beſorgt, denn wohin ſoll es führen? — Aber ſie iſt ein junges Ding, und wird mich ohne Schmerz vergeſſen. Ob ich das auch können werde, das iſt meine Sache.“ Im erſchütternden Drange der Gefühle ſang der Dichter eine Reihe von Sonetten an die Geliebte**), die an Tiefe der Empfindung, an Präciſion der Worte und Verſe, ſo wie an Vollendung der Sonettenſtrophirung den ſchönſten dieſer Gattung beizuzählen ſind. Wenn er das ſatiriſche Motto: „Viel Geſchrei und wenig Wolle“ und das ſpottend beruhigende Schlußſonett mit verkürzten Zeilen dem Cyclus beigefügt hat, ſo folgte er hierin ganz ſeiner damaligen Gewohnheit, die erregten Stimmungen ſeiner Seele ſelber zu belächeln und durch ſatiriſches Spotten als der Vergangenheit verfallen zu bezeichnen. Der 15. Mai muß, wie ich aus dem Nachlaſſe erſehe, für die Geſchichte ſeines Innern ein beſonders wichtiger Tag geweſen ſein. Er ſchrieb an demſelben allein ſieben Gedichte, wovon zwei ſcherzhaften Inhalts***), die andern fünf den trüben

*) Des Dichters eigene Worte im Tagebuche.
**) Im Nachlaſſe unter B. abgedruckt.
***) „Grabſchrift eines Säufers“ und „Bitterer Tod“.

Ahnungen und Hoffnungen ſeiner Liebe gewidmet ſind. Ein ſchönes Sonett forſcht dem Weſen der Liebe nach:

„Läßt ſich die Liebe nicht dem Lenz vergleichen,
Der Alles rings mit Luſt beginnt zu ſchmücken? —
Doch nein! Woher die Schmerzen, die mich drücken,
Die Thränen, die ſich in mein Auge ſchleichen?

Der Sonne? — Nein! Denn ihre Gluten weichen,
Sie muß der Nacht ihr Strahlenantlitz bücken;
Allein der Liebe Glut kann nichts erſticken;
Durch keine Nacht wird ſie vergeh'n und bleichen.

So ſind es Flammen, die das Herz durchwehen? —
Dann wär' ich längſt in Aſche hingeſchwunden. —
Allein weshalb, o Liebe, Dich erklären?

Wer Dich nicht fühlt, er wird es nicht verſtehen;
Und wer Dich fühlt, der mag ſein Herz erfunden,
Die beſte Antwort wird es ihm gewähren."

Das „Morgenlied"*) begrüßt die emporſteigende Sonne und beſchwört ſie, den Schlummer der fernen Geliebten nicht zu verſcheuchen, im „Abendliede" ſendet er der Geliebten Troſt und Beruhigung mit den Strahlen der ſcheidenden Sonne.

„Hoffen ſollſt Du, und nicht weinen!"

ſo ſchließt der „Troſt"**) an die Geliebte. Aber die tiefe Nacht umfängt nun das ſchauernde Weltall und düſtrer Gram umſchattet die Seele des Dichters***) —

„Doch ſieh', die Schreckniſſe der Nacht zerſtreuend,
Mit ſtillem Friedensglanz die Welt erfreuend,
Steigt klar und ſanft der blaſſe Mond herauf.
So ſteigſt auch Du, dem bittren Schmerze wehrend,
Verzweiflungsnacht in ſtille Wehmuth kehrend,
Erinnerung, in meinem Buſen auf.

---

*) Abgedruckt in der Sammlung, Berlin, Finkeſche Buchhandlung, 1835. S. 63.

**) Abgedruckt in der Sammlung von 1835. S. 60. unter dem veränderten Titel: „Abſchied."

***) „Nachtlied." Aus derſelben Stimmung hervorgegangen iſt das „Sturmlied" vom 30. April 1832, das in der Sammlung von 1835 S. 38 abgedruckt ſteht.

Und ach, was füllt mein Herz mit süßen Träumen,
Was zieht den Blick nach Deinen fernen Räumen
Mit magischer Gewalt, Du holder Stern?
Wie Du die Nacht durchdringst mit hellem Blinken,
Seh' ich die Hoffnung meiner Seele winken,
So mild, wie Du, so freundlich und so fern."

Die noch folgenden Aeußerungen Sallets in Beziehung auf sein Liebesverhältniß deuten im Voraus die endliche Auflösung desselben an. Den zweiten Brief von der Geliebten findet er schon abgezirkelter und kälter, als der erste war; doch hofft er, daß das bloße Verstellung und Scheu ist. Weiterhin klagt er, daß er von seinem Mädchen keinen Brief bekommt. „Sie spielt," schreibt er bei dieser Gelegenheit, „im Hintergrunde meiner Lebensplane eine Hauptfigur. O Luftschlösser!" In welcher Zeit dem Dichter diese Täuschung seines Lebens völlig klar geworden, weiß ich nicht anzugeben, doch daß sie von großem Einfluß auf sein Gemüth gewesen, läßt sich, wenn auch nicht bestimmt nachweisen, doch mit Gewißheit annehmen. Im vorigen Jahre*) schrieb er mir über diesen Punkt: „Ich war schon zu Gnaden aufgenommen und wurde dann, weil die Sache langweilig aussah, entlassen. Damals gedachte ich ein Hagestolz zu werden, und das in allem Ernste. Heut aber habe ich ein Weib, und Du hast selbst beobachten können, wie ich zu ihr stehe. Ich kann Dir betheuern, daß jenes frühere Ereigniß meines Lebens den heitern Himmel meines jetzigen Glückes auch nicht als kleinstes Wölkchen trübt, daß in meiner Seele kein Tropfe Bitterkeit zurückgeblieben ist, daß Geist und Gemüth nicht das Mindeste an ihrer Spannkraft verloren haben." — Doch zurück in jene frühere Zeit! Allerlei ging ihm bisweilen durch den Kopf. Einige Tage hindurch dachte er viel daran, Schauspieler zu werden und nahm sich vor, es auch wirklich einmal auszuführen**). Ein paar Tage lang fühlte er eine unaussprechliche Sehnsucht nach Italien. Er beschloß, auf Kriegsschule zu gehen, so sauer und langweilig ihm auch das Studium vorher werden würde; dafür aber freut er sich, auf 3 Jahre den Kamaschendienst los zu werden. Einmal ging er laut deklamirend in der Stube auf und

*) Den 22. Mai 1842.

**) Tagebuch den 3. Mai in folgender anagrammatischen Notiz: „Hic bhea edsie gtea evli adnr agcehdt, psicehlaeurs uz dweenr udn wdeer se hwlo cahu meailn baruesnfü."

ab. Schon bei einigen Gedichten, und wie dem Souffleur im Wilhelm Meiſter bei den ſchönſten Stellen, wurde ihm ſonderbar weich zu Muthe, bei dem:

Dahin, dahin

in: Kennſt du das Land ꝛc. weinte er beinah, und als er das Gedicht „Prometheus" deklamirte und an die Stelle kam: Als ich ein Kind noch war ꝛc., mußte er aufhören; denn er weinte bitterlich. „Gott ſei Dank!" ſchreibt er in das Tagebuch, „ich kann noch weinen!" — Wie ſchön dieſe wechſelnd auf und nieder fluthende Stimmung ſich wiederum in der reinſten Harmonie des Geiſtes zu finden wußte, zeigt das in jener Zeit von dem Dichter geſchriebene: „Fragment aus dem Tagebuche eines Jenſeitigen"*). Es enthält Andeutungen, die aus dem tiefſten Innern ſeines ſpäteren Gottbewußtſeins geſprochen zu ſein ſcheinen. Auch über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe dachte er nun beruhigter. In einem dramatiſch-abgefaßten humoriſtiſchen Quodlibet: „Die Welt außer Rang und Banden"**) ſtellt er eine Menge höchſt komiſcher Situationen dar, die ſich ergeben müßten, wenn plötzlich in alle Gemüther die Wahrheit einkehrte und ſich bei jeder Gelegenheit offen äußerte: die eingewohnte Lüge des Menſchentreibens wird gewiſſermaßen als nothwendige Bedingung zum Beſtehen des Ganzen anerkannt. König Utis iſt des läſtigen Zwanges, den ſeine Königswürde ihm und ſeiner Umgebung auflegt, gänzlich müde geworden: er möchte die Welt frei von den Banden der lügneriſchen Etikette, unverſchleiert in ihrer natürlichen Geſtalt erblicken. Sein Jugendfreund, der Zauberer Humorio, gewährt ihm auf eine Stunde die Bitte, indem er ihn während derſelben unerkannt in verſchiedenen Geſtalten ängſtigt, bis der König ſelbſt froh iſt, daß die Welt ſich noch in ihrem alten Gleiſe bewegt. Der Leibarzt erſcheint als Giftmiſcher, die königliche Garde iſt davon gelaufen, der Gelehrte rühmt ſeine Werke und ſchilt den König roh und dumm, ein Gardeoffizier und die Prinzeſſin küſſen ſich halb todt, die Hälfte der Hofdamen hat ſich ins Bordell aufnehmen laſſen, die Mädchen des Bordells dagegen wollen Hofdamen werden, die Juriſten verbrennen mit ungeheurem Jubelgeſchrei auf dem Markte ihre ſämmtlichen Akten, der Miniſter des Auswärtigen hat den Finanzminiſter

*) Im Nachlaſſe unter B. abgedruckt.
**) Geſchrieben vom 19—21. April 1832.

auf offener Straße angeſpuckt und ihm den Schädel eingeſchlagen, der Garniſonprediger redet die fromme Gemeinde, die aber diesmal nur aus ein paar alten Weibern beſteht, mit den Worten an: „Liebe Zuhörer, ich weiß, daß es euch noch mehr ennuyirt, meine Predigt anzuhören, als mich, ſie zu halten. Weshalb wollen wir uns alſo gegenſeitig quälen? Geht hübſch nach Hauſe, ich wünſche euch einen vergnügten Tag, Amen.“ Darauf krahten die Weiber dem Prediger die Augen aus. Der Poet will dem Könige ſein neueſtes Trauerſpiel dediciren, erklärt ihm aber ganz offen, daß er es nicht etwa aus Ehrfurcht, ſondern aus Geldnoth thue; endlich erſcheint noch der Student und ſetzt dem Tyrannen den Dolch auf die Bruſt, bis dieſer bekennt, vor einer Stunde ein Narr geweſen zu ſein. Der Student verwandelt ſich in Humorio, ſein Dolch in eine Narrenkappe, womit Humorio den König krönt. Alles waren nur Trugbilder geweſen, nur das Erſcheinen von Lieſe und Hans, die in ihrer Herzenseinfalt den König um Ausſteuer gebeten hatten, war nicht erlogen. Dieſer iſt nun überzeugt, „daß es beſſer iſt, mitunter eine hergebrachte Thorheit zu begehen, als kein Herkommen zu achten und in lauter Thorheiten zu verfallen.“ Sehr charakteriſtiſch iſt der Schluß, den ich deshalb unverkürzt folgen laſſe.

Uli. Aber übertrieben haſt Du doch gewaltig.

Humorio. Weniger, als Du glaubſt. Nicht mehr als nöthig war, nur den Leſer nicht zu ennuyiren.

U. Wen?

H. Den Leſer.

U. Welchen Leſer denn?

H. Nun den Leſer, der uns und unſre Geſchichte lieſ't.

U. Biſt Du geſcheut, wir exiſtiren ja wirklich, wie können wir geleſen werden?

H. Da haben wir den Hochmuth! Es iſt eine der größten Eitelkeiten der Menſchen, daß ſie ſich immer einbilden, wirklich zu exiſtiren, und nicht bedenken, daß die ganze Welt vielleicht nur ein ſchlechter Roman iſt, worin ſie die handelnden Perſonen ſind.

U. Abgeſchmackt und traurig genug geht's freilich in der Welt zu. Aber ſage mir, wie kommſt Du zu dieſer verrückten Idee?

H. Nein, ich mein' es ernſtlich. Könnteſt Du den Dichter ſehen, der uns geſchrieben hat, wie er Dich in dieſem Augenblick aus-

lacht, daß Du Dir wirklich einbildeſt, ein ſelbſtändiges Weſen zu ſein! Er braucht ja nur das Papier, das er eben beſchrieben hat, zu zerreißen, und wir ſinken in unſer altes Nichts zurück.

U. Um Gotteswillen, mache mich nicht wahnwitzig.

H. Sei unbeſorgt, er zerreißt uns nicht. So lange unſer Daſein von der Eitelkeit eines Dichters abhängt, ſo lange kommen wir nicht um. Uebrigens iſt unſer Verfaſſer ein Anfänger, darum ſind wir auch ſo mittelmäßig gerathen. Beſonders Du biſt ganz ohne Charakter, und keine Scene hindurch richtig gehalten.

U. Siehſt Du, Dein ſonderbares Syſtem widerlegt ſich ſelbſt. Wenn wir wirklich nicht ſelbſt dächten und ſprächen, ſondern nur ein Dichter uns Worte beilegte, ſo würde er uns doch nicht ſo ſchlecht von ſich ſelbſt ſprechen laſſen.

H. O die Dichter haben manchmal ſonderbare Marotten; beſonders der unſrige iſt oft gar nicht recht bei Verſtande, wie könnte er ſonſt ſolches barockes Zeug ſchreiben, wie unſere heutige Geſchichte.

U. Nun hör' auf, und hetze den Spaß nicht zu Tode.

H. Ja, laß uns enden; aber vorher hat mich der Dichter beauftragt, noch ein paar Worte an den Leſer zu ſprechen — „Nach Verdienſt, geehrter Leſer, der Dichter bittet dich hiermit um Verzeihung, wenn er Dich durch die vorliegenden Blätter ennuyirt haben ſollte. Es war nicht ſeine Abſicht; er hat's im Gegentheil ſo gut gemacht, als er konnte, und beſſer macht's ein Schelm. Hiermit empfiehlt ſich Dir der Dichter und wünſcht Dir nach Umſtänden einen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, oder was am wahrſcheinlichſten iſt, eine gute Nacht!"

U. Mit Deinem einfältigen Dichter!"

*

Es wurde erzählt, daß Sallet den Entſchluß faßte, nach Berlin auf Kriegsſchule zu gehen. Am 30. Mai ſchrieb er ſich*) ſeinen Lebensplan für die Vorbereitung auf das Examen zur Kriegsſchule, ſowie zugleich für ſeinen künftigen Aufenthalt in Berlin. In Trier wollte er ſich vor allen Dingen an frühes Aufſtehen gewöhnen, von deutſchen, ſchönwiſſenſchaftlichen Sachen durchaus nichts Anderes, als die

*) Im Tagebuche.

Ueberſetzung des Homer, ſonſt aber nur franzöſiſche Werke ſtudiren. Beſonders nahm er ſich vor, äußerſt frugal zu leben, um keine Schulden zu machen. In Berlin ſollten außer den Wiſſenſchaften der Kriegsſchule 1) Philoſophie, insbeſondere die des Kant und Wolf, 2) Literaturgeſchichte, namentlich nach Bouterwerk getrieben, das Nibelungenlied ordentlich durchgenommen, die Werke der Alten in den beſten Ueberſetzungen geleſen, und beſonders auch Kunſtgeſchichte, vor Allem der Laokoon von Leſſing gründlich durchſtudirt werden. Nach der Kriegsſchule will er dann wo möglich ans Cadettencorps gehen. Mit Einem Wort: die Wiſſenſchaft wurde ihm nun der Gegenſtand des ernſthafteſten Strebens, doch nicht allein um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil er ſchon längſt die feſte Ueberzeugung, wenn auch noch nicht die Kraft, ſie an ſich geltend zu machen, gehabt hatte, daß der Dichter tief in das Reich des Wiſſens eingedrungen ſein müſſe, um des Höchſten in ſeiner Kunſt fähig zu werden. „Wenn man Nichts gelernt hat," ſchreibt er im Tagebuche, „kann man auch kein ordentlicher Poet werden, das iſt nun einmal wahr, und ich habe keine geringere Abſicht, als: die deutſche Bühne einſt mit guten Trauerſpielen und guten Luſtſpielen zu bereichern. Das iſt viel prätendirt, aber friſch drauf los, und vor allen Dingen was Rechts gelernt. Ich bin es nicht allein mir, ſondern der menſchlichen Geſellſchaft ſchuldig, meine Talente gehörig auszubilden. Auch kitzelt mich der Ehrgeiz nicht wenig, einmal als Dichter geachtet und ausgezeichnet zu ſein. Daß ich Beruf zur Poeſie habe, iſt mir jetzt ganz gewiß; aber leider bin ich bis jetzt unverantwortlich träge und leichtſinnig geweſen, und habe die Erlangung tüchtiger Kenntniſſe ganz verſäumt. Ich hoffe, das noch nachholen zu können, denn ich bin gar nicht auf den Kopf gefallen." Das Drama alſo war damals das Ziel ſeines dichteriſchen Strebens, und wir haben Gelegenheit genug gehabt zu ſehen, wie gern er ſich von früheſter Jugend an der dramatiſchen Form bei ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen bediente. Noch auf Feſtung ſchrieb er ein vollſtändiges Trauerſpiel: „die Herzogin von Orlamünde." Er hatte viele Scenen ſchon in Gedanken in Mainz ausgearbeitet, daher ging ihm die Arbeit ſo raſch von Statten. Am 20. Mai entwarf er den Plan*) dazu, fing an und

*) und zwar, wie er ſagt, „einen veränderten Plan", wodurch die oben ausgeſprochene Vermuthung, daß jenes Trauerſpiel vom 16. Septem-

war am 23. mit dem ganzen Stück fertig. „Ich muß gestehen," schreibt er in Beziehung auf dieses Werk, „daß es mir recht gut gefälle, nur die Einfädelung der Handlung ist ein wenig plump. Ich bin gesonnen, es nach Berlin zur Aufführung zu schicken." Noch Mehreres wäre hier anzuführen; doch beschränke ich mich darauf, an die Uebersetzungen aus französischen und italienischen Dichtern zu erinnern, die Sallet schon vom Jahre 1830 an bis in diese letzte Zeit hinein schrieb. Dahin gehören zwei Scenen des Mahomet von Voltaire, Lieder von Segrais, Parny, Lainez, später von Moncrif, Bernard, Serafini und elf Sonette und zwei Canzonen von Petrarca. Französische Literatur trieb Sallet auf der Festung, wie aus den Notizen des Tagebuches hervorgeht, mit vielem Fleiß; die Staël-Holstein über Deutschland, Rousseau und Racine beschäftigten ihn insbesondere. Die Athalie von Racine bringt ihm keinen besseren Begriff von der französischen Tragödie bei, als den er bis dahin hatte. Er schreibt über dieses Schauspiel: „Es ist glatt, fließend, hat herrliche Strüen, 's ist aber doch ein magres, hölzernes Ding gegen ein Schillersches, Götheſches oder Shakespearsches Stück." Petrarca wurde gewiß mit Veranlassung, daß Sallet gerade in jener Zeit eine ganze Reihe von eigenen Sonetten dichtete, die an Gluth der Empfindung mit dem Originale wetteifern. Kaum ein Jahr darauf konnte er indeß nicht unterlassen, das unaufhörliche Liebesschmachten des Italieners in folgenden zwei Epigrammen lächerlich zu machen.

Petrarc.

Gar zierlich weiß ich Schmerz zu heucheln,
Mit vieler Anmuth thu' ich kund,
Daß ich vor Liebe bleich und wund,
Bin ich auch eigentlich frisch und gesund.
Dem Ohr und Sinn weiß ich zu schmeicheln

---

ber 1831 eine erste Abfassung der „Herzogin von Orlamünde" gewesen sei, bestätigt wird. Leider ist es im Nachlasse nicht vorhanden. Es gehört in den 5. Band von „Stümpers Werken", wie das Inhaltsverzeichniß desselben und die große Lücke zwischen den bezeichneten Seitenzahlen (S. 161—240) beweis't. Hieran knüpfe ich an Denjenigen, der im Besitze dieses Manuscriptes sein mag, die dringende Bitte: dasselbe, oder doch wenigstens eine treue Abschrift davon, an uns gelangen zu lassen. Desgleichen fordere ich im Namen der Gattin des verstorbenen Dichters den unbekannten Inhaber des 4. Bandes von Stümpers Werken hiermit freundlich auf, denselben durch die Verlagshandlung unseres Werkes recht bald in unsere Hände zu befördern.

Durch süßer Melodie Gewalt,
Das Herz nur laß ich leer und kalt.

### Urtheil eines Deutschen.

Ich hab' einst einen Poeten gelesen,
Der meint, er sei sehr verliebt gewesen
Und habe viele Jahre lang geweint.
Doch wenn ich von dem Kerl in einen Aich vereint
Die Thränen, die er wirklich weinte, hätte,
Und würden sie zu gutem alten Wein,
Zehn Flaschen Champagner gilt die Wette,
Es würde nicht genug zum zweiten Frühstück sein.

Ungefähr aus derselben Zeit mögen die scharfen Selbstkritiken herrühren, die unter einer Anzahl von Gedichten und Aufsätzen in den drei ersten Bänden der „sämmtlichen Werke eines Stümpers" gefunden werden. Einige der schonungslosesten sind folgende: „Wenig Witz und schlechte Verse", „Knabenarbeit", „Schlecht", „Nichtssagend", „Mißlungen in Form und Inhalt", „Sehr alltäglich"; unter einem schwärmerischen Gedichte auf den Kuß steht mit Bleistift geschrieben: „dient dem Verfasser statt Patent als: Süßholzraspler." Besonders schlimm ergeht es einigen altdeutschthümelnden Gedichten: unter dem einen vom Jahre 1828 steht: „ad notam. Ich muß den Leser bitten, bei Lesung dieses Gedichtes nicht etwa zu glauben, daß ich noch jetzt solcher verrückten Gedanken fähig sei. Sollte diese Gedanken Jemand für vernünftig halten, so muß ich ihn bitten, mich keiner vernünftigen Gedanken mehr fähig zu halten. Verrückt oder vernünftig, ich sage mich von ihnen los" — unter einem anderen: „der altdeutsch seinsollende Anstrich und die schülerhaften Verse stören." Einzelne dieser Kritiken sind bald nach Anfertigung der Dichtung selbst geschrieben, wie folgende: „Nachdem ich dies Gedicht niedergeschrieben, merke ich so eben, daß es schauderhaften Unsinn und Lohensteinsche Phrasen enthält, aber es steht nun einmal hier. Wenn es der Leser durchgelesen hat, ruf' ich ihm hiermit am Ende desselben (als wenn es ihm aufgestoßen hätte) zu: Wohl bekomm's!"

Man erkennt hieraus einerseits die seltene Ehrlichkeit, mit der Sallet sich selbst von jeher zu behandeln pflegte, andererseits aber auch, wie rasch er dieser Vorperiode seiner eigentlichen literarischen Thätigkeit entwuchs. Denn für nichts weiter haben wir alle seine bisherigen Bestrebungen von der Jugend an bis zum Gefängniß zu betrachten, als für eine Studienperiode sowohl in Kunst als Lebenserfahrung.

Es mag im geiſtigen Leben bedeutender Menſchen öfter vorkommen, daß frühere Jahre, ſo zu ſagen, im verjüngten Maaßſtabe das Abbild eines ſpäteren einflußreichen Wirkens darſtellen. So war es mit Sallet. Er hatte ſchon jetzt, alſo noch vor dem Beginn einer öffentlichen, ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, die drei Hauptſtufen menſchlicher Geiſtes- und Gemüthsbildung durchlebt: in Berlin und Potsdam ſchwelgte er im unmittelbaren Gefühl geiſtigen Schaffens, ſo unbedeutend es damals auch ſein mochte — in Mainz erkannte er den Conflict ſeines Bewußtſeins mit der ihn umgebenden Welt — und in Jülich brachte er ſeine zerſplitterten Gedanken zu dem bewußten feſten Entſchluſſe, von nun ab eine tüchtige Lebensbahn zu verfolgen. Er hatte alſo eine reine Naturperiode, eine Periode der Zerriſſenheit und eine des Bewußtſeins vollendet, und als Endergebniß am Schluſſe der letzteren die Erkenntniß gewonnen, daß für den Dichter, wie für den Menſchen überhaupt, ein tiefeindringendes Studium die unerläßliche Bedingung ſei, wenn er die Welt und Gott im Geiſte bewältigen und ſich und Anderen zum klaren Bewußtſein bringen will. Mit dieſer Ueberzeugung trat er nun erſt in den Garten der Poeſie ein, während er bisher noch im Vorhofe verweilt hatte, und brach Früchte vom Baume des Lebens und der Erkenntniß, die wohl Jahrhunderte lang die lechzenden Geiſter nähren und erquicken werden. —

Ueber Sallets Aufenthalt in Trier, wo er vom Sommer 1832 bis zum Anfange des Jahres 1835 verweilte, außer daß er ſich im September 1836 auf Urlaub zu Hauſe in Schleſien befand*), habe ich Folgendes zu berichten. Einen großen Theil ſeiner Zeit nahmen die Vorbereitungsſtudien für die Kriegsſchule in Anſpruch, doch behielt er noch genug für Kunſt und Poeſie übrig. In einem humoriſtiſchen Briefe aus jener Zeit**) ſchildert er ſeine damalige vielfältige Thätigkeit mit folgenden Worten: „Ich treibe mich in naſſen Gräben, italieniſchen Novellen, Wolfsgruben, engliſchen Ausſprachelernungs-

*) wie ich aus einem Manuſcript der Terzine „Theodor", welches das Datum: „Leipitz, den 24. September 1833" führt, erſehe. Uebrigens bezieht ſich dieſes Datum wohl nur auf die Abſchrift; denn gedichtet wurde die Terzine ſchon im Februar 1833, ſo ſteht wenigſtens in Stümpers Werken.

**) Siehe in den „Roſen".

Labyrinthen, ſpaniſchen Reutern, ſpaniſchen Romanzen und coniſchen Zündlöchern abwechſelnder Weiſe unermüdlich herum und habe alſo nie Langeweile. Auch bin ich hier mit jungen gebildeten Leuten bekannt, unter denen ein namhafter Dichter von Profeſſion, und habe mit ihnen ein literariſchcardinalzotologiſchgrockkritiſchglühweinianiſches Kränzchen. Deshalb habe ich auch Mancherlei geſchrieben, wofür Du Gott danken kannſt, daß Du's nicht zu leſen brauchſt, denn es iſt nicht gemacht, einen bodenloſen Windhund zu amüſiren." Mit eben jenem namhaften Dichter, Eduard Duller, der gewiß nicht ohne Einfluß auf Sallet war, befreundete er ſich aufs Innigſte. Derſelbe gab damals eine Monatsſchrift unter dem Titel: „Erholungsſtunden" heraus, zu welcher Sallet eine Reihe von Gedichten lieferte. Zu den Früchten ſeines poetiſchen Schaffens in Trier gehören zuverläſſig die meiſten von den Gedichten, welche ſich in der erſten gedruckten Sammlung vom Jahre 1835 befinden; denn die übrigen hatte er bereits in Mainz und Jülich gedichtet. Ueber „König Frühling" arbeitete er im Januar 1834, wie er ſelbſt in einer Stelle des obigen Briefes meldet. Nur die reinſte, ungetrübteſte Seelenſtimmung konnte ihn zu jenem bezaubernd ſchönen Geſange begeiſtern, der an Kunſtvollendung und poetiſcher Anſchauungskraft allen früheren Leiſtungen weit voranſteht. Beſuchten auch noch bisweilen unſeren Dichter die Geiſter des Unmuths, ſo daß er, wie in der ſchönen Terzine „Theodor", die endliche Lebenshoffnung nur im Grabe ſieht, ſo müſſen wir doch behaupten, daß jetzt für ihn eine friſche, jugendliche, hoffnungsreiche Dichterperiode angebrochen war, deren Erzeugniſſe er ſelbſt in der Sammlung von 1843 unter der bezeichnenden Ueberſchrift: „Naturleben und junge Liebe" zuſammenfaßt. Eine neue Dichtungsart, die ihn ſchon früher angelockt hatte, und die ihrem Weſen nach dieſer Periode der Natürlichkeit ganz gemäß iſt, wurde jetzt für Sallet der Gegenſtand mehrfacher Verſuche: ich meine das Mährchen. Man kann ſagen, er brachte es darin zur Meiſterſchaft, indem er es verſtand, ihm einen beſonderen ideellen Reiz zu verleihen. Als er noch in Mainz lebte, erregte Göthe's Knabenmährchen ſeine Bewunderung; er wünſchte es nachzuahmen, wenn es ihm nicht an Phantaſie gebräche. Jetzt war die Zeit dazu gekommen. Der „Johanniswürmerprinz" iſt ein Meiſterſtück in Form und Inhalt. Im Winter 1833 entſtand das dra-

matiſche Mährchen: „die lange Naſe*)“, worin die bekannte Geſchichte der Prinzeſſin mit der langen Naſe mit unvergleichlichem, keckem Humor dargeſtellt wird. Das Sagenland der Feen und Zauberer giebt den Rahmen ab für die ſchonungsloſeſte Ironie und Satire. Im eigentlichen Drama ſchrieb Sallet von nun an nichts mehr, wiewohl grade dieſe Gattung bis zuletzt ſein poetiſches Ideal geblieben iſt. Er übte über ſein Schaffen eine ſtrenge Hut und legte demſelben eine ächt künſtleriſche Beſchränkung auf. Was nicht in ſeiner Art eine gewiſſe Vollendung erreichen konnte, ließ er ungeſchrieben, ſo ſehr ihn auch die vielfältigſten Ideen zur Production drängen mochten. Daher finden wir in den Manuſcripten keine vorläufigen Verſuche mehr, wie in den ſogenannten „Werken eines Stümpers“: Alles iſt nun durchgebildet, vollendet, bedeutend. Die Wiſſenſchaft — zunächſt freilich nur, inſofern ſie auf die Poeſie Beziehung hat — regelt und veredelt das Streben des Dichters. Wir werden bald ſehen, wie ſie in ihrer höchſten Bedeutung — als Philoſophie — anfangs zwar ſein Gemüth zurückdrängt und am poetiſchen Schaffen verhindert, ſpäter aber die innerſten Tiefen des überreichen Geiſtes erſchließt und ſeinen Schöpfungen erſt den wahrhaften Adel verleiht. Trier wurde indeſſen auch noch durch ſeine Beziehung zum römiſchen Alterthum von Bedeutung für Sallet. „Mein Aufenthalt in Trier,“ ſchreibt er**), „führt mich von ſelbſt auf das claſſiſche Alterthum, die gewaltigen Granitblöcke der porta nigra ſind mir ein rechtes Bild des feſten, gewichtigen römiſchen Staatskörpers.“ Das Alterthum hatte er bis dahin nur in vereinzelten Zügen aus Ueberſetzungen kennen gelernt, jetzt regte ſich in ihm der Trieb, wenigſtens des Lateiniſchen mächtig zu werden, und durch Privatſtunden brachte er es wirklich darin allmälig bis zur Lectüre des Tacitus, Spinoza, ſo wie vieler Geſchichtsquellen der neueren Zeit. Die griechiſche Sprache dagegen blieb ihm für immer fremd, worüber er noch ſpäter oft ſein Bedauern ausgeſprochen hat. Natürlich konnte ſich ihm auch das völlige Ver-

---

*) Dieſes Stück ſchien verloren, bis Eduard Duller es vor Kurzem im „Vaterland“ 1843 von No. 184 bis 192 nach dem Manuſcript, das ſich in ſeinen Händen befand, abdrucken ließ.

**) Dieſe und die nächſtfolgenden Stellen verdanke ich dem Manuſcripte von Sallets Bruder Ernſt Jungnitz.

ſtändniß der griechiſchen Dichtkunſt nicht erſchließen: er ſchätzte ſie hoch, inſoweit er ſie aus Ueberſetzungen kannte — in Deutſchland aber fühlte er ſich doch heimiſcher. „Wir wollen Deutſche bleiben," ſchreibt er, „alſo auch in der ſchönen Literatur. Wir wollen Gewächſe auf unſerem eigenen Boden pflanzen, und ſolche, die in unſerem nordiſchen Klima wachſen und gedeihen. Freilich werden ſie nicht ſo frei und heiter in üppiger, ſchwelgeriſcher Lebensfülle ihre Zweige verbreiten, wie die zugleich anmuthigen und rieſenhaften griechiſchen Erzeugniſſe eines Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes — aber unſere winkelichten, düſteren gothiſchen Werke haben doch auch ihren tiefen Sinn. — Zu der einfach ſchönen, durchaus unverletzten Kunſtvollendung griechiſcher Meiſterwerke werden wir es freilich nie bringen; denn das deutſche Volk hat keinen Sinn für den Ernſt der Kunſt. Iſt doch der Name eines Dichters, den die Griechen nur mit Hochachtung ausſprachen, bei uns halb und halb ein Spottname: man denkt ſich gewöhnlich einen confuſen, unwiſſenden, der Geſellſchaft überflüſſigen Menſchen darunter. — Schönheit iſt die Ineinsbildung der Form mit der Bedeutung; daher kann man nicht ſagen, daß das Ideal eines griechiſchen Tempels abſolut ſchöner iſt, als das einer gothiſchen Kirche. Sind nicht beide überaus herrlich? und doch aus wie entgegengeſetzten und doch beiderſeits tief und wahr gefühlten Regeln ſind ſie entſprungen! Sind denn die zierlichen Blockgeſchnörkel unſinnig und barock, weil ſie es im griechiſchen Stil wirklich ſein würden? Aber was ich auch ſagen möchte, Du rufſt trotzdem: die antiken Werke ſind dennoch ſchöner, und immerhin, Du wirſt auch noch einmal zum Verſtändniß des Mittelalters und ſeiner Schönheit kommen!" Eine gewiſſe Divinationsgabe hatte, wie wir ſehen, unſeren Dichter, auch ohne die vollſtändige Kenntniß der griechiſchen Werke, über den weſentlichen Unterſchied der altclaſſiſchen und der mittelalterlich deutſchen Kunſtſchönheit ins Klare gebracht. Er ließ beiden ihr Recht, und verlangte für die Kunſt der Gegenwart Charakter und Urſprünglichkeit: die Schönheit — dies glaube ich, war ſeine Meinung — iſt nicht die Erfüllung eines beſtimmten unabhängigen Ideals, ſondern der harmoniſche unmittelbare Ausdruck des nothwendig aus den geſchichtlichen Verhältniſſen einer Zeit und eines Volkes zum Bewußtſein gekommenen Geiſtes. Weiterhin werden wir hören, wie Sallet in ſeinen Literatur- und Kunſtſtudien dem Urſprünglichen und Eigenthümlichen eines jeden Volkes auf die Spur

zu kommen ſuchte. Darum gewährte ihm damals die altdeutſche Literatur großes Vergnügen; denn obwohl er es, wie gezeigt wurde, nicht im Mindeſten mit der modernen Romantik hielt, weil er ſie im Ganzen als unwahr und erzwungen erkannte, ſo unterſchied er doch gar wohl, welche Elemente in derſelben einen lebenskräftigen Keim für die Poeſie der Gegenwart enthielten. Uebrigens ſchätzte er den äſthetiſchen Werth der altdeutſchen Poeſie nicht beſonders hoch, indem er den Grund ihres übermäßigen Ruhmes lediglich in der Neuheit des altdeutſchen Studiums ſuchte. „Wenn man ſie lieſ't," ſchreibt er, „ſo ſieht man, daß man den ermüdenden Weg durch Sandwüſten zurücklegen muß, um hie und da wieder eine Oaſe mit friſchem Laube, klaren Bächen und duftenden Blumen anzutreffen. Mit dem Nibelungenliede, dem Wolfram von Eſchenbach und Reinecke Voß könnte man ſich im äſthetiſchen Intereſſe wohl begnügen. Studirt man die Sprache, ſo iſt das freilich etwas Anderes."

In dieſer Zeit ungefähr, nämlich zu Ende des Jahres 1834, reiſte Sallet nach Berlin, um dort die Kriegsſchule zu beſuchen und ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung immer weiter zu fördern. Hier widmete er ſich im Grunde genommen beinahe ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Studien, aber längere Zeit hindurch in einer ganz ungeordneten Aufeinanderfolge. Sein Intereſſe erſtreckte ſich damals auf einen Cyklus allgemeiner Bildungsmittel, durch deren haſtige Verarbeitung er ſeinem ſtrebenden Geiſte einen ſichern Standpunkt zu geben ſuchte. Denn Ruhe und Klarheit entgingen ihm gerade jetzt am meiſten, wo er, aus einem mehr beſchränkten Kreiſe heraustretend, ſich in das unruhige chaotiſche Treiben der großen Reſidenzſtadt ſtürzen mußte. Seine philoſophiſchen Anſichten entſprachen ganz dieſem ungeregelten Drange, ſich im Reiche des Wiſſens allenthalben umzuthun. Er verſtand damals unter Philoſophie, wenn ſie mehr als Anweiſung zum richtigen und fertigen Denken ſein wolle, nur eine ſophiſtiſch-dialektiſche Gewandtheit, mit Begriffen zu ſpielen. Seine philoſophiſchen Kenntniſſe waren demnach natürlich nur äußerliche. Wolffſcher Apparat war die Maſſe, in der er, freilich auch mit ſeiner Anſicht und ſeinem Urtheil, wirthſchaftete. Denn da einmal eine Philoſophie erlernt werden müſſe, ſo erſcheine ihm die Wolf'ſche noch die fertigſte, — wenn auch der Einzelne ſich mit ſeiner Anſicht über dieſem Formalismus halten müſſe. Mit der Religion ſtand es bei

ihm damals noch viel übler. Er gestand einem Freunde*) ganz offen, daß ihn die Religion beängstige. Sie enthalte nach seiner Erfahrung doch nur alles das, was die Rückschritte der Humanität bewirkt oder ihre Fortschritte gehemmt habe — die Fessel einer freien geistigen Entwickelung. Als solche glaubte er ihre Wirkungen aus dem Verlaufe der Geschichte kennen gelernt zu haben, und es ist bemerkenswerth, daß er in dieser Zeit besonders eifrig verschiedene ausführliche Schriften über die Geschichte der Reformation studirte. Robertson, Frundsberg, Guicciardini und Bentivoglio, dann Gibbon und eine Menge anderer historischer Monographien waren seine Lectüre, und bei Zumpt hörte er eifrig Vorlesungen über Römische Geschichte. Selbst ein weitläufiges, spanisch geschriebenes Werk über die Geschichte der spanischen Araber las er durch. Die Geschichte mag also in dieser Periode die Hauptnahrung seines Geistes und Gemüthes gewesen sein: in ihr fand er so manches Räthsel im Leben der Völker gelöst. „Zeigt denn nicht," schreibt er, „erst ein gründliches Geschichtsstudium alle Verzweigungen, alle inneren Kräfte und Wirkungen, den ganzen liebenswürdigen Organismus der Menschheit? Geschichtskenntniß ist durchaus nothwendig und ein unentbehrliches Glied der Bildung." Wie die Geschichte unserem Dichter ein richtiges Verständniß des Volkslebens eröffnete, so war sie es auch besonders, die seine Ansichten von Recht und Staat läuterte. Beide faßte er bis dahin, den obenerwähnten Grundsätzen getreu, als Produkte der Willkühr ihrer Begründer: ihr geschichtlich positives Bestehen erkannte er keineswegs als nothwendig. Briefliche Aeußerungen über seine Geschichtsstudien zeigen, wie er sich zur entgegengesetzten Ansicht bekehrte. So schreibt er von den Gesetzen**): „Jurisprudenz studire ich nur historisch, erst so lernen wir die jezeitigen Gesetze verstehen. Gesetze roher Nationen, kaum gebildeter Staaten, interessiren mich vorzüglich. Die Gesetze roher und die Gesetze entwickelter Völker verhalten sich wie rohe und künstliche Poesie. Unsere Gesetze sind unorganisches Flickwerk, kaum eine Spur von Volksthümlichkeit an sich tragend. Dagegen die in der großen Gährungsperiode der Völkerwanderung und kurz darauf entstandenen Gesetze waren nur Sanctionirungen uralter heiliger Sitten und Ge-

*) Nämlich J. Möcke in Breslau, der damals mit Sallet in Berlin viel verkehrte.

**) Aus dem Manuscript von E. Jungnitz.

bräuche, denen der Volksſinn ſein ſcharfgeprägtes Siegel aufgedrückt hatte.“ Beſonders hielt er das Eindringen in die Geſchichte für nothwendig, wenn Jemand ſelber geſchichtlich wirken wolle, „nicht als ob man nur das Alte wieder erneuern, oder gar aus ſeiner Vergeſſenheit wieder hervorziehen ſolle, ſondern weil man nur durch die Kenntniß der Geſchichte einen Prüfſtein für das Neue beſitzt, und das Neue, ſoll es haltbar ſein, ſich an das Alte organiſch anſchließen muß. — Man verräth eine knabenhafte Untüchtigkeit, wenn man vor der Geſchichte in dieſem Sinne keinen Reſpekt hat.“ Daß es vorerſt wirklich nur die Geſchichte, nicht die Philoſophie war, welche Sallet zur Anerkennung eines organiſchen Waltens im Leben der Völker brachte, ſieht man wohl deutlich aus der folgenden Aeußerung über das Studium der Geſchichtsquellen. Er ſchreibt: „Bentivoglio historia della guerra di Fiandra iſt die erſte Quellenſchrift, die ich geleſen, und ich habe recht deutlich den Vorzug der Quellen daran erkannt. Er iſt klar, ſcharf, lebendig und voll jener, freilich in Manier ausartenden italieniſchen Antitheschen und Spitzchen, die ich aber doch ſehr gern habe. Sie gewähren beim Leſen einen kleinen, angenehmen ſinnlichen Kitzel, und ich möchte ein ſolches Ding mit einer Priſe vergleichen, die man nimmt, um ſich beim Leſen, beim ernſten Studium munter zu erhalten. In den Quellen iſt der Geſchichte kein vorkonſtruirtes Syſtem angezwängt (!), kein ſchiefer, von außen herzugebrachter Pragmatismus, der mehr der Eitelkeit des Schriftſtellers, als dem Forſchen nach Wahrheit ſein Entſtehen dankt, unterbricht den Strom der Begebenheiten. Freilich ſieht auch der Augenzeuge mit ſeinen Augen, allein man darf ja nur nach Belieben la peste dell' heresia in die Aufklärung der Reformation und il desiderio delle novità in Streben nach Befreiung von ſpaniſcher Tyrannei verwandeln, und man hat nach ſeinem Geſchmacke ein ziemlich objectives Bild.“ Doch würde man ſich täuſchen, wenn man glaubte, daß Sallet in der Geſchichte nur das allgemein Anſprechende, das Poetiſche aufgeſucht und genoſſen habe, ja, er überwand der Geſchichte wegen ſeinen Widerwillen gegen die Darſtellungen finanzieller Verhältniſſe, indem er ſich mit Smith, Necker und anderen national-ökonomiſchen und finanzielleu Schriftſtellern vertraut zu machen ſuchte. In Beziehung zur Geſchichte nun ſtudirte er damals auch die anderen Wiſſenſchaften; ſo ſchreibt er: „Geographie muß jeden denkenden Menſchen aufs lebhafteſte intereſſiren,

denn erſt durch ſie erhält das bunte Schauſpiel der handelnden Menſchheit ſeine erläuternden, das Ganze erklärenden Couliſſen, erſt durch ſie wird die Charakterverſchiedenheit der Völker in ein helles Licht geſetzt. Ritter und Humboldt haben unſeren Geſichtskreis durch ihre Art, die Geographie zu behandeln, mehr erweitert, als der Entdecker neuer Kontinente. Aber auch als unabhängige Wiſſenſchaft für ſich iſt ſie der Theilnahme höchſt würdig; ſie wird dann zur Naturwiſſenſchaft." Anderswo: „Statiſtik iſt die beſte Vorſchule zur Erkenntniß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Völker, leider giebt es hierzu nur wenige Quellen, und dieſe wenigen ſind unzuverläſſig." Es findet ſich im Nachlaſſe ein umfangreiches Manuſcript über die Erdkunde, den Vorleſungen von Ritter nachgeſchrieben; auch las er damals eine Menge engliſcher Reiſebeſchreibungen. Um den Entwickelungsgang der Völker aufzufaſſen, hielt er das Studium der Sprachen für unerläßlich: denn „Sprachen ſind eigentlich nur ein Stück der Geſchichte; ſie ſind ihr das, was die Grammatik den Sprachen ſelbſt iſt. Sprachkenntniß iſt zur Kenntniß der Geſchichte, wenn dieſe nicht ganz oberflächlich ſein ſoll, durchaus nothwendig. Dies gilt für alle Sprachen, die eine bedeutende Literatur haben, aber ſelbſt koptiſch müßte man ſeiner Structur nach einigermaßen kennen. Die Sprachen erleuchten oft wie ein Blitzſtrahl das ganze Volk ſcharf und zauberiſch vor unſeren Blicken. — Auch für ſich allein iſt aber die Philologie eine herrliche Wiſſenſchaft. Sie iſt das Erkennen des Erkannten, hat man geſagt. Ja wohl! Sie iſt das noch einmal Durchfühlen, Durchdenken, Durchleben der ganzen Geſchichte des menſchlichen Gemüthes." Die neueren Sprachen und Literaturen waren ſchon von Trier her der Gegenſtand ſeiner eifrigſten Bemühung; er war nicht befriedigt, ſich die Schriftſprache der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier angeeignet zu haben, auch die Dialekte derſelben ſuchte er kennen zu lernen. „Die italieniſchen Dialekte," ſchreibt er, „ſind mitunter ſehr eigenthümlich und ziehen mich faſt mehr an, als die gewöhnliche Schriftſprache, denn ſie ſind charakteriſtiſcher; mit einiger Mühe und Routine laſſen ſie ſich wohl auch verſtehen." Der Unterſchied der neueren franzöſiſchen Sprache von der des goldenen Zeitalters unter Ludwig XIV. bot ihm reichen Stoff zu hiſtoriſchen Betrachtungen; er ſchreibt: „Die Franzoſen ſind ſeit der Revolution denkende, kühnbildende Menſchen geworden, die ihre Sprache mit Geiſt und Keckheit handhaben und bereichern, ſtatt

daß ſie früher nicht wagten, von den einmal feſtgeſetzten breitgetretenen Haarbeutelredensarten abzugehen.“ Auch mit der altengliſchen und altfranzöſiſchen, ſo wie mit der provençaliſchen Sprache machte er ſich vertraut: als Beweiſe gelten die Ueberſetzung eines großen Theiles der Percy'ſchen Balladenſammlung und ein ausführlicher Aufſatz über die „Poeſie der Provenzalen“, die im Nachlaſſe vorhanden ſind und die in dieſer Zeit geſchrieben wurden. Auf Percy komme ich noch zurück; was die Abhandlung über die provençaliſche Poeſie anlangt, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob ſie eine ſelbſtändige Arbeit Sallets ſei, doch finden ſich Bemerkungen darin, die gewiß nur von ihm ſelbſt herrühren, wenn er z. B. ſchreibt: „Die Poeſie der Troubadours verhält ſich zur Volkspoeſie, wie eine liebenswürdige Coquette zu einem ſtillen, liebenden Mädchen.“ Denn dieſe Aeußerung erinnert unwillkürlich an den oben berührten Vergleich zwiſchen der Athalie von Racine und den lettres de Babet à Broussardt. Ohne Zweifel in eben jener Zeit entſtand die intereſſante Vergleichung zwiſchen der poetiſchen Kraft der engliſchen und italieniſchen Sprache, welche er in den „Linguiſtiſchen Träumereien“ anſtellt. Sie iſt aus dem Nachlaſſe unſerem Werke beigefügt und mag zeigen, wie ernſtlich Sallet die Wirkſamkeit ſeiner Kunſtmittel zu prüfen pflegte. Die Hauptreſultate dieſer ſprachlichen Betrachtungen finden wir in dem herrlichen Sonette „die Mutterſprache*)“ ausgeſprochen. Ueberhaupt wurde ihm Alles zum Studium; leichtfertiges Herumflattern und geiſtiges Naſchen haßte er damals wie ſpäter. „Um ächte Wiſſenſchaft zu erlangen,“ meinte er, „muß man zuvor pedantiſcher Stockgelehrſamkeit nicht fremd ſein,“ und irgendwo ſchreibt er: „Talente ſind freilich Nichts als Verpflichtungen, und ich halte es für ſchändlich, Geiſt zu haben und ihn nur zu ſeinem Vergnügen anzuwenden.“ Wie früher war er noch jetzt überzeugt: „Der Dichter muß vor Allem etwas lernen, damit ſich in ihm eine wahrhaft objektive Weltanſchauung aufbaue; denn der ſchöne Jugendrauſch verfliegt, und der gereifte Mann kann nur dadurch Poet bleiben, daß er die Welt geiſtig überwunden hat.“ Seine dichteriſchen Arbeiten betrachtete er als „Verſuche“, von denen er einſt zu „Leiſtungen“ überzugehen gedachte, „wenn er ſich eine tüchtige Bildung verſchafft haben würde.“ Doch das Studium hat ſeine Grenzen. „Wer kann Alles

*) In der Sammlung von 1843.

wiſſen," ſchreibt er, „begnügen wir uns damit, daß jeder nach Kräften an dem arbeite, was er in den innerſten Tiefen ſeines Gewiſſens für recht hält." Und anderswo: „Wozu ſoll uns das Wiſſen? Dazu, daß wir Menſchen werden in hohem Sinne." In dieſer Haſt des Wiſſendranges klagt er: „ich bejammere nur, daß der Tag nicht zehn Mal länger iſt, denn es fehlt immer noch, auch bei dem größeſten Fleiße, um die Welt einigermaßen harmoniſch zu ordnen und zu vervollſtändigen, d. h. zum Menſchen zu werden." So war es, auch abgeſehen von ſeinem zurückhaltenden Weſen, natürlich, daß er ſich gern abgeſchloſſen hielt und lieber mit ſich als mit Anderen verkehrte. Er ſchreibt: „Einſiedleriſch zu leben, iſt für den faſt nothwendig, dem mehr die innere Welt zum Ausbau gegeben iſt, als die äußere;" gleichwohl bemerkt er in einem anderen Briefe: „Man wird einſeitig bei allem Streben nach Allſeitigkeit, wenn man ſich nicht an anderen Individuen abſchleift oder ihren Standpunkt in ſich aufnimmt." An Gelegenheit zur Geſelligkeit fehlte es nicht: Sallet ergriff ſie, der oben geäußerten Anſicht gemäß, mehr, um ſich an Anderen fortzubilden, als des Vergnügens wegen. Er wurde Mitſtifter der ſogenannten poetiſchen Menagerie, aus der ſich ſpäter durch den Zutritt mehrerer produktiven Talente ein Dichterklubb bildete, deſſen einziges Lebenszeichen der Norddeutſche „Frühlings-Almanach", welcher in zwei Jahrgängen 1836 und 1837 erſchien, geweſen iſt. Sallet lieferte für beide eine Anzahl ſeiner ſchönſten Gedichte*), nachdem er bereits im Jahre 1835 ſeine früheren Gedichte in einem Bändchen herausgegeben hatte**). Auch in den drei letzten Jahrgängen des Chamiſſoſchen Muſenalmanachs ſtehen Gedichte von ihm. Dieſer Klubb hielt ſeine Zuſammenkünfte in einer Reſtauration auf dem Werderſchen Markte, woraus ſich ſchließen läßt, daß die Göttin Poeſie ſich nicht ſelten zu einem freundſchaftlichen Bündniſſe mit dem Gotte Bachus bequemen mußte. Sallet beſuchte dieſe Zuſammenkünfte nur, um, wie er ſelbſt in einem Briefe ſchreibt***), „äußern Anlaß zum

*) Im Jahrgang 1836: „der ſtarke Hakon", der „Heimathheerd", „der Geiger", „der Rhein und die Reben". Im Jahrgange 1837: „der Rhein und ſeine Boten", „der Doge", „Don Quixote", „Liedesmacht", „Weltentraum", „Horniſſenkönigs Noth". Doch ſchreibt er ſelbſt, daß die Gedichte des letzten Jahrganges von früherher ſtammen.

**) Berlin 1835 in der Zinckeſchen Buchhandlung.

***) S. „Roſen".

Poetiſiren zu haben." Er ſpricht in dieſem Briefe ein hartes Urtheil über den Dichterverein aus, namentlich erregten die „oft ſehr lamentabeln Verſe der Herren Collegen" ſeinen Ekel. Er beluſtigte mich ſpäter einmal durch die Erzählung, wie eine jener ſentimentalen Seelen in einem ſchwärmeriſchen Gedichte ohne Arg von den üppigen Blättern einer Fichte geſungen, und er verbarg es nicht, daß er froh war, aus dieſem Verhältniſſe losgekommen zu ſein. Ueberhaupt war ſeine Beziehung zum Verein eine ſehr lockere. „Das Verhältniß zum Dichterklubb," ſchreibt er, „denkſt Du Dir viel zu eingefleiſcht. — Geiſtig habe ich mich immer ſehr fern und ich hoffe, drüber gehalten." Nur Ferrand blieb ihm auch ſpäter in gutem Andenken. Anfangs ging er mit J. Möcke viel um, durch ihn wurde er zum Studium der Hegelſchen Philoſophie hingeführt. Seit dem Winter des Jahres 1835 lebte er in dem innigſten Verhältniſſe zu ſeinem Halbbruder Carl Jungnitz, der damals von Breslau nach Berlin auf Univerſität kam. Zwiſchen Beiden beſtand von früher Zeit bis an Sallets Lebensende eine auf gegenſeitige Erkenntniß ihrer geiſtigen Vorzüge begründete Zuneigung. Noch Knabe ſchrieb Carl in einem Briefe an den Bruder: „Mein Umgang ſoll ſein 1) geiſtvoll, 2) herzlich und 3) lebensfroh, ein Menſch, der nichts mehr und nichts weniger ſein will als Menſch. Dieſe Deine Vorzüge würden Dich mir auch ohne die beſonderen Bande, die uns verknüpfen, unendlich theuer machen." Gleich tüchtige Geſinnung und wiſſenſchaftliches Streben ſchloß die Brüder aneinander: Jungnitz verfolgte die trockneren philologiſchen und philoſophiſchen Studien, Sallet forſchte nach den Geheimniſſen der Menſchenbruſt und nach dem Geiſte der Völker in Geſchichte und Literatur; ſie ergänzten ſich gegenſeitig und trafen im Ringen nach Erkenntniß zuſammen. Jungnitz dichtete ebenfalls, auch folgte er dem Bruder in die poetiſche Literatur der neuern Völker, wogegen Sallet ſich mehr und mehr mit den Alten befreundete. Eine Frucht gemeinſamer Arbeit waren unter Anderen: „Percy's Ueberreſte altengliſcher Poeſie, in einer Auswahl überſetzt von Friedrich v. Sallet und Carl Jungnitz". Dieſes Manuſcript, das zu Anfange des Jahres 1837 beendet wurde, iſt ein ſtarker Band und enthält etwa die Hälfte der ganzen Percy'ſchen Sammlung. In der Vorrede handelt Sallet über den Charakter der altengliſchen Volkspoeſie im Vergleich zur engliſchen Kunſtlyrik, ſo wie er in der obigen Abhandlung die Poeſie der Troubadours mit der

altfranzöſiſchen Volkspoeſie zuſammengeſtellt hatte. Er geſteht offen die Mängel des Unternehmens ein: „Denn hinter Schwierigkeit des Ueberſetzens," ſchreibt er, „wollen wir uns nicht, wie manche Ueberſetzer, feige verkriechen. Wo die Ueberſetzung nicht trifft, oder ungenießbar iſt, ſind wir Schuld, nicht die deutſche Sprache, die Alles vermag, wenn ſich nur der Mann dazu findet, ſie zu handhaben." Am Schluſſe ſpricht er ſich über die unumwundene Natürlichkeit im Ausdrucke dieſer Volksgeſänge folgendermaßen aus: „Es bleiben mir endlich noch über die manchen etwas ſtarken Derbheiten und Natürlichkeiten, die ſich im Original und, ohne Feigenblatt, auch in der Ueberſetzung finden, einige Worte zu ſagen übrig. Daß dieſes Buch nicht für unerzogene Knaben und junge Mädchen beſtimmt iſt, liegt in ſeiner Natur. Und doch könnte man es auch dieſen ohne Gefahr in die Hand geben, wenn in unſeren Sitten nur mehr Ehrlichkeit und weniger Prüderie herrſchte. Von einer verſteckten, ſüßlichen, raffinirten Aufreizung der Sinnlichkeit, von einem matten, wollüſtigen Spiel der Phantaſie (wie in ſo manchem Mode-Damenbuch) iſt in dieſen kräftig geſunden Dichtungen nirgend eine Spur zu finden. Es ſind derbe Sitten einer noch rohen Zeit mit derben Worten und unumwundener Ehrlichkeit geſchildert, nichts weiter, und daran wird ſich kein Verſtändiger ſtoßen." Ueber ein Jahr hindurch wanderte dieſes Manuſcript von Buchhändler zu Buchhändler und kam ohne Erfolg in die Hände der Ueberſetzer zurück*).

Aus dieſer mannigfaltigen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und beſonders aus dem Widerwillen, den Sallet ſchon in Mainz gegen ſeine Stellung als Offizier unverhohlen äußerte, könnte man leicht den Schluß ziehen, als ob er in Berlin derſelben noch mehr abhold geworden ſei. Das iſt aber nicht der Fall. Zwar iſt bekannt, daß er einige Mal ſeine militäriſchen Vorgeſetzten verklagt hat, jedoch deuten die damaligen Briefe nirgend auf eine quälende Mißſtimmung in dieſer Beziehung hin. Haupturſache davon war wohl die Erledigung von Dienſtpflichten: als Schüler der Kriegsſchule war es ihm vergönnt, ſeine Zeit ausſchließlich den Wiſſenſchaften zu widmen. Aber ſelbſt den ſtreng militäriſchen Disciplinen zeigte er ſich nicht abgeneigt; er ſtudirte aus freiem Antriebe die Schlachten bei Cäſar, Polybius

*) Berichtet Sallet ſelbſt in einem Briefe vom 11ten April 1838 aus Trier. Eine angemeſſene Auswahl dieſer Dichtungen wird folgen.

und Thucydides, trieb Fortifikationswiſſenſchaft, ja er recenſirte ſogar für das Berliner Converſationsblatt eine Schrift von Griesheim: „der Compagniedienſt", indem er lobend nachwies, daß der Verfaſſer ſein Buch, was bei dergleichen Arbeiten ſelten ſei, in wirklich wiſſenſchaftlichem Geiſte geſchrieben habe. Er findet die Stellung als Offizier nicht ſo ganz unwürdig, als einer ſeiner Freunde meint, der aus Ueberdruß und der Schriftſtellerei wegen den Abſchied genommen, und welchem er deshalb in einem Briefe Vorwürfe macht*). „Für's Erſte thue ich Dir kund," ſchreibt er, „daß wir über das Wort Freiheit ſehr verſchiedener Anſicht ſind. Du jubelſt darüber, daß Du ſie, nach der auch ich, wie Du ſagſt, ſtrebe, endlich erreicht haſt; ich aber, verzeihe mir, begreife weder Deinen Jubel, noch wie Du mein Streben ſo ganz haſt mißverſtehen können. Meiner Meinung nach warſt Du viel freier, als Du Maladrette exercirteſt und Dir dafür monatlich Dein Gehalt verdienteſt, das Dir Niemand ſtreitig machen und ſchmälern durfte und das Dir Niemand ſchenkte, als nun, da Du freilich thun kannſt, wozu Du Luſt haſt, dagegen aber lediglich von der Gunſt oder Ungunſt eines Andern abhängſt. Wer frei werden will, der werde es durch ſich ſelbſt und nicht durch Andere. Das Letztere iſt eine Freiheit, die der Leibeigenſchaft ziemlich nahe ſteht." „Auch ich denke noch immer, wie ſonſt, einſt den bunten Rock auszuziehen, nicht etwa, weil ich ihn für meiner unwürdig, ſondern nur, weil ich mich für nicht dazu geſchaffen erkenne. Aber ich werde es gewiß nicht eher thun, als bis ich mich ſelbſt ſoweit herangebildet habe, um wirklich ſelbſtändig, durch Bildung und entwickelte innere Kraft über äußere Umſtände gebietend, anſtatt von ihnen abhängend, auftreten zu können. Fühle ich mich nie ſoweit befähigt, ſo bleibe ich, was ich bin, überzeugt, daß ein gewöhnlicher Offizier mehr für's Allgemeine leiſtet, als ein ungereiftes, verpfuſchtes, durch die Noth gedrücktes, ja vielleicht zu Schändlichkeiten getriebenes Genie." Inſoweit wußte er ſich damals in ſeiner amtlichen Sphäre zurechtzufinden.

Die bedeutendſte, weil einflußreichſte Veränderung, welche ſich für Sallet und ſeine ſpätere Wirkſamkeit aus dem Aufenthalte in Berlin ergab, war die allmälige Befreundung mit der Hegelſchen Philoſophie. Wir hatten oben geſehen, daß er im Anfange eigentlich gar keine Anſicht von Philoſophie hatte: ein unklarer Drang

*) Siehe „Roſen".

zum Abſoluten, wie er ſich in vielen ſeiner früheren Gedichte und Aufſätze ausſpricht, bildete die Grundlage ſeiner damaligen Weltanſchauung. Nun hörte er Logik bei Henning, Aeſthetik bei Hotho und las Hegels Rechtsphiloſophie, aus welcher letztern er*) mehr divinirend, als ſpekulirend den Geiſt dieſer Philoſophie und ihrer Methode kennen lernte. Tiefer jedoch drang er erſt in Breslau in das Studium der Hegelſchen Schriften ein. Bei einer ſelbſtändigen Natur, wie Sallet, darf es nicht auffallen, daß er ſich Anfangs, ſo lange die Hegelſche Denk- und Conſtructionsweiſe noch ſeinem Verſtändniſſe widerſtrebte, mit den früher gewohnten ſatiriſchen Waffen dagegen zu wehren verſuchte. Er ließ damals in das Berliner Converſationsblatt eine kleine humoriſtiſche Novelle ſetzen, worin er ſich über die Hegelſche Terminologie luſtig macht. Zwei Norddeutſche, die Hegelſche Philoſophie ſtudirt haben und ſittlich tief geſunken ſind, ſprechen in einem öſterreichiſchen Wirthshauſe in Hegelſcher Terminologie, die ſie gewiſſermaßen als Spitzbubendialekt gebrauchen, über einen Raubmord, den ſie begehen wollen. Ein junger Hegelianer ſitzt auch da, um Volksſitten zu ſtudiren; er belauſcht das Geſpräch und macht den Wirth aufmerkſam. Die Gauner werden verhaftet und gehängt. Als der junge Hegelianer den Einen hängen ſieht, läßt er ſich nicht im Mindeſten irritiren, ſondern ſingt fröhlich:

„Vernünftig iſt, was wirklich iſt,
Und wirklich, was vernünftig,
Mit dem Beſtehenden den Zwiſt
Vermeide, Jüngling, künftig!
Die Gegenſätze bring' zur Einheit,
Zur abſoluten Allgemeinheit."

Später erkannte er im Tiefſten die Energie des Geiſtes, die ſich in dem Rieſenbau eines Syſtemes, wie des Hegelſchen, verkündet. Nun erprobte er die Schwingen ſeines Geiſtes, er fühlte ſich in der reinſten Athmoſphäre; denn „nur unreifen Menſchen," ſchreibt er, „wird es unheimlich und froſtig in den Regionen der reinen Vernunft." Die erworbenen Kenntniſſe wurden jetzt erſt ſein wahres Beſitzthum; denn er meinte: „Was Du beſitzen willſt, mußt Du begreifen." Für die Produktivität des Dichters jedoch mußte das anhaltend wiſſenſchaftliche Streben zunächſt einen ungünſtigen Einfluß äußern. Denn die Früchte der Studien in Beziehung auf Poeſie

*) Nach J. Möcke's Bericht.

konnten erſt dann zur Reife gelangen, nachdem in des Dichters Seele der geſammelte reiche Stoff für eine ſpätere poetiſche Wirkſamkeit gewiſſermaßen geiſtig verarbeitet worden war. Als er den Percy beendigt hatte, ſchrieb er*): „Selbſtändig producirt habe ich ſeit lange gar nichts. — Das Ueberſetzen ſtumpft doch die Schöpfungskraft ab und ich ſehne mich recht nach einer neuen, friſchpoetiſchen Periode. Für den Augenblick verzage ich faſt daran, aber ſo iſt mir's ſchon oft gegangen, und die fremde Macht in meinem Buſen, die aus mir Klänge und Gedanken redet, an denen ich eigentlich ganz unſchuldig bin, iſt doch wieder erwacht. Drum hoff' ich auch diesmal Erlöſung für die verwunſchenen Prinzen und Prinzeſſinnen von Gedichten, die noch in mir ſchlummern mögen." „Bis jetzt habe ich einen Quark geleiſtet, das Echte muß noch kommen, ſonſt hol' der Teufel die Poetenſchaft." Dieſen Brief unterzeichnete er: „der Lorbeerkranzdurſtige". Jemehr er damals nach öffentlicher Anerkennung ſchmachtete, um ſo ſchmerzhafter mußte es das Innerſte ſeiner Seele erfaſſen, ſich zu dem Geſtändniſſe der Unfähigkeit genöthigt zu ſehen. Von nun an tragen ſeine Briefe eine Zeit lang das unverkennbare Gepräge eines tiefen inneren Zwieſpaltes, der ſich in ganz anderen Klagen ausſpricht, als von denen wir früher zu berichten hatten. Wenn ſich der Dichter ehemals von den läſtigen Schranken bedrückt fühlte, die er der freien Entwickelung ſeines Talentes von den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens geſetzt ſah, ſo mußte er nun in ſich ſelber die Unmöglichkeit, ſich ein freies geiſtiges Leben zu geſtalten, erblicken. Die Roſenzeit der Poeſie iſt geſchwunden — die Klänge der Nachtigall ſind verſtummt — rings Alles grau und düſter. Dies iſt die Periode, welche der Dichter „Zerriſſenheit" genannt hat. Eine ſolche Stimmung ſpricht klar aus folgender Stelle eines Briefes, den Gallet nicht lange vor ſeinem Abgange von Berlin an einen in Autorhoffnungen ſchwelgenden Freund ſchrieb**): „Ich gratulire Dir herzlich dazu, daß Dir der Himmel voller Geigen hängt. Aber was ſoll ein Menſch, der im Leben wenig Hoffnung hat, dem die Kraft ſeines Innern verſiechte und der noch dazu krank iſt, einem Andern, dem jeder neue Gedanke eine neue Hoffnung, einen neuen Plan für die Zukunft bringt, Erfreuliches ſchreiben? Dies diene Dir nur als

*) „Roſen" Nr. 74.

**) „Roſen", Charlottenburg den 11ten Juni 1837.

Schlüſſel, um es zu begreifen, warum mein Brief kurz und trocken ausfallen wird; denn vorjammern will ich Dir weiter nichts. Du haſt ein praktiſches Talent und einen Muth des Ergreifens, die mir beide ganz fehlen. Ich bin daher überzeugt, daß Alles, was Du leiſteſt, ſchnell zur öffentlichen Kenntniß und Anerkennung kommen wird, während bei mir vielleicht lange nach meinem Tode irgend ein Bücherwurm zufällig einmal auf ein verlaufenes Exemplar meiner Gedichte ſtößt, und darin blätternd, verwundert brummt: Unter dem Zeug iſt doch Manches hübſch! und ſelbiges dann in einer Literaturgeſchichte bemerkt, die wieder kein Menſch lieſt. — Vor der Hand muß ich meine dichteriſche Laufbahn als geſchloſſen anſehen; denn wer giebt mir die Bürgſchaft, daß ich mich nicht ausgedudelt habe? Es ſieht ganz leer in mir aus." Seit mehr als einem halben Jahre hatte er nichts geliefert, als drei kleine, unbedeutende Gedichte. An etwas Großem verzweifelte er gänzlich, „ich wäre ſchon froh," meint er, „wenn ich gute Gedichte zum Vorſchein bringen könnte." In dieſer Zeit der Verzweiflung, wo er immer feſter bei der Ueberzeugung beharrte, „keine Producirfähigkeit zu haben", gerieth er durch Stimmung und wiſſenſchaftliche Thätigkeit auf den Gedanken, Kritiker zu werden. Mit hinreißender Energie und aus tiefſter Bruſt ſtrömenden Worten ſpricht er dieſen Entſchluß der Losreißung in dem Gedicht: „Proſa in Verſen*)" aus. Die echte Kritik findet er durchaus produktiv, und ſo glaubte er einen Erſatz für die Produktion ſelber zu haben. Er lieferte damals und ſpäter eine Reihe kritiſcher Arbeiten, namentlich für den von Duller redigirten Phönix. Dahin gehört z. B. ein Aufſatz über Silvio Pellico, deſſen Unklarheit und echt katholiſche Weltanſchauung er tüchtig durchgeißelte, dann ein anderer über lyriſche Dichtung und dichteriſche Objectivität. Seine Anſicht von Poeſie und ihrem eigentlichen Weſen und von den Anforderungen, die man an den Dichter zu ſtellen habe, wurde dabei immer beſtimmter, tiefer und ſtrenger. In jenem Briefe an den Freund, der vom Militär abgegangen war, heißt es: „Da aber poetiſche Arbeiten jetzt Deine Hauptbeſchäftigung zu ſein ſcheinen, ſo bitte ich Dich innigſt und das im Namen der ſo vielfach geſchändeten Poeſie: Nimm die Sache nicht leicht, geh' mit Ernſt und echtem Kunſtſtreben daran! Halte nicht jeden flüchtigen Einfall, der Dir

*) S. im Nachlaſſe unter C. Abtheilung „Zerriſſenheit".

den Kopf heiß macht, gleich für das Rechte, verſplittere Deine Zeit und Kraft nicht an Ausübung des Frivolen. Denke über die ewigen Regeln der Kunſt mit Ernſt und Eifer nach und betrachte vor Allem eine kräftige, feſte Geſinnung als die nothwendige Grundlage, ohne die nur gebrechliche Gebäude aufgeführt werden." Anderswo an denſelben: „Nur zu und ehrlich geblieben, das währt am längſten auch in der Literatur." Die Lyrik vertheidigt er gegen ſeinen Freund: „Ein tüchtiger Lyriker zu ſein (deren wir in unſerer Literatur nicht übermäßig viele haben), iſt doch auch ſchon etwas." Er vertheidigt ſie um ſo wärmer, je mehr er ſich davon überzeugt, daß er ſelbſt wohl ausſchließlich bei der Lyrik bleiben werde. Den Roman und die Novelle, wie er ſie vorfand, ſchätzte er wenig. „Verſe," ſchreibt er, „will ja kein Menſch drucken, kaufen und leſen! und mittelmäßige Novellchen ſchreiben — nein! da käme ich mir vor wie ein kaſtrirter Menſch." Das Drama jedoch, insbeſondere die Tragödie, erachtete er nach wie vor als den Gipfelpunkt, als das Ideal der Poeſie. Der erbärmliche Zuſtand unſerer Luſtſpielliteratur erregte ſein innerſtes Bedauern. Er ſchreibt*): „Wer ein etwas weiches Gemüth hätte und ſich die Sache einmal recht ernſtlich zu Herzen nähme, könnte wirklich Tage lang darüber weinen, und dies wäre die beſte Recenſion über dieſen Kram von Plattheiten und ernſthaften, vornehmthuenden Dummheiten, die wir Deutſche mit dem Namen Luſtſpiel belegen, ohne in ein Tollhaus geſteckt zu werden. Wir haben alle Augenblicke das Wort Humor und Ironie im Munde, ja dieſe Ausdrücke ſind deutſche Erfindungen; aber wie gewöhnlich, wir erfinden die Benennungen und Kategorien und andere Leute haben die Sache ſelbſt. Ein Engländer hat mehr Humor in ſeinem Hoſenlatz, als ein Deutſcher im ganzen Leibe." Ein halbes Jahr ſpäter: „Ein Luſtſpiel ſchrieb' ich für mein Leben gern, aber Gott! woher ſoll mir die Luſtigkeit kommen?" Sein Begriff von der Tragödie war ſo großartig, daß er ſich bis jetzt in unſerer Literatur noch nicht verwirklicht findet. Er fordert welthiſtoriſche Dramen und erklärt ſich darüber in folgender bedeutenden Stelle: „Welthiſtoriſche Dramen empfehle ich nicht, damit man Geſchichte daraus lerne. Im Gegentheil geh' ich von Deinem Satze aus: Die Geſchichte des inneren Menſchen iſt

*) Siehe „Roſen".

die Hauptaufgabe des Dramatikers. Aber welches Innere könnte bedeutender, intereſſanter, entwickelter, tiefer und vielſeitiger ſein, als das ſolcher Menſchen, die in allen großartigen Hauptrichtungen eines ganzen Jahrhunderts, befördernd oder widerſtrebend, betheiligt waren; die, alle Lichtſtrahlen der Zeit oder wohl gar künftiger Jahrhunderte im Brennpunkt ihrer Seele vereinend, die Welt zu ſich erhoben und mit ſich fortriſſen oder im Kampfe mit ihr untergingen? Ich ſprach ausdrücklich von welthiſtoriſchen, nicht vom hiſtoriſchen Drama; denn jede Winkelgeſchichte dieſes oder jenes Herzogthums hat dieſe höhere Bedeutung nicht. Aber Begebenheiten, die, vor Jahrhunderten geſchehen, immer noch auf unſere Denkungsart, unſere Bildung, unſere Staatsform den mächtigſten Einfluß üben, ſind nicht nur ein äußerlich Geſchehenes, ſondern ſetzen gewaltige innere Triebfedern in der Menſchenbruſt, ja im Geiſte ganzer Nationen voraus, die zu entwickeln und markig zu geſtalten, wohl der würdigſte Stoff für den Dramatiker iſt. Komme mir nicht mit Beiſpielen; denn wir haben noch gar kein welthiſtoriſches Drama, wie ich's meine. Alle unſere hiſtoriſchen Dramen ſind zu familienmäßig, zu kleinſtädtiſch und ſpießbürgerlich geſchrieben. Der große Shakespear konnte der Zeit nach keins liefern, denn damals gab's keine enge Verbindung und Wechſelwirkung der Völker, keine große Anſicht der Urſachen und Wirkungen durch alle Zeiten und Räume, es gab überhaupt noch keine Welt-, ſondern nur Partikulargeſchichte. In der Wiſſenſchaft kommen wir nach und nach zur erſteren, aber die Kunſt iſt dahin noch nicht gefolgt. Der Hamlet Shakespear's iſt ſonderbarer Weiſe ein prophetiſch welthiſtoriſches Werk, obgleich ohne eigentlichen hiſtoriſchen Stoff. Denn was iſt Hamlet anders, als unſere heutige, modernſte Zeit, mit all' ihrer hohen, vielſeitigen Bildung und Zerfallenheit mit ſich ſelbſt; mit all' ihrer Gedankentiefe und -kühnheit und verächtlichen Impotenz im Handeln; mit all' ihrer tiefſten Selbſterkenntniß, Selbſtſecirung und Selbſtverachtung; mit all' ihrem Bewußtſein aller höchſten und tiefſten geiſtigen Kräfte und doch der lähmenden Ueberzeugung, dieſe Kräfte zu nichts Tüchtigem anwenden zu können; mit allem in Barockheit endenden Streben nach geiſtreicher Originalität, mit all' ihrer Keckheit und ihrem Kleinmuth ꝛc. Lies den Hamlet und auf jeder Seite wird Dir eine glänzende Eigenſchaft und eine Krankheit unſerer jetzigen Zeit begegnen." Ganz dieſelbe Anwendung der Shakespear'ſchen Tragödie auf unſere Zeit macht

Sallet in dem Gedicht: „Hamlet“*), woraus ſich ſchließen läßt, wie tief er die ausgeſprochene Ueberzeugung ſowohl von der Bedeutung des Hamlet, als von dem Charakter unſerer Zeit gefaßt hatte. Hiermit ſind wir zugleich dem eigentlichen Mittelpunkte jener Periode der Zerriſſenheit im Leben unſeres Dichters näher getreten. Es war nicht blos die niederdrückende Ueberzeugung, zur dichteriſchen Geſtaltung der Ideen unfähig zu ſein, was ſeinen Geiſt gefangen hielt, ſondern dieſe zeitweilige Unfähigkeit war ſelbſt erſt eine nothwendige Folge des inneren Kampfes, in welchem ſich der Dichter befand. Das Studium der Hegelſchen Philoſophie ſtellte ſeinem Geiſte die Forderung, ſich ſelbſt als Eins mit dem abſoluten Weſen zu begreifen. Dieſe Forderung konnte unmöglich ſpurlos an einem Geiſte vorübergehen, der das ganze Leben hindurch raſtlos dahin geſtrebt hatte, ſich ſelbſt und die Welt zu erfaſſen. Der Drang, die Urkraft des Ewigen in der Natur mit der Zunge der Begeiſterung zu preiſen, belebte ſchon längſt alle ſeine Geſänge; jetzt ſollte er ſie auch in ſich ſelber, und zwar nicht als etwas Hineingebrachtes, ſondern als ſein innerſtes, angeborenes Eigenthum erkennen. Das mußte eine Hauptepoche in ſeiner Entwickelung werden. Das eigene Selbſt kämpft mit allen Waffen des ſtörriſchen Einzelbewußtſeins gegen die Nothwendigkeit, ſich ſelber aufzugeben und in dem allumfaſſenden Bewußtſein des Ewigen ſich zu verlieren; denn als ein Verluſt, als ein Untergang muß dieſe Hingebung urſprünglich empfunden werden, und der Preis des Sieges iſt eben die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß der Geiſt ſein eigenſtes Weſen erſt gefunden, nachdem er ſich als einen Athemzug des Urgeiſtes begriffen hat. Es mögen noch manche andere Umſtände zu der damaligen Stimmung des Dichters mitgewirkt haben, wie z. B. die völlige Trennung von der Geliebten, die Unbehaglichkeit in ſeiner äußeren Stellung, der unbefriedigte Durſt nach öffentlicher Anerkennung, die Schwierigkeit, ſeine dichteriſchen Produkte zu veröffentlichen, endlich der, wie wir hören werden, gegen ſeinen Willen nothwendig gewordene Abſchied von Berlin. Alles dies mag ſeinen Antheil haben: was jedoch jenen inneren Zwieſpalt des Gemüthes im Keim erzeugte, war der anfangs zweifelhafte Kampf gegen die unbedingte Macht des Abſoluten, des Ewigen. Die einige Zeit dauernde Unfähigkeit zur Produktion war nur das düſtere Schweigen vor dem Sturme geweſen.

*) In der Sammlung von 1843.

Bald nachdem Sallet Berlin verlaſſen hatte, brach der lang verhaltene Strom titaniſcher Begeiſterung in einer Reihe von Geſängen hervor, die in dieſer Gattung als einzig, als unvergleichlich gelten müſſen. Bald lauſchen wir den Klagetönen des einſam Wandelnden, der ſeinen Frühling verloren und nur noch den ewigen zu hoffen hat, bald tönt zu uns der verzweiflungsvolle Gram des Gebannten, den nur ein flüchtiger Wonnetraum den huſchenden Spuckgeſtalten des Lebens entreißt, bald entweichen wir mit dem Dichter in die Schreckniſſe der Wüſte, um im Todesſprunge das verlorene Ich wiederzufinden; die Begeiſterung wird von der Welt als Don Quixote verlacht, Taſſo als Tollhäusler eingekerkert, Prometheus bläſt den Sterblichen den Odem Gottes ein und ſchmachtet zum Dank gefeſſelt auf dunklem Fels. Der Komet durchſchweift die Weltenchöre und hat auf ewig die Harmonie des Alls verloren, der Geiſt vermißt ſich, im Titanentraume ſeiner Macht, das Weltall in Trümmer zu ſchlagen, und muß doch beſchämt bekennen, daß er nicht einmal die Gewißheit der ewigen Dauer erfaßt habe. In den wechſelnden Geſtalten der Selbſtvernichtung führt uns der Dichter die einzelnen Momente des Kampfes, welcher der Weltkampf unſers Zeitalters iſt, vor, und ich kann nicht umhin zu behaupten, daß dieſe Gedichte zuſammen mit denen aus der Abtheilung: „Pantheismus", welche die Verſöhnung in Gott beſingen, das Herrlichſte ſind, was unſere Poeſie ſeit Langem hervorgebracht hat. Kein Dichter hat dieſe Empörung des Geiſtes gegen den eigenen Vater und die Ausgleichung des Kampfes zum Frieden der Ewigkeit ſo tief erfaßt und mit ſo hinreißender Energie geſchildert, als Sallet: dieſe Geiſtesthat macht, glaube ich, ſeine eigentliche Bedeutung aus. Wie ſchwächlich ſtellt ſich dagegen der ſogenannte Weltſchmerz verſchiedener Dichter jener Zeit, deren Zerriſſenheit entweder von leerem oder überfülltem Magen, und meiſtens von geiſtiger Impotenz ſeinen Urſprung nahm.

„Es iſt bequem, zerriſſen ſein
Bei Auſtern und Champagnerwein."

ſchreibt Sallet in den Funken: er hatte die Jünger des Weltſchmerzes ſelbſt kennen gelernt, die ſich gern Märtyrer der Zeit nannten und nur Märtyrer ihrer Lüderlichkeit waren. In Sallets Klagegeſängen tönt mitten aus der zerſtörendſten Disharmonie, wenn auch nur leiſe, der reine Ton hervor, dem wir nur lauſchen dürfen, um den ewigen Accord des Geiſtes zu vernehmen. Erinnerungen früherer Zuſtände

mögen bisweilen der äußere Anlaß zu Gedichten dieſer Art geweſen ſein: mit Beſtimmtheit glaube ich es von demjenigen, welches „der Wanderer" überſchrieben iſt, verſichern zu können. Man vergleiche daſſelbe mit folgender Stelle im Tagebuche, die im September 1831 zu Mainz geſchrieben wurde. „Nachher war ich auf dem Druſusthurm. Herbſtlicher Nebel verbarg die fernen Berge, deſto lebhafter traten die nähern Geſtalten und Farben hervor. Rheinabwärts ſchien es heller zu werden. Es hat einen eigenen magiſchen Reiz, eine ferne, vom Sonnenſchein fröhlich erleuchtete Gegend zu ſehen, während man ſelbſt vom trüben Nebel umgeben iſt. Es iſt eine Hindeutung aufs Erdenleben, aus dem man mit Sehnſucht nach einem beſſeren, helleren Daſein hinüberblickt." Die fleißige Lectüre der Byronſchen Schriften entſprach dieſer Stimmung vollkommen: in den eigenen Dichtungen hat Sallet dieſem Heros des Weltſchmerzes mehrere Erinnerungen gewidmet. In einigen Stellen ſeiner Briefe ſpricht ſich der Dichter klar über jene Zuſtände aus. „Es giebt gewiſſe Jugendjahre", ſchreibt er, „in denen der zerſetzende, ironiſche Verſtand vorherrſcht. Das unbefangene Gefühl zieht ſich dann ſpröde zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus. Aber es kommt bei geſunden Menſchen auch eine Zeit, in der ſie dann, jemehr ſie die Welt erkennen, um ſo mehr auch wieder lieb gewinnnen." Und anderswo: „Wird mir einmal ein wenig kalt und trocken zu Muthe, ſo gilt es nur, ſich ſinnig wieder einzuſpinnen; das verſchmetterlingt ſich dann bald wieder." Der Widerſpruch zwiſchen Idee und Wirklichkeit wurde ſeitdem der Inhalt ſeines Geſanges. Er beginnt damit, dieſen Widerſpruch zunächſt ganz allgemein zu faſſen: er weiß nun die Nothwendigkeit der Einheit und ſieht doch in ſich und außer ſich zwiſchen beiden die ungeheuerſte Kluft. Die herrſchende Literatur, als die dem Dichter unmittelbarſte Erſcheinung des Lebens, war es zuerſt, die von ihm nach dieſem Maßſtabe in den „Funken*)" gemeſſen wurde. Dieſe Epigramme heißen mit Recht Funken; denn es ſprüht und leuchtet in ihnen, wie wenn der Geiſt ſich im Stahlfeuer erhärten wollte. Aus derſelben Zeit iſt „die wahnſinnige Flaſche**), ein humoriſtiſcher Scherz, der Erinnerung an frohen

*) Trier bei C. Troſchel. 1838.
**) „Heroiſches Epos in zwei Sitzungen". Trier bei C. Troſchel. 1838.

Becherklang und die abendlichen Zuſammenkünfte mit Ferrand und den anderen Dichterbrüdern geweiht.

Inzwiſchen hatte Sallet ſchon längſt Berlin verlaſſen. Die unordentliche Weiſe*), in welcher er die Vorleſungen der Kriegsſchule beſuchte, hatten das Mißfallen der Vorgeſetzten in ſolchem Grade erregt, daß man ihn noch vor Ablauf des Curſus nach Trier zu ſeinem Regiment zurückſchickte. Das war im Sommer 1837. Hier begann für ihn eine der fruchtbarſten Perioden ſeines Lebens; die eben erſt erwähnten beiden Werkchen, ſowie wohl die meiſten Gedichte aus dem Abſchnitt: Zerriſſenheit, und viele andere gehören hierher. In dieſer Zeit vertheidigt er ſich in einem Briefe gegen den Vorwurf, daß er ſich nicht zu einer größeren Schöpfung entſchließen könne, indem er ſchreibt**): „Wenn ich es nicht kann ſtrömen laſſen, laß' ich es wenigſtens tröpfeln", und in Beziehung auf ſeine Kritiken und die Funken: „wenn ich nicht ſchaffen kann, ſchlage ich wenigſtens drunter, um das Geſchmeiß zu verjagen und den Schöpfungen Anderer Luft und reines Feld zu machen." Er hofft noch, größere Sachen hervorzubringen, „nur nicht auf Commando oder auf Beſtellung. Es muß mir ein Gedanke durchs Hirn blitzen," fährt er fort, „dann ſetze ich mich hin und ſchreibe. In 14 Tagen, höchſtens 3 Wochen, muß der Bettel fertig ſein, anders werde ich nie produciren; denn was ich nicht in einem Athem mache, wird auch nicht aus einem Guß." Und weiterhin: „Uebrigens kannſt Du Dir denken, daß es mir eben nicht ſchwer fallen würde, Dramen und Epopöen nach dem gewöhnlichen Stiefel zuſammen zu ſchmieren, die weder Fleiſch noch Fiſch, weder ſchlecht noch ewig wären; daß ich aber dies mit Bewußtſein unterlaſſe, daß ich nichts ſchreibe, als was ich im vollſten Sinne des Wortes mein eigen und nicht ein geſchicktes Machwerk nach vorhandenen Schemata's nennen kann, das wirſt Du hoffentlich an mir eher loben, als tadeln; denn gerade dies iſt es, was ich unter dem Namen: literariſche Ehrlichkeit verſtehe." Er verzeiht dem Freunde gern alle, auch die ungegründetſten Vorwürfe. „Aber zwei Ausdrücke Deines Briefes," heißt es darauf, „obgleich ich recht gut weiß, daß ſie durchaus nicht aus Deiner Ueber-

*) So berichten die „Roſen".

**) Siehe „Roſen".

zeugung gekommen ſind, vergebe ich Dir nicht ſo leicht, denn ſie machen mir das Blut ſieden, wo immer ich ſie höre. Es ſind die: zierlich und niedlich. Siehſt Du, Kerl, wenn ich wüßte, daß die Mehrzahl meiner Gedichte zierlich und niedlich, und nichts weiter wäre, ſo wahr Gott lebt! ich nähme all' mein Geſchreibſel, machte einen Scheiterhaufen daraus, und wenn die letzte Flamme aufgeflackert hätte, ſchöſſe ich mir eine Kugel durch den Kopf. Solche entehrende Beſchuldigungen muß man nicht leichtſinnig ausſprechen, laß' es alſo künftig ſein." Die Zeit war für ihn verſchwunden, wo ihm der Ruhm der Zierlichkeit und Niedlichkeit ſeiner Verſe irgend von Werth geweſen wäre. Ihm galt durchaus — auch in der Poeſie, und er wurde ſich deſſen immer mehr bewußt — der Geiſt, die Idee ungleich höher, als die Form. Er verſchmähte es, dem leckeren Sinne zu ſchmeicheln, und ſtrebte nur dahin, mit ungeſchwächter urſprünglicher Kraft der Welt den Inhalt ſeiner Seele zu verkünden. Aus dieſer Zeit findet ſich im Nachlaſſe ein Bruchſtück, der Anfang einer größeren Dichtung, unter der Ueberſchrift: „das Feuer", woraus ſich erkennen läßt, daß der Dichter nach Erfaſſung eines großartigen Stoffes zu einem epiſch-lyriſchen Gedichte rang, ihn aber wieder fallen ließ, weil er entweder zu kühn gewählt oder in ſeiner raſchen Entwickelung zu bald von einem neuen in Anſpruch genommen wurde. So viel ſich vermuthen läßt, ſollte der Untergang und die ewige Wiedergeburt des Phönix Weltgeiſt beſungen werden. Der Anfang dieſes Bruchſtückes iſt die Terzine: „Der Phönix", die in der Sammlung von 1843 abgedruckt iſt; daran ſchließen ſich im Manuſcripte nur noch folgende Strophen:

„Der Dichter hört das Mährchen an mit Sinnen,
Und wie den Himmel Wolkennacht umhüllt,
Eh' Blitze zucken und der Donner brüllt,
Will ihn des Gottes Wahnſinn rings umſpinnen.

Da blitzt's gedankenſchnell, das Dunkel lichtend:
„Phönix iſt Weltgeiſt, der das All durchweht,
In Flammen ſinkt, in Flammen auferſteht,
Sich fort und fort verjüngend und vernichtend.

Vom Beſten, was er ſchaffend ſich erworben,
Hat er ſich hoch ſein duftig Schloß gewebt.
Es ſinkt mit ihm. In ihm iſt's neu belebt,
Vergeiſtigt iſt, was durch die Gluth verdorben." —

Als jenen Lichtblitz kaum der Dichter denket,
Hat dunkel schon gestaltet sich das Lied,
Tiefsinnen, wie man edle Formen sieht
Vom Meister in der Erde Schooß versenket.

Und voll Begeist'rung ruft er: „Heil'ge Gluthen,
Gießt in die Brust mir edelstes Metall,
Und in der Sprache reinstem Glockenschall
Steigt auf, Gedanken, die tiefsinnen ruhten!

Und festes Erz soll jeden Raum durchrinnen,
Daß leuchtend sich erhebt aus tiefer Nacht
Markig und edel der Gestalten Pracht.
So laßt mein Flammenlied mich kühn beginnen!"

Der tiefe Ernst, die flammende Begeisterung, die großartige Weltbetrachtung und die gewaltigen Worte, die uns in diesen Versen ergreifen, spiegeln aufs Treuste Salletś damaligen Seelenzustand ab. Auf demselben Blatte stehen außerdem: „Junker Grün", „Frühlingsgewalt", „Tasso" und das „Vulkanenlied*)" im ersten Entwurf mit Bleistift verzeichnet: man lese diese Gedichte und wird eine Ahnung erhalten von dem Streite der geistigen Elemente, die zu ein und derselben Zeit sich in des Dichters Busen bekämpften. „In mir ist's nicht ruhig," schreibt er, „viel Drängen und Treiben, eine dunkle, aber innige Kraft, die gern ausströmen möchte, aber meine Phantasie weiß keine Gestalt zu finden, in der sich mein Wollen der Welt offenbare." Endlich gelang es ihm, indem er in seine frühesten Jugenderinnerungen zurückblickte, das, was ihm bis dahin als das Unerreichbare vorgeschwebt hatte, mit kühnem Griffe festzuhalten und in dichterischer Form als das Resultat seines bisherigen Strebens darzustellen. Ich spreche von dem Mährchen: „Schön Irla", das im Jahr 1838 erschien**). Nach dem Zeugnisse des Dichters wurde es in 10 Tagen empfangen, geboren und ausgestattet. Wir finden in diesem mit verschwenderischer Pracht ausgeführten, tiefsinnigen allegorischen Bilde, das der Dichter selbst ganz treffend ein „geistiges Conzert" genannt hat, die einzelnen Stufen seiner Fortbildung bis zur Erreichung des Ideales dargestellt. Doch lassen sich die einzelnen Theile nicht gerade immer mit Bestimmtheit auffassen — das ganze Werk ist zu poetisch, als daß der secirende Verstand sich mit Glück

*) Sämmtlich in der Sammlung von 1843.
**) Trier bei Carl Troschel.

an alle Einzelnheiten wagen dürfte. Als äußere Veranlaſſungen erwähnt der Dichter in der Widmung an ſeinen Bruder Carl die Melodie eines alten ſchwediſchen Wiegenliedes und den Namen ſeiner geheimnißvollen Jugendgefährtin Irla, deren wir oben gedachten. Ich kann noch beifügen, daß Sallet in der Familie Lohmeyer zu Trier, mit der er ſehr befreundet geweſen, ein kleines Mädchen lieb gewonnen hatte, und gern in der Stube ſich aufhielt, worin das Kind gewiegt wurde. Es ſtarb, während er ſich auf Urlaub in Schleſien befand, und er wurde durch den Tod deſſelben ſchmerzlich ergriffen. Aus einem ſpäter anzuführenden Verſe geht hervor, daß die Irla nicht blos ſeinem durchlebten Ideenkampfe, ſondern auch ſeiner untergegangenen Liebe als Denkmal gelten ſollte. Doch bietet die Dichtung auch eine andere Seite dar, wie Sallet ſelbſt in einem ſpäteren Briefe an ſeine Braut deutlich ausſpricht. „Irla hat," ſchreibt er, „(wie jedes Ding) zwei Seiten. Einmal iſts ein Mährchen, ferner hat es eine Bedeutung. Im Mährchen ſtirbt Irla, wahr und wirklich, und die folgende Geſchichte iſt eine Art Seelenwanderung nach dem Tode. In der Bedeutung aber bezeichnet dieſer Tod durchaus nicht den wirklichen, körperlichen Tod. Die Bedeutung iſt überhaupt: ſtufenweiſe Entwicklung des Menſchengeiſtes bis zu reiner Göttlichkeit (Gotterfülltheit, Verklärung im Geiſt) innerhalb des Lebens. Die erſte nothwendige Bedingung dieſer Fortentwicklung aber iſt das der Gemeinheit der irdiſchen Lebensſorge, der Ungeiſtigkeit (Norden) Abſterben. Dieſes Abſterben ſelbſt iſt noch kein poſitiver Fortſchritt, muß aber jedem Fortſchritt im Geiſte vorhergegangen ſein." Das Abſterben von der Ungeiſtigkeit wurde für den Dichter von nun an der Refrain des Lebens, auf den er unaufhörlich zurückkommt. Aber wie erſcheint uns dieſe Flucht aus der Stätte der Ungeiſtigkeit in unſerer Dichtung? Irla ſchwingt ſich über die irdiſche Welt hinauf und, indem ſie der mahnenden Stimme folgt, erreicht ſie das Paradies und die Vereinigung mit dem Engel ihrer Sehnſucht. Sie naht der Erfüllung, indem ſie allen wechſelnden Zuſtänden der irdiſchen Welt entflieht und den Kern ihres Weſens durch immer tieferen, innigeren Geſang für die reine Sphäre der Geiſtigkeit läutert. Wir haben hier auch ein Epos vom unſterblichen Phönix: man betrachte die Schlußgeſänge und wird ſich überzeugen, daß Ideen aus jenem Bruchſtücke herüberklingen. Nur wird in der Irla der ganze Weltverlauf in ein Seelenleben verlegt: dort ſcheint es hingegen, als

hätte besonders die äußere weltgeschichtliche That zu ihrem Rechte gelangen sollen. Eine veränderte Anschauung finden wir schon in der nicht lange nach der Iris verfaßten Novelle: „Contraste und Paradoxen*)", mit welcher Sallet seine schriftstellerische Thätigkeit am Rhein beendigte; denn kurze Zeit darauf verließ er Trier. Dieses Werk hat einen umfassenden Plan: es ist im Inneren wenig abgegränzt und enthält eine Menge von einzelnen Gedichten und Aufsätzen, die in keinem nothwendigen Zusammenhange zum Ganzen stehen. Er versuchte damit gewissermaßen, wie es scheint, zu einem Abschlusse über sein ganzes bisheriges Streben zu kommen. Darum finden wir hier innerhalb des Rahmens einer mit starken Farben ausgemalten fabelhaften Geschichte die mannigfaltigsten Dinge, als: Romanzen, Anfänge pantheistischer Naturgesänge, ein Mährchen, eine Abhandlung über Byron, Epigramme, Sentenzen und Betrachtungen, ein komisch-dramatisches Spiel als Satire auf die Oper, u. dgl. m. Es ist ein wahrer Kampfplatz, worauf fast sämmtliche früheren Ideen ihren Streit erneuern, um zu einer endlichen Entscheidung zu gelangen. In dieser Entscheidung zeigt sich unbedingt ein Fortschritt gegen die Iris: Junius trennt sich, von unwiderstehlichem Drange getrieben, wie Iris, von der Welt der Erscheinung und schwebt auf dem Schwane des Gesanges zum Himmel empor, aber der unerschöpfliche Ironicus Onkel Holofernes spricht darüber seinen heftigen Unwillen aus, er hätte den Schwärmer so gern für die Erde gewonnen — nun ist er ihm entschwunden, und ergrimmt über den mißlungenen Erziehungsplan weiß der Onkel sich nun selbst nichts mehr anzufangen, sondern wandert mißmüthig und verstört in die Wüste. Was in der Iris als das Endziel erscheint: Vereinigung mit dem Ersehnten „rauschend erfüllter Wonnetraum" und „ewigkeittrotzender Herzensbund", das wird hier als Schwäche geschildert. Junius sollte nüchtern werden: er versucht es, sinkt aber stets, zurückgescheucht von dem prosaischen Alltagsgesicht der Welt, in sein poetisches Schwärmen zurück. Der Onkel hat sich verrechnet und findet die Schuld in sich selbst. Zum völligen Verständniß der äußeren Weltgestaltung ist es noch nicht gekommen: aber die Aufforderung und der Drang dazu sind vorhanden und lassen sich nicht mehr abweisen. Der Dichter

*) Soll noch im Druck erscheinen.

war ganz fertig geworden mit dem Träumen: er begann nun mit hellem, nüchternem Auge zu ſehen und geiſtig zu wirken. Die Zeit der harmloſen Lieder war verſchwunden. „Liederchen", ſchrieb er, „kann ich nicht mehr machen, und ich glaube, daß dieſe Frühlingszeit meines Lebens vorüber iſt, aber was thut es, laßt uns nur auf die Früchte warten. Ich habe lange genug als Jüngling geträumt, es iſt nun Zeit, ein Mann zu werden." Was er darunter verſtand, erkennen wir aus einer anderen Stelle ſeiner Briefe: „In Zukunftsgedanken das Leben zu verträumen, iſt einem Manne ganz unwürdig. Darum freut es mich, daß Du die Gegenwart verſtehen und lieben lernſt. Der Mann ſoll durch angeſtrengte Thätigkeit in der Gegenwart für die Zukunft wirken." Hier ſehen wir die practiſche Richtung, welche Sallet als Schriftſteller von nun an einſchlug, ganz entſchieden angekündigt. Auch in ſeinem äußeren Leben begab ſich in dieſer Zeit eine wichtige Veränderung. Der Widerwille, den er bald im Anfange gegen ſeinen Stand als Offizier gefaßt und der ſich in Berlin, als er auf Kriegsſchule war, gemildert hatte, brach nun, da er wieder ganz im Dienſte leben mußte, mit erneueter Heftigkeit aus. In einem Briefe vom Januar 1838*) klagt er über „Lieutenantamentaliſche Knechtſchaftsverhältniſſe", und im April ſchreibt er**) von dem ewigen Gefühl der Knechtſchaft, das ihm die Bruſt zerdrückt", und verkündet zuletzt dem Freunde ſeinen Entſchluß, abzugehen, mit folgenden Worten: „Ich verſumpfe und vertrockne in dieſer Stellung. Drei Jahre bekomme ich Penſion. Außerdem ſtehe ich nicht gerade hilflos da. Meine Abſicht iſt, durch literariſche Arbeiten mir fortzuhelfen, dabei aber mich ernſten Studien, namentlich dem des klaſſiſchen Alterthums, hinzugeben und auf eine Profeſſur loszuarbeiten. Natürlich werde ich keine andern als literar-hiſtoriſche und äſthetiſche Vorleſungen jemals übernehmen. Gelingt dies nicht — auch gut, umkommen werde ich nicht und ich bin dann ein freier Mann." Dieſer Entſchluß war bei ihm zum „feſten, gereiften und unabänderlichen" geworden. Um ſich mit ſeiner Familie darüber zu verſtändigen, machte er eine Urlaubsreiſe nach Hauſe: er hatte es eigentlich nur noch mit ſeiner Tante zu thun, der er viel verdankte und die ihm das Verſprechen abgenommen hatte,

*) Siehe „Roſen".
**) Siehe „Roſen".

ohne ihre Einwilligung den beſchloſſenen Schritt nicht zu unternehmen, denn „mit meiner Mutter," ſchreibt er, „die mich (was ſo ſelten iſt) ganz verſteht, bin ich völlig im Reinen." Er beabſichtigte, nach Breslau in die Mitte ſeiner Familie zurückzukehren. Dahin zog ihn ſein Bruder Carl, „mit dem er geiſtig förmlich zuſammen und ineinandergewachſen und in ſeinen Anſichten über Kunſt und Wiſſenſchaft ſo vollkommen aus einem Guſſe war, daß er ſich mit ihm in einer Art literariſcher Spitzbubenſprache durch bloße Andeutungen eine halbe Stunde lang aufs Lebhafteſte und Klarſte unterhalten konnte, ohne daß ein Dritter ein Wort davon verſtanden hätte*)," dann ein jüngerer, gleichſtrebender Bruder und eine 16jährige Schweſter, die es ihren Brüdern nachthat und mit allen dreien ſowohl Intereſſe als Fähigkeit für dichteriſches Sinnen und Schaffen gemein hatte. Außerdem reizte Breslau als Univerſitätsſtadt. Er wollte ſtrenge Studien machen und ſelbſt die Kenntniß der alten Sprachen durchaus nachholen. Dadurch glaubte er ſeinem dichteriſchen Berufe keinen Eintrag zu thun. Er ſchreibt darüber an den Freund**): „Ja, es giebt Leute, die durch Studien, oder auch durch einen praktiſchen Beruf vom Verſemachen zurückgekommen ſind; aber das waren wahrlich keine Dichter. Wenn Du mich nun wirklich für einen Dichter hältſt, ſo kannſt Du meiner Verſicherung ruhig trauen, daß in mir die friſche Quelle ewig ſprudeln und die nickenden Blüthen an ihrem Rande ewig fortblühen werden, wenn ich auch nicht im Stande bin, den und den Tag auf Begehren einen Niagarafall mit obligatem Donnergeräuſch ſehen zu laſſen." Ein „feſter Lebensplan, der auf ein beſtimmtes Ziel geht," ſollte nun ſein wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Streben regeln. Wir begegnen hierin ganz ähnlichen Entſchlüſſen, als die er, von einem beſchränkteren Geſichtspunkte aus, auf Feſtung Jülich gefaßt hatte: Beruhigung und Sicherheit nach Sturm war in beiden Lagen das Aehnliche.

Zu Ende des Jahres 1838 verließ Sallet, nachdem er den Abſchied genommen, die Rheinlande und ging nach Breslau zurück, welches von nun an ſein Wohnſitz blieb. Hier lebte er lange Zeit ſo ſtill und verborgen, daß die Breslauer, wenn ſie auch ſeinen Namen kannten, doch nicht im Entfernteſten von ſeiner Anweſenheit in

*) Sallets eigene Worte in den „Roſen".

**) Siehe „Roſen".

ihrer Stadt Kunde hatten. Seine Familie und ein oder zwei Freunde bildeten in der erſten Zeit ſeinen alleinigen Umgang. Um ſo eifriger beſchäftigte er ſich mit den Mitteln zur Durchführung der gefaßten Pläne. Durch eine Zeitſchrift, welche den Namen „Sileſia“ führen ſollte, hoffte er ebenſowohl vortheilhaft auf den Geiſt der Literatur einzuwirken, als auch ſeinem eigenen Streben die gewünſchte Geltung zu verſchaffen. Alle Anſtalten wurden getroffen, die Freunde, unter ihnen beſonders Duller, ſo wie auch Rückert, und andere berühmte Namen zu Beiträgen aufgefordert, es gab viel Hin- und Herſchreibens, aber das Project zerſchlug ſich gänzlich. Das war im Frühlinge 1839. Dagegen bereicherte Sallet ſelbſt unausgeſetzt andere Zeitſchriften mit Beiträgen, theils poetiſchen, theils ſpäterhin publiciſtiſchen Inhalts*). Seine Zeit war fortwährend getheilt zwiſchen wiſſenſchaftlichen Studien und ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Ohne Raſt ſtrebte er nach immer tieferer Ausbildung. „O das Leben iſt kurz!“ ſchreibt er, „aber vorwärts; erſt wenn wir ermattet am Ziele des Lebens ſtehen, wollen wir uns umſehen, was wir hinter uns haben, für jetzt nur daran gedacht, wie unendlich viel noch vor uns liegt!“ Das Studium der Hegelſchen Philoſophie ward nun erſt mit erneutem Eifer fortgetrieben, ſo daß er in Breslau vielleicht die Hälfte der Hegelſchen Schriften durchgearbeitet hat. Immer mehr und zuletzt gänzlich verſchwand in ſeinem Gemüthe der innere Widerſtreit, den dieſe Philoſophie des abſoluten Geiſtes bei ihm angeregt hatte. „Wenn doch die Leute wüßten,“ ſchreibt er, „daß die Philoſophie, die ſie für irreligiös verſchreien, durch und durch gar nichts Andres iſt, als Religion.“ Und ſonderbar, je mehr er ſich von dem Treiben der Außenwelt zurückzog, deſto klarer erfaßte er nun das unabänderliche Geſetz, daß die Außenwelt blos dazu da ſei, dem tiefſten Inhalt des Geiſtes ſichtbare Geſtalt zu verleihen, oder beſſer: daß die Welt des Geiſtes und die der Aeußerlichkeit nicht blos Eins ſein ſollen, ſondern wirklich Eins ſind. Worin aber ſpricht ſich die Einheit beider am kräftigſten aus? „In der That, ſowohl in der des Einzelnen, als in der der Menſchheit,“ — mußte ſich Sallet antworten. Damit hatte er die vollſte Befriedigung für ſein ganzes Leben gewonnen. Geſchichte, Gegenwart und Zukunft

*) Unter Anderen die „Spenden der Zeit“ und die Zeitſchriften „Oſt und Weſt“, ſowie den „Piloten“ und die „Halliſchen“, ſpäter „deutſchen Jahrbücher.“

verklärten ſich ihm nun zu dem Begriffe der Ewigkeit: der Zwieſpalt war geſühnt, er hatte den deutlichen Ruf, dieſes Ideal der Mit- und Nachwelt zum Bewußtſein zu bringen, vernommen und rüſtete ſich, ihm zu folgen. Jetzt begriff er auch, was es heiße: „wir ſind Eins mit Gott.“ Die Scheidewand war gefallen. Wann der Menſch das froheſte, lauterſte Bewußtſein ſeiner ſelbſt empfindet, wann er in glücklichen Momenten bis in die Grundtiefen des Geiſtes hinabreicht, oder mit feſſelloſem Auge die lichteſte Höhe ermißt und von da in den Geſchicken der Welt nur Ein waltendes Weſen erblickt, in deſſen Willen der ſeinige und der aller übrigen mit Bewußtſein wirkenden Mitmenſchen gegründet iſt — dann giebt es für ihn keine Trennung mehr, das erkannte Sallet; was noch abfällt und trotzig die Trennung behauptet, verläugnet nur ſein inneres Bewußtſein und ſtraft ſich ſelbſt Lügen. Aber auch der Unterſchied eines Diesſeits und Jenſeits mußte ihm nun verſchwinden: iſt Gott nicht geſondert vom Menſchen, wie ſoll es zwei Welten geben, die durch den Zeitmoment des Sterbens von einander abgetrennt ſind, und für jeden Einzelnen von anderer Dauer? Ein Geiſt, Ein Leben, Eine Ewigkeit! und zwar ſchon hier auf der Erde; denn was ſollte ſie ſonſt? „Der Menſch,“ ſchreibt Sallet, „ſoll der Erde angehören, auf der und für die er geboren iſt, ſoll ſich ihr ganz weihen mit allen ſeinen Kräften, Gedanken, Gefühlen und Handlungen. Von dieſem Geſichtspunkte aus muß ein neues Syſtem der Sittlichkeit aufgebaut werden, oder vielmehr das erſte, denn wir hatten noch keins. Der mattherzige Trieb nach einem Jenſeits iſt eigentlich der Drang nach Genuß, der, da ihm im Leben nichts dauernd genügt, ſich in der Geſtalt der elegiſch kränklichen, durchaus tadelnswerthen, unſittlichen Sehnſucht nach drüben wendet.“ Ein ſolches Syſtem der Sittlichkeit, das ſich durchaus auf die ſtrenge Anforderung jedes gegenwärtigen Augenblickes, inſofern ſich in ihm eine ganze Ewigkeit offenbart, gründen ſollte, verſuchte er in ſeinem Laienevangelium aufzurichten. Ueber die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Werk weiß ich Folgendes. J. Möcke beſprach etwa im Frühlinge 1839 mit Sallet die Abfaſſung eines Catechismus für das Volk, in welchem die Hauptgrundſätze der neueren philoſophiſchen Ueberzeugungen und der daraus fließenden Sittenlehren in kurzen, ganz populär, aber ſchlagend gehaltenen Sprüchen dargeſtellt werden ſollten. Sallet ergriff die Idee des Freundes mit großem Eifer, trug ſich mehrere Tage damit und kam dann mit den

erſten Gedichten aus dem Laienevangelium, indem er geſtand, dieſe Art der Behandlung entſpreche weit mehr ſeiner Eigenthümlichkeit, und er werde ſie weiter fortführen, ſollte auch die Popularität der zu erwartenden Schrift darunter leiden. Mit ungemeiner Rüſtigkeit wurde den Sommer hindurch gearbeitet. Am Ende des Jahres war das Werk vollendet. Ich ſah ihn an mehreren Tagen der Woche: jedesmal hatte er neue Gedichte fertig, die er mir mit ſeiner helltönenden, ſcharf accentuirenden Stimme vorlas. Um nicht zu ermatten, ſchrieb er die Gedichte nicht in der Reihe, wie ſie im Laienevangelium ſtehen: ſo kommt es, daß mehrere der letzten in der erſten Zeit gedichtet wurden, und umgekehrt. Er gebrauchte eine kleingedruckte ältere Halliſche Bibel, in welcher er die Capitel, die er verarbeitet hatte, durchſtrich. Wahrhafte Begeiſterung führte ihm zu dem Werke die Feder. Wie er ſelbſt ſagt, kam es ihm gar nicht darauf an, ſich durch daſſelbe einen glänzenden Dichterruhm zu erwerben: er wollte nur wirken, und verleugnete dabei ſeine eigene Perſönlichkeit gänzlich. „Es iſt mir für diesmal," ſchreibt er an ſeinen Bruder, „gar nicht um den Anbau des Helikon zu thun, ſondern lediglich um Förderung der großen religiöſen und ſittlichen Reformation Deutſchlands, und ich freue mich, daß Du mich nicht als einen lorbeerkranzerſtrebenden Kunſtpoeten, ſondern als einen Menſchenfiſcher anſiehſt. Möchte man mich doch nicht als Poeten beurtheilen, ſondern auf die Sache eingehen. Meine eigene Leiſtung hierbei iſt nichts, als ein Hervorblitzen deſſen, wovon unſere ganze Atmoſphäre ringsum ſchwanger iſt. Welche Wolke dies thut, iſt rein zufällig, ſie iſt eben darum nur eine Wolke. Ich hatte das Glück, tieferen Geiſtern ihre, der Menge ungenießbaren Gedanken abzulauſchen und auf meine Weiſe durch ihre bildliche Einkleidung und Vermittelung mit hergebrachten Anſchauungen vielleicht genießbarer für die Menge zu machen. Ich achte meine Arbeit aber auch nicht gering; denn ich würde ſonſt wahrlich nicht mein ganzes Sinnen und alle meine Kräfte darauf richten, noch überſchätze ich ſie, ſonſt würde ſie ſelbſt derjenigen Eigenſchaft entbehren, durch die allein ſie auf geſunde Gemüther wirken kann, der Beſcheidenheit, nennen wir's immerhin auch Demuth." Es iſt Sallet der Vorwurf gemacht worden, daß er einen neuen Fleck auf ein altes Kleid geflickt, daß er neuen Wein in einen alten Schlauch gefüllt habe: aber diejenigen, welche den Vorwurf erhoben haben, negiren die weltgeſchichtliche Arbeit des göttlichen Geiſtes, indem ſie auf der tabula

raun ihres Verſtandes ein neues Gebäude aufführen wollen, ohne das in der Vergangenheit Gedachte und Gewirkte als den ſchon gewonnenen Grund und Boden anzuerkennen. Sallet konnte ſich nicht zu der Anſicht bequemen, daß die Idee des Chriſtenthums bereits abgethan und ſomit der Vergeſſenheit zu übergeben ſei. Er war und blieb der Meinung, daß der eigentliche Kern derſelben: die Gottwerdung des Menſchen, ſich noch im Entfernteſten nicht verwirklicht habe, ja daß es eben die Aufgabe unſeres und der folgenden Zeitalter ſei, dieſes Räthſel zu löſen. Das bildliche Chriſtenthum ſoll jetzt erſt zum nüchternen, wahrhaften, geiſterfüllten und bewußten werden. Will man das nicht mehr Chriſtenthum nennen, ſo läuft es auf einen Wortſtreit hinaus; wenn jedoch Worte irgendwie der Ausdruck eines Begriffes ſein ſollen, ſo glaube ich, liegt dieſe Auffaſſung des Chriſtenthums noch ganz und gar in dieſem Worte. Doch leugnete er gegen mich keineswegs, und die angeführte Briefſtelle ſpricht eben daſſelbe aus, daß er in der Einkleidung der auszuſprechenden Ideen liebgehegten Anſchauungen und Erinnerungen des Volkes zum Nachtheil der Beſtimmtheit und Conſequenz manches Opfer gebracht, und es ſchmerzte ihn nicht wenig, ſeine eigentliche Abſicht nach zwei Seiten hin gänzlich verkannt zu ſehen. Die Einen, die vornehmen, hochgeſtellten Geiſter, fertigten ihn kurz ab, indem ſie meinten, er habe die Hegelſche Philoſophie auf bequeme Weiſe an den Mann bringen wollen und ſich dazu des Kunſtgriffes bedient, ſie dem Chriſtenthum heimlich unterzuſchieben, ſo daß die Leute noch das Chriſtenthum zu haben glaubten, während ſie betrogener Weiſe das Hegelthum beſäßen. Die Anderen waren mit ihrem Chriſtus längſt fertig geworden und erſtaunten, daß hinter der Fabel doch etwas Weſenhaftes ſtecke; ſie kehrten reuig zurück und ſöhnten ſich mit dem verkannten Erlöſer wieder aus: aber ſie faßten ihn wie ehedem, und noch inniger, als den einen Gottesſohn, der zur Sühnung ſein Leben am Kreuze geopfert, der Alles für uns gethan und doch ewig von uns in unerreichbarer Höhe getrennt bleibt. So ſchrieb ein warmer, aufrichtiger Verehrer des Laienevangeliums, voll der höchſten Begeiſterung, an Sallet: „Sie haben mich zu Chriſtus zurückgeführt, aber auch nur durch das Laienevangelium konnte es geſchehen. Das Buch iſt der Schlußſtein meiner Erkenntniß geworden, und ſollte ich heute ſterben, ſo verdanke ich Ihnen den Stolz, als ein wahrer Chriſt geſtorben zu ſein.“ Das war es

gerade, was Sallet nicht wollte. Er war außer ſich über dieſen Brief, und maß ſich ſelbſt die Schuld bei, in ſeiner Darſtellung und im Ausdruck nicht deutlich genug geweſen zu ſein. Er wollte nicht zu Chriſtus zurückführen; er wollte nicht „wahre Chriſten" bilden, ſondern wahre Menſchen, oder, was daſſelbe iſt: „wahrhafte Götter", die nicht zu einem ſittlichen Idol hinaufſtarren, ſondern die mit unzerſtörbarer Freudigkeit und Kraft des Geiſtes die tiefſten Forderungen ihres eigenen Weſens, das ſie als Gotteswesen erkennen, ins Werk zu ſetzen ſtreben. In welchem Verhältniß Sallet und ſeine Anſichten über das Chriſtenthum zu einem der Chorführer der neueſten Radicalen in religiöſer und philoſophiſcher Hinſicht, nämlich zu Feuerbach, ſtand, ſpricht er deutlich in einem Briefe, den er einen Monat vor ſeinem Tode an ſeinen jüngſten Bruder ſchrieb, aus. „Feuerbach", ſo lauten die Worte, „iſt ein geſunder, geſcheidter und was vor Allem zu loben, ein durch ſeine ſittliche Kraft muthiger Menſch; freilich auch in gewiſſer Art einſeitig, wie wir Alle, nämlich wir, die entſchiedenen Oppoſitionsmenſchen. Eine weltgeſchichtliche Thatſache, wie Chriſtenthum und chriſtliche Bildung, läßt ſich einmal nicht ausſtreichen aus dem Entwicklungsgange der Menſchheit. Das Hellenenthum war allerdings ſchön, aber damit eben die Menſchheit ganz zu ſich komme, mußte ſie erſt durch das Vernichtungsfeuer des Chriſtenthums hindurch. Das war die Feuerprobe der Menſchheit. Erſt aus der reinen Negation des Menſchen kommt der Menſch zur wahren Affirmation ſeiner ſelbſt. Dies iſt aber auch ein rein geiſtiger Proceß, was Feuerbach viel zu wenig anerkennt, da er das Chriſtenthum nur in die Gefühls- und Vorſtellungswelt verlegt. Das Chriſtenthum unterſcheidet ſich aber eben dadurch ſehr von andern Religionen, daß es auch die rein geiſtigen Intereſſen in ſein Bereich gezogen hat: der heidniſche Philoſoph war in Bezug auf Religion indifferent, der chriſtliche Philoſoph war es bis jetzt nicht. Ein zweiter Fehler Feuerbachs iſt, daß er den geſchichtlichen Faden ganz und gar abbricht und den Menſchen blos als Menſchen plötzlich auf eigene Füße ſtellen will. Der reine Menſch exiſtirt aber gar nicht; denn Alles wurzelt in früheren Bildungen. Deshalb glaube ich, daß mein Laienevangelium, obgleich es weniger extrem, d. h. conſequent iſt, dennoch mehr umbildende Wirkung auf Halbgebildete haben könnte, obgleich das Feuerbachſche Buch als kalte Waſſerkur für ſtärkere Geiſter ganz vortrefflich iſt. Allenfalls könnte es auch zur Nachkur nach dem Ge-

brauche meines Buches von der heilſamſten Wirkung ſein. Ich ſehe nun einmal jetzt Alles von der practiſchen Seite an, und ſo muß ich denn ſagen, daß jede ſcharfe Conſequenz im Leben abſtract und deshalb unpractiſch wird. Auch hält ſie ſich nie ganz rein. Wenn ich noch zu ſehr chriſtologiſire, ſo fängt er an zu helleniſiren, und kommt ſo doch nicht zum reinen Menſchenthum. Alle und jede Vermittelung läßt ſich nun einmal nicht ablehnen. Daß die Theologie nichts Anderes iſt, als ein Theil der Anthropologie, iſt freilich wahr, aber eben ſo auch die Philoſophie. Was uns jetzt reiner Gedanke ſcheint, iſt für die Nachwelt doch wieder Bild. Ohne Bilder findet ſich die Menſchheit nun einmal nicht zurecht." Zur Strauß'ſchen Richtung, die durch ihre ſcharfe Kritik das Thatſächliche im Evangelium als bloßen Mythus nachweiſ't, ſtellte ſich Sallet in der Art, daß er, nach ſeiner eigenen ſchriftlichen Aeußerung, ſtatt des Thatſächlichen den Gedankeninhalt, die eigentliche Seele des Mythus wieder aufzubauen ſuchte. Die Sittlichkeit ſollte nach ſeiner Meinung ihre Starrheit ablegen: ſie ſollte nicht mehr als äußere Nöthigung, ſondern als innere Nothwendigkeit wirken. „Grundſätze ſind überhaupt nur für rohe Naturen gut," ſchreibt er an ſeine Braut, „die das Rechte noch außer ſich drüben haben, als etwas Fremdes, wie ein Exerzierreglement. Wer ſich aber einmal im Göttlichen, Ewigen verſenkt und gebadet hat, wie wir, der thut dann am meiſten das Rechte, wenn er ſich gehen läßt. Ich rede hier nicht etwa von Schlaffheit; denn das ſich gehen laſſen von unſereins iſt eben Streben und Arbeit. Uns iſt das Gute Naturtrieb geworden und der Baum braucht keine Grundſätze, um zu wachſen." Im Menſchen ſah er das wahrhafte Ebenbild Gottes, weil er ihn kräftig und berufen dazu fand, das unerreichbar Scheinende, Ewige, im Geiſte zu bewältigen und auf dem Schauplatz der Geſchichte auch äußerlich zu geſtalten. Darum wußte er keinen höheren Titel als den des Menſchen. „Und wenn ich auch wirklich einmal," ſchreibt er, „ein berühmter Mann werden ſollte, ſo iſt's eben auch weiter nichts: die größte Vornehmheit iſt, daß man ein Menſch iſt." Ideale, inſofern man damit das Unerreichbare bezeichnet, kannte er nicht: in dieſem Sinne hielt er ſie für Ausgeburten der Phantaſie oder für offene Bekenntniſſe der Schwäche und Unfähigkeit. Hören wir, wie er in einem Briefe ſeiner Braut den Begriff des Ideals erklärt. „Ideal iſt kein ſchwebliches und nebliches Luftbild gefabelter und nirgend

vorhandener Vortrefflichkeit, das ohne alle Wirklichkeit wäre und das man ſich ſo ſchön ausſpintiſirte. So wird dies Wort zwar meiſt von der Menge gefaßt, aber dieſe Auffaſſung iſt eine ganz ſchwächliche, die zwar ſehr verhimmelnd vornehm thut, in der That aber ganz platt und nichtig iſt. Denn was keine Wirklichkeit hat, hat auch keine Wahrheit; was aber keine Wahrheit hat, iſt hohl, leer und weſenlos, eine dumme Seifenblaſe, die nur zerplatzend glänzt. Das wahre Ideal iſt etwas Derberes, Kernhafteres, als ein ſchönſeliger Mondſcheintraum. Es iſt weiter nichts, als eine wirkliche Geſtalt (beſonders der Menſch) ihrer innerſten Wahrheit nach, ihrer Idee nach, das heißt: dem göttlichen Gedanken nach, der in ihr verkörpert und offenbart iſt, aufgefaßt. Hinzu gethan wird alſo dabei gar nichts, nur das Unweſentliche der Erſcheinung, die ſchlechten Zufälligkeiten und oberflächlichen kleinen Eigenſchaftchen, die das Weſen nicht ausprägen und ausdrücken, werden abgeſtreift. Die Geſtalt iſt ihrem ewigen Inhalt nach erhalten, nur der Schein iſt entfernt, der Staub wird zu Staube, alſo gerade das Unwirkliche iſt es, was wegfällt. Du mußt Dich überhaupt daran gewöhnen, den Gedanken als das wahrhaft Wirkliche, den Stoff, die Materie hingegen nur als Erſcheinung, Schein zu erfaſſen. Damit Du meine Erklärung vom Ideal recht verſtehſt, will ich Dir ein ſehr ernſtes Beiſpiel geben. Der Tod iſt, nächſt der Liebe, der größte Idealiſirer. Er idealiſirt, d. h. er erhebt aus dem trüben Reich der Scheinwelt in das lichte des Gedankens, er verklärt, weshalb man Verſtorbene ſehr ſchön: Verklärte nennt." Ein ſolches Ideal der Sittlichkeit hat Sallet in ſeinem Laienevangelium aufgeſtellt, und in dem bewußten Streben nach Verwirklichung deſſelben wollte er ſein Volk erblicken. Es lag ihm wenig daran, von Literaten dafür bewundert und geprieſen zu werden; mit voller Aufmerkſamkeit dagegen beobachtete er die Wirkſamkeit ſeines Buches im Volke ſelbſt. Wenn ich ihm ein erfreuliches Zeichen derſelben mittheilen konnte, ſah ich ihn ſehr beglückt. Als Hamburg abgebrannt war, faßte er den Beſchluß, in Breslau eine Vorleſung aus dem Laienevangelium für Geld zum Beſten der Verunglückten zu halten. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er dabei auch die Abſicht hatte, das Verſtändniß und die Verbreitung ſeines Werkes zu fördern. Mehrere Tage erfreute er ſich an der ſchönen Erwartung. Leider kam vom Polizei-Präſidium

der Bescheid, daß zur Vermeidung religiöser Conflicte die Vorlesung nicht gestattet werden könne. Inzwischen hatte Sallet, durch die Zeitverhältnisse und manche schiefe Beurtheilung des Laienevangeliums angeregt, den Plan zu einem philosophisch-publicistischen Werke desselben Inhalts gefaßt. Er wollte darin dieselben Ideen in folgerichtiger prosaischer Abfassung für diejenigen ausarbeiten, die sich an Versen nicht erfreuen mögen; es sollte streng, aber nicht ausfallend sein. So schrieb er an seine Braut im October des Jahres 1840. Dieses Werk sind die gegenwärtig in Druck begriffenen „Atheisten". Er zeigt darin, wie die wahrhafte Gottlosigkeit, d. h. das Nichtwissen von Gott, gerade bei denen am meisten eingekehrt ist, welche stets so bereit sind, echtes Streben durch den Schimpfnamen der Gottlosigkeit zu brandmarken. Die prosaische Schreibart machte ihm bei diesem Werke viel zu schaffen, so daß er einmal seinem Bruder gesteht, er fürchte, der Prosa nicht gewachsen zu sein, und wolle lieber zu den Versen zurückkehren. „Aber man muß sich auch ein Mal," schreibt er an seine Braut, „in Prosa aussprechen; denn wenn die Leute Verse lesen, meinen sie immer, es wäre blos Spaß, und bei den Ausbrüchen des begeistertsten Zornes lächeln sie blos ganz pfiffig und sagen höchstens: ein verfluchtes Kerlchen! infames Zeug hat er im Kopfe! Wenn sie aber Prosa sehen, da merken sie, daß sie es mit völlig trocknem Ernste zu thun haben, nicht mit Schnaken und Grillen." Aber auch noch in anderer, und zwar in ganz volksthümlicher Weise beabsichtigte Sallet die Grundideen des Laienevangeliums und der Atheisten für die ganz schlichte, unvorbereitete Auffassung auszusprechen. Er suchte nämlich einen Volkshelden, an dessen Leben und Thaten sich alles das praktisch, also um so nachdrücklicher zeigen ließe. Aus einem Briefe, den er während der Anfertigung der Atheisten an seine Braut schrieb, geht hervor, daß er sich für Luther entschieden hatte, indem er aus einzelnen Momenten der Geschichte desselben einen epischen Kranz flechten und in schlichtem poetischen Gewande ohne philosophische Beimischung den Kern eines echten, gottdurchleuchteten Wirkens bezeichnen wollte. Diese Idee wurde nicht ausgeführt; Bruchstücke davon sind die vier Lutherballaden in der Sammlung von 1843*). Später wollte er fortfahren, deutsche Geschichtsstoffe poetisch

*) S. 246—262.

und zwar in Romanzenform zu behandeln. In eben dieser Zeit blitzte ihm ein Mal der lang gehegte Gedanke wieder auf, ein welthistorisches Drama zu schreiben; er suchte fleißig nach einem befriedigenden Stoffe, konnte ihn aber nicht finden. Endlich schienen Peter Eschenloers Geschichten der Stadt Breslau nicht allein an sich für die Tragödie geeignete, sondern überdies auch zeitgemäße Verhältnisse darzubieten; bald aber überzeugte er sich, daß die Breslauer noch von ganz anderen, als freisinnigen Motiven gegen König Podiebrad bewaffnet worden waren, und brach ab. Vom Drama ging er dann wie früher zur Ballade über. Ich darf hierbei nicht unerwähnt lassen, daß Sallet die wesentliche Anregung zu den Lutherballaden durch die Lectüre der deutschen Reformationsgeschichte von Leopold Ranke erhielt. Die geistdurchdrungene und doch unconstruirte Auffassung der Geschichte in den Werken dieses berühmten Schriftstellers gewährten ihm wahrhaften Genuß. — In diese Zeit fällt der merkwürdige Aufschwung, den der Geist des preußischen Volkes durch den Thronwechsel erfuhr. Viele Tausende jubelten, von freudigen Hoffnungen begeistert, dem neuen Herrscher entgegen — Sallet theilte weder ihre Begeisterung, noch auch ihr Erstaunen bei der Enttäuschung. Was sich ereignete, kam ihm nicht unerwartet. Er hatte im Laienevangelium schon so strenge Forderungen an die Zeit gestellt, daß er unmöglich durch einzelne Streiflichter geblendet werden konnte. Als aber eine Zeit eintrat, wo die elendeste, die feilste Kriecherei und Gesinnungslosigkeit den Schein der Loyalität und biederen Rechtlichkeit annahm, da empörte sich sein innerstes Gefühl, und er schrieb jene tiefsinnigen, geistdurchglühten Freiheitsgesänge, die das hereinbrechende Unheil der Schmach und Selbstverachtung mit niederschmetternden Tönen verkünden. Die meisten derselben fallen in das Frühjahr 1841. „Den gegenwärtigen Augenblick (denn der Ehrentitel: Zeit gebührt ihm nicht)" — so schrieb er damals an seine Braut — „hast Du sehr richtig erkannt. Die Huldigungswirthschaft und die feindliche Stimmung gegen Frankreich hat uns mit einem Meere von Schwächlichkeit, Heuchelei und Feigheit überschwemmt, wie lange nicht, und wenn ich gerade jetzt meine letzten Gedichte*) wollte drucken lassen, so würde dies allerdings gefährlich sein. Aber dies matte Gewässer wird sich sehr bald ver-

*) Nämlich: „der neue Columbus" und „Fichte", s. in der Sammlung von 1843.

laufen und die ewigen Urgebirge der Vernunft und Freiheit werden wieder auftauchen und ihre Stirn zum Himmel heben. Deshalb bin ich auch gar nicht so erbittert und aufgeregt, wie Du vielleicht glaubst. Meinen gerechten Zorn habe ich in den beiden Gedichten ausgesprochen und kann nun der Weltentwicklung, die keinen großen Rückschritt machen kann, wieder geduldig zusehen und zur Beförderung des Rechten mein Scherflein beisteuern. Ich schreibe Dir mein letztes Gedicht ab, das freilich lange nicht so gut ist, als die vorigen, aus dem Du aber sehen kannst, daß mein Unmuth schon wieder lustig zu spotten weiß*)." Es ist bekannt, daß die fortdauernde Aufregung in der Provinz Preußen in Breslau Wiederklang fand, so zwar, daß die Breslauer eine Zeit lang in offene Mißhelligkeit mit dem Könige geriethen. Bei diesen Verhältnissen hatte Sallet vielfache Gelegenheit, die Gesinnung seiner Mitbürger kennen zu lernen. Ein Theil derselben nöthigte ihm Hochachtung ab und in beglückter Stimmung schrieb er ein Gedicht „an die Stadt Breslau", das ohne des Dichters Namen in Abschriften circulirte und viel gelesen wurde. Er überzeugte sich wohl, „es giebt gar Viele, die das Rechte erkennen, aber sie sind halb furchtsam, bequem, und so bleiben wir im Quark sitzen. Niemand will was wagen." Doch war dies noch nicht das Uebelste. Er schreibt: „Was soll man mit einem Geschlechte anfangen, das sich für das Schlechte in Begeisterung zu setzen versteht? Wo alle Begriffe von gut und böse, von Wahrheit und Lüge so heillos verrückt und verwirrt sind, da fehlt aller Grund und Boden, auf dem man Etwas bauen könnte. Die Wahrheit, die Gesinnung ist ein Verbrechen, das sich scheu verstecken muß, um nicht von der Lüge zu der feilen Gesinnungslosigkeit, die sich mit Tugendphrasen aufbläht, ergriffen und bestraft zu werden." Er sah kein Heil in Aufruhr und Empörung; denn „wie wahre Sitte", schreibt er, „nur durch Freiheit und Stärke des Geistes erlangt wird, so auch die politische Freiheit. Aeußere Gewalt hilft nichts." Das aber forderte er als ungeschmälertes Erbtheil des Geistes, daß es ihm vergönnt sei, sich seiner innern Natur nach frei zu entwickeln und seinen ganzen Inhalt auch äußerlich in Worten und Werken zu gestalten. In diesem Sinne schrieb er kurz vor

*) Es ist: „Rococo", s. Sammlung von 1843.

ſeiner Verheirathung an ſeine Braut: „Es iſt kein Spaß, wenn man, durch nichts als kleinliche, erbärmliche Hemmniſſe aufgehalten, nimmer und nimmer dazu kommen kann, in ſeinem eigenſten Beruf offen zu wirken, ſeine Sendung zu erfüllen, ſeine Exiſtenz gleichſam vor der Welt zu rechtfertigen. Denn wie ich jetzt bin, müſſen mich Viele verachten. Es ſieht aus, als ob ich durch die Welt ſchlenderte, raiſonnirend und Verſchen machend, ohne etwas Ernſtes zu thun. Eine ſolche Stellung iſt hart und ſchwer zu ertragen, um ſo ſchwerer vielleicht, wenn man weiß, daß man Etwas gethan hat, und nur durch Aeußerlichkeiten das Hervortreten der That in die Welt gehindert iſt. Denn wer wirklich nichts thut, der fühlt die Schmach des Nichtsthuns gar nicht. Kein Wunder, daß man ſich mit Bitterkeit gegen eine Zeit erfüllt fühlt, in der das offenſte und reinſte Streben auf Diebeswegen ſchleichen muß, um nicht im Keim erdrückt zu werden.“ In ſolcher Stimmung flüchtete er gern zu den großen Geiſtern früherer Jahrhunderte. Shakespear erhob ihn über das Elend der Gegenwart, von der Herrlichkeit ſeiner Werke, beſonders des Hamlet, ſprach er noch ganz kurz vor ſeinem Tode mit Begeiſterung und tiefer Erſchütterung. Unter den Italienern nahm in dieſer Zeit der „Principe“ von Macchiavelli ſein beſonderes Intereſſe in Anſpruch: er glaubte ihn jetzt erſt recht zu verſtehen, indem er ihn auf die Verhältniſſe der Gegenwart anwendete. Aus dieſer Vergleichung entſprang das Gedicht: „Phantasmagorie“; es iſt eins ſeiner letzten und mag, wenn die Umſtände die Veröffentlichung deſſelben erlauben werden, der Nachwelt Zeugniß leiſten von dem tiefen Ernſte des Dichters*). Alle Erſcheinungen, ſowohl Schriften als Thaten, die aus demſelben Streben hervorgingen, begrüßte Sallet mit Begeiſterung. Es iſt mir noch ganz erinnerlich, welchen Eindruck Herwegh's Gedichte bei ihrem Erſcheinen auf ihn machten. Voll freudigen Gefühls begrüßte er in ihm den Geiſtesverwandten und mit tiefer Entrüſtung erfüllte ihn das hündiſche Gekläff der Zeitungsſchreiber, die, nachdem Herwegh bei Hofe in Ungunſt gefallen, über ihn herfielen und ihn vernichten wollten. Wie ſehr es auch oft ſchien, als ob Klarheit des Geiſtes und Tapferkeit des Gemüthes vor den

*) Wie ich glaube befindet ſich in Herweghs Händen noch ein Theil ungedruckter Gedichte von Sallet, welche in der „periodiſchen Schrift“ erſcheinen ſollen.

Werken der Geiſtloſigkeit und Schwäche die Flucht ergriffen, ſo verlor er doch keinen Augenblick die Hoffnung auf die endliche Entſcheidung. „Laſſe Dich die Bettelwirthſchaft der Tagesereigniſſe", ſchreibt er an ſeinen Bruder, „nicht irre machen im Glauben an den Sieg des Geiſtes; die Vernunft läßt ihrer nicht ſpotten!" „Alles, was Dich in dem Glauben an den Geiſt ſtören könnte, iſt nothwendig, und bedenke nur auch dies, daß die Idee ſich nur im Geiſte rein, im Leben aber nur als freies Wechſelſpiel der Gegenſätze darſtellen kann." Ein gütiges Geſchick fügte es, daß Sallet gerade in dieſer Zeit der größten Aufregung und Spannung ſeiner Geiſteskräfte die milde, verſöhnende Liebe in ihrer ſchönſten Geſtalt kennen lernte. Seine Couſine, Caroline von Burgsdorff, wurde im Mai des Jahres 1840 ſeine Braut und den 20. Juli 1841 ſeine Frau. Alle Räthſel ſeines inneren Lebens nahten ſich der Löſung. Die Wochen und Monate, welche er im Sommer des Jahres 1840 bei ſeiner Tante in Leipitz und bei den Eltern ſeiner Braut verlebte, wurden für ihn die Zeit der tiefſten Weihe. Da war er ganz Prieſter der Natur: mit kindlichem Sinne forſchte er ihren Geheimniſſen nach und ſang jene erſchütternd tiefſinnigen Lieder, in welchen er mit kühnem Griffe bis in das innerſte Leben und Weben der Gottheit drang*). Das chaotiſche Treiben der Außenwelt und ihre Geſchäfte waren vergeſſen, nichts, das ihn erbitterte und mit heiligem Zorn erfüllte: rings um ihn her nur die Wunder der Natur und der Liebe. An den Sonntagsmorgen, wann die Familie in der Kirche war, pflegte er zu dichten, er ſang dem Schöpfer würdigere Hymnen, als ſie ihm je in der Kirche erklangen. Stundenlang ſtreifte er allein in Wäldern und auf Feldern umher und kam dann mit heiterem Angeſicht zur Familie zurück, einen Blumenſtrauß als Ausbeute heimbringend. Schön Jela ſah er nun völlig erlöſ't; denn er ſchrieb ſeiner Braut in das ihr gehörige Exemplar dieſer Dichtung mit Bleiſtift die Verſe:

„Du ſollteſt ſein ein Denkmal nur,
Zerbrochnen Glückes Trümmerſpur,
Und biſt mir worden Prophezeihung
Durch neuen tiefſten Glückes Weihung."

Und in einem Briefe an dieſelbe: „O wie thöricht und klein ſind doch die Menſchen, daß ſie ſich Fabeln dichten und Fratzen

*) In der Sammlung von 1843 unter dem Titel „Pantheismus und reife Liebe".

ſchnitten, um ein Heiliges zu haben. Iſt denn nicht Alles, Alles heilig? wie göttlich aber iſt das Weib, da es ſo beglücken und begeiſtern kann. Wem in der Liebe das Heilige nicht aufgeht, für den kann es nur ein todter Name ſein." In dieſer neuen friſchen Blüthenzeit ſeines Lebens ſchrieb er unter Anderem für ſeine Braut auch einen Aufſatz über die Bedeutung des II. Theiles von Göthe's Fauſt, ihr allein gewidmet und daher in ſo populärer Faſſung, wie er nur immer für ein ſtrebendes Frauenzimmer belehrend ſein kann. Es zeigt ſich darin die ſeltene Gabe, tiefe Ideen ohne die ſo gewöhnliche Anmaßung des Lehrenden in ganz ſchlichten Worten einer lehrbegierigen Schülerin darzulegen. In demſelben Sommer ereignete ſich ein Vorfall, der, an ſich für Sallet betrübend, ſeine äußeren Verhältniſſe ſehr günſtig geſtaltete. Die Tante in Leipitz, welche, bereits Wittwe, mit rüſtiger Kraft die Geſchäfte des Gutes verwaltete, wurde durch den Stoß eines Ochſen getödtet. Sallet beerbte ſie und kam dadurch in die Lage, völlig unabhängig dem Studium, der Kunſt und der Freiheit zu leben. Von ſeinem früheren Plane, auf eine Profeſſur hinzuarbeiten, war nun nicht mehr die Rede. Ueberhaupt hat er von demſelben gegen mich nie etwas verlauten laſſen. Daß er ihn jedoch noch bis zum Anfange des Jahres 1840 im Sinne gehabt, möchte ich aus folgendem Umſtande ſchließen. Zu Ende des Jahres 1839 vereinigte ſich nämlich Sallet mit ſeinem Bruder Carl, mit Möcke und ſpäter auch mit mir zur Uebung im freien Vortrage wiſſenſchaftlicher Disciplinen. Die Hegelſche Philoſophie ſollte eigentlich der zu behandelnde Gegenſtand ſein. Sallet wählte die Hegelſche Aeſthetik und ſtellte uns dieſelbe nach ihren Grundzügen in freier Bearbeitung dar. Das Auditorium war klein; denn es beſtand jedesmal nur aus 3 Perſonen, aber das Intereſſe, das wir unſeren gegenſeitigen Bemühungen ſchenkten, lebendig genug. Von den Vorleſungen an der Univerſität in Breslau beſuchte Sallet nur die philoſophiſchen von Nees von Eſenbeck öfter; ſie waren nicht ohne Einfluß für ihn, denn er geſteht in einem Briefe an ſeine Braut, daß er einer derſelben die Grundidee des pantheiſtiſchen Gedichtes: „Myſterium", beſonders die Schlußſtrophe, abgelauſcht habe. Bei dieſer freien Thätigkeit, der er ſich nun ohne Hinderniß hingeben durfte, verkannte er doch nie den nachhaltigen Werth einer feſten geregelten Amtsbeſchäftigung. Er ſchreibt: „Berathe ſich ein Jeder ehrlich und offen, ob es ſein Beruf ſei, fern von Amt und Geſchäften der Kunſt zu dienen;

wer nichts Förderndes bringt, der diene im Amte, denn wahrlich, das amtliche Leben beſitzt eine hohe Würde für den, der es zu erfaſſen verſteht, und man bedenke doch, daß es im Amte weit leichter iſt, etwas Tüchtiges zu leiſten, als in der Kunſt." Und zwei Monate vor ſeinem Tode ſchrieb er an mich nach Neiſſe, nachdem ich in einem Briefe mit Begeiſterung von meinem Lehramte geſprochen hatte: „Daß man in Dir einmal einen Menſchen findet, der ſich in ſeinem Beruf frei und göttlich fühlt, obgleich dieſer Beruf keineswegs ein roſenrothes Lotterleben iſt, iſt wahrhaft erquickend und herzſtärkend, da es in unſerer (in dieſer Hinſicht ungeſunden) Zeit, wo die Einen in feſter Amtsthätigkeit langſam untergehen, während den Anderen vor dem bloßen Gedanken einer ſolchen Thätigkeit ſchon graut, ſo ſelten iſt. Wo iſt die Plaſtik der Geſchichte geblieben?! Der Geiſt irrt draußen umher, die Geſtaltung ſteht ihm gegenüber und verfault langſam. Käme nur ein friſcher wüthender Sturm, der ſie völlig umwirft, damit auf den Trümmern eine neue gebaut werden kann, die den Geiſt nicht mehr ausſchließt und ächtet."

Die Verheirathung wurde zuletzt noch in gewiſſem Sinne ein Wendepunkt für Sallet. Obwohl er noch nach derſelben an mich die Worte ſchrieb: „Zu allen Zeiten hat es für den tüchtigen, geiſtig gereiften Mann Wichtigeres und Größeres zu thun gegeben, als ein Weib zu nehmen, zu welcher Zeit aber ſo ſehr, als in unſerer, wo in dem Sturmgeläut eines göttlichen Weltkampfes der bange Herzſchlag des Einzelnen verhallen muß" — ſo hatte er doch ſchon vorher die Meinung ausgeſprochen: „Ohne daß die Frauen gewonnen ſind, die das Familienleben immerdar beherrſcht haben, läßt ſich nichts in der Geſchichte ausrichten; denn im Familienleben wurzelt jegliche Geſinnung und Geſittung." Ein ſolches Familienleben wollte er ſich gründen und er hatte ein Weib gefunden, das ihn verſtand und das in ſeiner edlen, einfachen Natur fähig war, dem kühnen Geiſte des Gewaltigen ein freundliches Aſyl in den engen Räumen des Zimmers zu ſchaffen. Was ihn beglücken konnte, ward ihm zu Theil. „Wie froh bin ich," ſchrieb er an mich, „auf meinem Herde die einfache Flamme häuslichen Glückes zu haben, ſtatt eines Feuerwerks." Ich bin der einſame Zeuge dieſes häuslichen Glückes geweſen und weiß nun, was ein ſolches zu bedeuten hat. Unmittelbar nach ſeiner Verheirathung machte Sallet mit ſeiner Frau eine Reiſe durch Oeſterreich, Tyrol und Baiern. Nachher fand ich ihn gegen

früher viel mittheilender und milder; denn vor der Verheirathung war er meiſt in ſich gekehrt, ſchneidend und ſcharf. In ſo beruhigter Stimmung ließ er ſich wohl auch bewegen, zur Ergötzung für die Seinigen den Improviſator zu machen, indem er nach gegebenen Endreimen in wenig Augenblicken ein Gedicht niederſchrieb. Er mußte beſonders dazu aufgelegt ſein, ſonſt verſtand er ſich nicht dazu. Ich lege einen von dieſen Verſuchen, nämlich ein Sonett, aus welchem man erkennen wird, daß der Dichter ſelbſt in dieſem Falle ſeine freiheitglühende Seele im Worte auszuprägen wußte, bei.

*

Ihr ſagt: es iſt 'ne Zeit voll Katzenjammer.
Ich ſag': ſie brodelt nur, ein Ofentopf.
Freilich, fegirt muß werden mancher Kropf,
Manch alt Gerümpel in die Bodenkammer.

Die Wappen fort, drin prangen Arm und Hammer
Und Fiſch und Balk' und Bär und Schweinekopf;
Denn hochgeadelt iſt ſo mancher Tropf,
Das Band des Bluts iſt keine Geiſtesklammer.

Solch' alter Plunder muß zum Lumpenmann,
Vergeiſtigt auch muß werden manche Gans,
Und zu Natur veredelt manche Fratze.

Erſt ſtürmt zu Rom der Dummheit Vatikan,
Dann werd' ein Freiheitslöwe, deutſcher Hans,
Und zeig' dem Despotismus Deine Tatze!

*

Ungefähr um dieſe Zeit ſpielte der „deutſche Michel" im Leben, auf Bildern und in Büchern eine gewaltige Rolle. Sallet ſetzte ihm ebenfalls mehrere Denkmäler in Verſen und auch eines in Proſa, das ich im Nachlaſſe gefunden. Witz und Humor führten ihm dabei hauptſächlich die Feder. Ein beſonders beachtenswerthes Document der michelſchen Periode war das „Programm der ſchleſiſchen Adelsreunion", das zuerſt in den ſächſiſchen Vaterlandsblättern und dann daraus abgedruckt im vorigen Jahr in Leipzig als beſondere Broſchüre erſchien. Von mehreren Seiten wurden dieſe Statuten für eine beißende Satire auf den Adel gehalten. Sallet war keineswegs dieſer Anſicht; er erklärte die Reunion für faktiſch und beklagte die Gutmüthigkeit der Deutſchen, die auch bei den ſchlagendſten Beweiſen an das Schlimme nicht glauben wollen. Sobald das Heft erſchienen war, kaufte er eine Anzahl Exemplare und verſchenkte ſie an ſeine

Freunde. Er war ſo im Innerſten erbittert, daß er gegen mich meinte, unter ſolchen Verhältniſſen würde er es den Bürgerlichen nicht verargen, wenn ſie das herabwürdigendſte Ausſchließungsſyſtem gegen den Adel befolgten; gleichviel, ob dieſe Schmach auch ſeine eigene Perſon mit treffen ſollte. Im Sommer 1842 wollte er ſeine politiſchen Gedichte unter dem Titel: „Signalfeuer" herausgeben. Es fanden ſich jedoch Schwierigkeiten, und er zog es nun vor, ſeine ſämmtlichen Gedichte, und unter dieſen die politiſchen als letzte Abtheilung, zu veröffentlichen. Die Anordnung und Zuſammenſtellung derſelben brachte er auf dem Lande, nämlich in Reichau (unweit Nimptſch), auf dem Gute ſeiner Schwiegereältern, zu Stande. In eben dieſer Zeit wurde ſein Sohn Alfred geboren. Alle Wünſche für ſein perſönliches und häusliches Glück ſah er nun aufs Herrlichſte erfüllt. Es iſt bemerkenswerth, daß er in dem letzten halben Jahre ſeines Lebens nur äußerſt wenig gedichtet hat; die Zeitverhältniſſe ſchienen ihn ganz zum Publiciſten zu machen, und er hatte auch wirklich den Beſchluß gefaßt, zunächſt ausſchließlich in dieſer Art zu wirken. Es ſind mehrere Aufſätze von ihm publiciſtiſchen Inhalts in Zeitſchriften gedruckt erſchienen. Für das „Vaterland" von Eduard Duller hatte er, wie ich aus einem Briefe des Letzteren an Sallet erſehen, eine Abhandlung unter dem Titel: „Was will der deutſche Liberalismus?" beſtimmt*). Zuletzt beſchäftigte er ſich noch längere Zeit mit dem Plane zu einer Schrift über den Staat. Die im Nachlaſſe vorhandene „Skizze" bezieht ſich nur auf die Monarchie und zeigt durchgehends dieſelbe Grundanſicht, wie in den Atheiſten, ſo daß der Inhalt dieſer Skizze als eine Epiſode derſelben erſcheinen könnte.

Sallet ſah in der letzten Zeit vor ſeinem Tode, was die allgemeinen Verhältniſſe anlangt, nur wenig Erfreuliches. Es wurde immer ſchweigſamer in der Atmoſphäre ringsum. Die Reaction ſchien den Sieg errungen zu haben. „Alles, was gegen den Reactionsſinn geſchrieben wird," ſagt er in ſeinem letzten Briefe an mich, zwei Monate vor ſeinem Tode, „alſo ſo ziemlich unſere ganze Literatur, ſo weit ſie dieſen Namen verdient, nennen ſie jetzt in den Berliner Hofzirkeln die „ſchlechte" Preſſe. Iſt das nicht ſehr characteriſtiſch? Eine „gute" Preſſe aber wiſſen ſie gar nicht auf die Strümpfe zu bringen, während Frankreich doch z. B. ſeinen Chateaubriand, ſeine legitimiſti-

*) Ob ſie wirklich vollendet und gedruckt worden, iſt mir unbekannt.

ſchen und louisphilippiſtiſchen Journale aufzuweiſen hat, die ſich doch ſehen laſſen können, die doch franzöſiſch ſchreiben" — und unter dem Datum ſchaltete er ein: „Wenn ich nicht irre: am kürzeſten Tage. Werden auch in der Geſchichte die Tage bald länger und die Nächte kürzer werden?" Es war ihm nicht vergönnt, längere und hellere Tage dieſer Art zu erleben. Schon von der Mitte des Sommers an hatte ſich Luftröhren- und Lungenleiden bei ihm eingefunden; es wurden zwar alle Mittel gegen den Ausbruch des Uebels angewendet — aber der ſchwächliche Körper, von einem ſo mächtigen, flammenden Geiſte aufgezehrt, mußte unterliegen. Bis zum Ende des Jahres ging es in gewiſſem Sinne noch leidlich, d. h. Familie und Freunde hatten keine Ahnung von der ſo nahen Gefahr. Er ſelbſt klagte nie; doch ſchrieb er kurz vor Weihnachten an mich: „Ich ſchleppe mich nur ſo herum, bin nun ſchon ſeit ſo lange krank, ohne die mindeſte ſichere Ausſicht, daß es je beſſer mit mir werden wird. Dadurch bin ich erſchöpft und kopfhängeriſch, und wenn ich auch die geiſtige Friſche nicht eingebüßt habe, ſo bin ich doch verdroſſen zu Allem, was zugleich eine äußerliche Anſtrengung erfordert." In Beziehung auf die Verbreitung ſeiner Gedichtſammlung war er nicht recht befriedigt; es ging ihm viel zu langſam, wobei er außer Acht ließ, daß gerade ſeine Arbeiten nicht geeignet ſind, ein raſches Flugfeuer zu entzünden. Sie werden langſam, aber tief und nachhaltig in das Volk eindringen und ein neues Zeitalter begründen helfen. Das erkannte er wohl klar, aber er hätte doch gern ſelbſt noch das Verſtändniß in den Augen des Volkes geleſen. „Raſch eingreifen werden meine Gedichte durchaus nicht, wie ich jetzt ſchon deutlich erkennen kann," ſchrieb er mir in ſeinem letzten Briefe, „denn ſonſt müßten die Leute doch gerade hier*), wo ſo Vielen meine Richtung bekannt iſt, einigermaßen drüber herfallen, was gar nicht geſchieht. Nun iſt der Eclat zwar nicht nothwendig, in gewiſſem Sinne ſogar gefährlich, weil er eher ein Verbot herbeiführt, dennoch aber muß ich fragen:

Erkläret mir, Graf Oerindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur.

Müllner.

Wenn ein Anderer, ſei er wer er ſei, dermaßen tolle Sachen drucken ließe, gerade in einem Zeitpunkt, wo eine dumpfe Mißſtim-

*) Nämlich in Breslau.

mung ringsum brütet — würden ſie nicht reißend abgehen? Bin ich nun blos ganz einfach ein Pechvogel (deſſen mögliche Exiſtenz zu conſtruiren immer noch eine große philoſophiſche Schwierigkeit bleibt), oder bin ich den Leuten unheimlich, weil meine Gedichte eben „ernſthaft" ſind? Da mich letzteres am meiſten tröſtet, ſo nehm' ich's an und hülle mich ſchweigend in meine Wolken." Die Nachrichten über ſein körperliches Befinden lauteten immer beunruhigender. Ich reiſte deshalb in der Weihnachtswoche nach Breslau und war erfreut, ihn nach meiner Meinung ziemlich munter anzutreffen. Das waren die letzten Stunden, die ich mit dem herrlichen Menſchen verlebt habe. Am Tage nach meiner Abreiſe fuhr er mit Frau und Kind nach Reichau zu ſeinen Schwiegereltern. Ich hörte mehrere Wochen hindurch nichts über ihn: ſtatt eines langerſehnten Schreibens von ſeiner Hand erhielt ich dann Ende Februar durch ſeinen Bruder die erſchütternde Todesnachricht. Die Krankheit hatte in dem letzten Monat mit Rieſenſchritten zugenommen, er mußte viel leiden, doch ſchrieb er noch eines Tags die kleine Ballade: „der Wind"*) mit Bleiſtift auf einen Papierſtreifen. Der unerwartete Tod ſeines Schwiegervaters, der ungefähr 14 Tage vor Sallet in demſelben Hauſe ſtarb, mag wohl ſein Ende noch beſchleunigt haben. Eine ſeiner letzten Aeußerungen war die Hoffnung, der Tod werde ihm die Anerkennung erringen, die er trotz jedem Opfer im Leben nicht erreichen konnte. Etwa eine Stunde vor ſeinem Ende, welches am 21. Februar 1843 frühmorgens nach 4 Uhr erfolgte, gab er mit völligem Bewußtſein freundlich lächelnd ſeiner Frau den Verlobungsring zurück, wobei er zugleich um ein ganz ſtilles, ſo viel als möglich unkirchliches Begräbniß bat. Ich kann mich nicht enthalten, die Worte ſeines jüngſten Bruders, die dieſer bald nach dem Begräbniſſe an mich ſchrieb, hier folgen zu laſſen: „Ich habe ihn noch als Leiche geſehen. Soll ich ſagen, wie er mir erſchien? Er lag im Sarge, das Lorbeerreis um ſeine hohe Stirn geſchlungen, ſchön und freundlich; ſo haben die Dichter einer ſchöneren Zeit ausgeſehen, Taſſo, Arioſto! In ſeiner Leiche noch zeigte ſich, daß er mit ſeinem Geiſte zu den Beſten und Vollendetſten ſeiner Zeit gehört. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich ſah in dem Todten nur den Dichter des Lalenevange-

*) Siehe im Nachlaß.

liums und des in dieſe Tendenz einſchlagenden Theils ſeiner Gedichte, nicht aber den politiſchen Dichter; er war verklärt, wie Chriſtus auf Thabor. Sein Begräbniß war ſtill: er wurde nur eben in die Gruft geſetzt; was hätte auch ein Geiſtlicher thun und ſagen ſollen!" — Ein ganz einfacher Stein über dem Eingange zur Gruft bezeichnet die Grabſtätte. Er enthält nur den Namen des Verſtorbenen, Geburts- und Sterbedatum, und darunter den Schlußvers des Gedichtes: der neue Columbus:

„Sancta libertas, heil'ger Strand, dich halt' ich!" —

Wenn ich nun noch zum Schluß ein Bild von Sallets Perſönlichkeit, wie ich ſie kennen gelernt habe, entwerfen ſoll, ſo vergegenwärtige ich mir vor Allem den Augenblick, in welchem ich ihn zum erſten Mal ſah. Ich war durch eine Familie, welcher ich nie genug dafür danken kann, an Sallets Angehörige empfohlen worden. An einem Morgen im Frühjahr 1839 trat er in meine Wohnung. Ich erblickte eine kurze, ſchmächtige Geſtalt von zartem Körperbau, mit einem ſcharfgeſchnittenen und hageren, aber ſchön geformten Geſicht, deſſen leichte Röthe auf die ſpätere tödtliche Krankheit hindeutete, die vortretende Naſe ſpitz und etwas gebogen, die Stirn frei und hoch, um welche das blonde geſcheitelte Haar ſchlicht herabhing, Mund, Kinn und der untere Theil der Wangen ſtark mit Bart bedeckt. Wenn man ihm in die klaren blauen Augen ſah, glaubte man Anfangs einen kalten, aus Theilnahmloſigkeit ſchweigſamen Menſchen vor ſich zu haben. Auch berechtigte ſelbſt bei näherem Umgange nicht ſelten die Art und Weiſe ſeiner erſten Begrüßung zu dieſer Annahme. Ein faſt gleichgültig hingeſprochenes: „Wie gehts?" oder „Guten Morgen!" mit weggewandtem Geſicht konnte manchmal glauben machen, er ſei beleidigt. Beſonders mit ganz fremden Menſchen wußte er ſich wenig anzufangen, wenn nicht ſehr bald ein Geſpräch von Bedeutung auf die Bahn gebracht wurde. Dieſe Kälte und Verſchloſſenheit beim erſten Entgegentreten beruhte theils auf einer angeborenen Schüchternheit, theils auf einem feſten Grundſatze, den er ſich für die Behandlung des äußeren geſelligen Lebens gebildet hatte. Er haßte nämlich im Innerſten, wie in der vorangegangenen Biographie deutlich gezeigt worden iſt, jede Affectation, jede Verſtellung, jede Unwahrheit und Lüge. Der Menſch ſollte nach ſeiner Forderung äußerlich ſchlechterdings nur das ſein und vorſtellen, was er innerlich, d. h. wirklich zu ſein ſich bewußt iſt. So dachte er

aber nicht blos, was auch viele Andere thun, ſondern bei ihm prägte ſich dieſe Forderung ſcharf und beſtimmt in ſeinem Aeußeren ab. Wenn er nichts zu ſagen hatte, ſo ſchwieg er, aber auch ſo gänzlich, daß er Menſchen, die immer Etwas zu ſagen wiſſen und von Anderen geſagt haben wollen, in wahre Verzweiflung bringen konnte. Darum ſaß er oft halbe Stunden lang, auch in der Familie, ſchweigſam da und blies vor ſich hinſehend Tabakwolken in die Luft. Höflichkeitsformen, die nichts weiter als dies ſind, ſuchte er ſtreng um ſich her zu verbannen: Frack und Hut waren ihm ſchon um dieſer Beſtimmung willen lächerlich und er pries einmal gegen mich ſeine glückliche Lage, von beiden nie Gebrauch machen zu dürfen. Wer ihm damit eine Freude zu machen glaubte, ihm irgend etwas Verbindliches in Beziehung auf ſeine Schriften zu ſagen, der täuſchte ſich gewaltig; denn er ſetzte ſich dem peinlichen Momente aus, keine Erwiederung, nicht einmal ein ſtereotyp gewordenes: „Bitte recht ſehr" zu vernehmen. Nur mit wenigen auserwählten Freunden ging er um, von dieſen aber ließ er ſich nicht ſuchen, ſondern er ſuchte ſie ſelbſt auf. Aber auch gegen dieſe ſeine Freunde erſchien er in der Regel bei weitem mehr kalt, klar und nüchtern, als, wie man zu ſagen pflegt, herzlich und gefühlvoll. „Tief in der Bruſt verbirg den friſchen Quell!" war ſein Wahlſpruch; aber wenn Augenblicke kamen, wo er den Menſchen ganz unverſchleiert in ſeinem eigenſten Selbſt erblickte, dann zerſchmolz die Eisdecke über ſeinem Herzen und auf ſeinem Antlitz, und ein Händedruck bezeugte die Wärme ſeines Gemüths. Ich habe ihn einige Mal ſo geſehen. In ſeinem Umgange kam mir vor, als ob er ſogenannte Herzlichkeiten ſchon deshalb zu vermeiden pflegte, weil ſie ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſtünden. Kehrte er dagegen nach längerer Abweſenheit von einer Reiſe zurück, dann war man des allerherzlichſten Empfanges gewiß. Wenn er ſich da befand, wo er ſich verſtanden wußte, dann konnte er leicht in einen anmuthigen Humor gerathen, aus welchem ſeine ganze Herzensgüte, ſein harmloſer, lauterer Charakter hervorblickte. So zeigte er ſich in der Mitte gleichgeſtimmter Freunde beim Glaſe Wein, ſo auf Spaziergängen. An einem Winterabende zu Anfang des Jahres 1840 führten wir in ſeiner Familie nach ſorglicher Vorbereitung die „humoriſtiſchen Studien" auf. Sallet ſpielte den Stiefelputzer Kalinsky zu unſer Aller Ergötzung mit unvergleichlichem Humor, er wußte die verſchmitzten Streiche des ausgelernten Studentendieners mit

einem ſo ſchalkhaft treuherzigen Geſicht zu begleiten, daß der alte Onkel gar leicht betrogen werden mußte. Auch beim Vorleſen ſeiner Manuſcripte, beſonders einiger humoriſtiſchen Stücke, z. B. der wahnſinnigen Flaſche, markirte er die hervorſtechenden Säße ſowohl ſcharf im Tone, als auch in ſeinen Mienen. Wenn er zu Stellen kam, aus denen bittere, vernichtende Satire ſprach, dann nahm auch ſein Mund einen ſcharfen ironiſchen Zug an: mit voller Energie dagegen las er die Worte, die er in der Begeiſterung eines heiligen Zornes niedergeſchrieben hatte. Er ſelbſt brachte neue Arbeiten von ſich nie in Anregung; dagegen ließ er ſich aber auch nicht nöthigen, Etwas davon mitzutheilen. Sein Bild ſchwebt mir lebendig vor, wie er dann in die Nebenſtube ging, um ſeine Manuſcriptentaſche herauszuholen, und darauf in den Papieren blätternd, als wenn ſie gar nichts bedeuteten, das oder jenes Gedicht hervorlangte. Viel las er mir nie auf ein Mal vor. An ſolchen Abenden, wo ich mich allein mit ihm, ſeiner Frau und dem kleinen Alfred befand, athmete ſein ganzes Weſen eine tiefe kindliche Ruhe, auch nicht das leiſeſte Wölkchen trübte ſeine Stimmung: er erſchien mir als das Ideal eines Menſchen. Es mag wohl nicht Jeder eine Vorſtellung davon haben, auch ich habe ſie erſt durch Sallet erhalten. Im Sommer 1842 pflegten wir an Sonntagmorgen mit noch mehreren Freunden ziemlich weite Spaziergänge zu machen. Wir kamen an Sumpfſtellen vorüber, auf deren Mitte eine Anzahl weißleuchtender Lotosblüthen prangten. Sallet mühte ſich tapfer ab, einige davon zu erhaſchen, und trug ſie während des ganzen Spazierganges in der Hand, ſie öfter im Waſſer tränkend, um ſie ſeiner Frau mit nach Hauſe zu bringen. Wie ein König des Frühlings kam er mit verklärtem Angeſicht zu ihr zurück. So wie er die reinſte lauterſte Natur war, ſo lebte er auch eigentlich nur dem gegenwärtigen Augenblick: dieſen umfaßte er aber mit aller Stärke der Seele und nützte von ihm, ſo viel dieſer nur darzubieten vermochte. Keine Spur von eitler Reflexion über ſeine vergangenen Zuſtände, ja er vermied es gänzlich, ſie zum Gegenſtande des Geſprächs zu machen. Selbſt ſeiner Frau hat er nur wenig von ſeiner Jugendgeſchichte erzählt, und die Papiere aus jener Zeit blieben unberührt liegen. Voll feſter Zuverſicht auf die Allmacht des göttlichen Geiſtes blickte er in die Zukunft: die Gegenwart aber betrachtete er als die nothwendige Staffel zu ihr, die jedoch auch ſchon in ſich ſelber ihren Werth, ihre tiefe Bedeutung habe. Vor

jeder mit Aufrichtigkeit und anhaltendem Eifer unternommenen Arbeit des Geiſtes, ſo wie vor jedem wirklich tiefgehenden Studium, inſofern es eine tüchtige Geſinnung nicht ausſchließt, hegte er die entſchiedenſte Achtung; dagegen waren ihm Krämerſinn und einſeitige Verfolgung materieller Intereſſen zum Tode verhaßt. Er verkannte die Nothwendigkeit der letzteren keineswegs, aber er begriff ſie durchaus nur als die ſchlechtere Seite der menſchlichen Wirkſamkeit. Der Geiſt ſollte über jedes Gebiet ſeine Fittige verbreiten, im Geiſte wollte er die Menſchheit zu einem neuen Leben auferſtehen ſehen. War es ihm gelungen, eine Seele zum Verſtändniß ihrer ſelbſt zu bringen, dann ſagte er im frohen Bewußtſein des Wirkens: „Es iſt doch ſchön, ein Menſchenfiſcher ſein!“ Durch Denken ſollte die Menſchheit zum Handeln kommen. „Wecke Deine Jungen,“ ſchrieb er mir nach Neiſſe, „daß ſie denken lernen, das Handeln findet ſich dann hoffentlich.“ Wahrheit und Entſchiedenheit wußte er von einander nicht zu trennen. Wo er in ſeinen Werken, beſonders im Laienevangelium und in den politiſchen Gedichten, recht erſchütternd auf den Leſer einwirken will, thut er es in den allerſtärkſten Ausdrücken, indem er der Anſicht war, daß Ausdruck und Gedanke aufs Genaueſte congruiren müßten. Es iſt hierbei bemerkenswerth, daß er ſich im Tagebuche vom Jahre 1831 auf eine Stelle von Leſſing über den dramatiſchen Stil bezieht, in welcher geſagt wird: der Dichter ſolle da, wo er nicht in eigener Perſon ſpricht, nicht edle, ſondern die nachdrücklichſten, dem Charakter angemeſſenſten, allenfalls auch niedere Worte gebrauchen. Er ſah ein, daß er darin oft zu weit ging, und bemühte ſich, manches in den Manuſcripten zu mildern, aber nach reifer Ueberlegung verſtand er ſich doch nur zu ſehr wenigen und geringfügigen Aenderungen. Wort und Leben ſtanden bei ihm ganz im Dienſte der Freiheit, für ſie regte ſich jede Fiber ſeines Weſens. Als wir in den Zeitungen die reiche Dotirung Meyerbeer's laſen, und wie dieſer das Geld zurückgewieſen und dem König anheimgeſtellt habe, ob er nicht lieber dafür eine erſte Sängerin anſtellen wolle, meinte Sallet ſcherzend gegen mich: „er würde in gleichem Falle die Summen zur Verbreitung freiſinniger Schriften verwenden.“ Das Thatkräftige in Wort und Bild begeiſterte ihn am höchſten: darum verehrte er die hiſtoriſchen Gemälde von Leſſing ſo hoch, während er den Jeremias von Bendemann zwar bewunderte, aber ohne ein beſonderes, fortwirkendes Intereſſe dafür zu behalten.

Die Huſſitenpredigt konnte er ſich nicht genug betrachten: auch Schorn's Bild von dem Papſte, der ſich Luthers Porträt zeigen läßt, befriedigte ihn ſehr. Auch in der Muſik forderte er das Gewaltige, zur That Anregende; das Elegiſche darin hielt er für ſchädlich, weil es das entnervende Schwelgen in dunklen Gefühlen begünſtigt: Mendelſohn's Paulus ſtellte er demgemäß natürlich höher, als eine Belliniſche Oper. Dagegen liebte er aber auch in beiden Künſten geſunden friſchen Humor, wie er ihn z. B. in den Bildern von Piſtorius und in der Oper Don Juan wiederfand. Kecke Umriſſe und das Volksthümliche in Holzſchnittmanier gewährten ihm unerſchöpflichen Genuß: er ſelbſt beſaß darin viel Fertigkeit und hatte ſich von Jugend an gewöhnt, ſehr raſch ein witziges Bildchen zu zeichnen. Die erſten Bände von Stümpers Werken ſind reich mit den poſſirlichſten Federzeichnungen ausgeſtattet. Daher ſchrieb ſich einestheils das Intereſſe, welches Sallet an den in der letzten Zeit erſchienenen Caricaturen nahm, indem er ſich eine ſehr reiche Sammlung derſelben anlegte. Von demſelben Geſichtspunkte beurtheilte er auch die Werke der Schriftſteller. Shakespear bot ihm nach beiden Seiten hin gleich großen Genuß; Börne's Schriften, beſonders der Franzoſenfreſſer, desgleichen die Spaziergänge des Wiener Poeten waren ihm fortdauernde Lectüre, auch den biederen reinen Chamiſſo, den er noch in Berlin kennen gelernt und der Sallets frühere Verſuche mit großer Theilnahme aufgenommen hatte, verehrte er mit voller Seele. Mit Hölderlin's tiefſinnigem Naturcultus dagegen konnte er ſich, wie ſich denken läßt, nicht befreunden, ſo wenig wie mit Göthe's Romanen, die ihm ſchon in ihrer ruhig dahinfluthenden Proſa eine fremde, ſeinem Weſen unheimliche Welt anzukündigen ſchienen. Von einer Aufführung des Egmont kam er einſt ſehr unbefriedigt nach Hauſe. Er meinte dann zu mir, es ſei ihm erſt diesmal recht klar geworden, daß Göthe vor dem Bewußtſein und der Kraft des Volkes gar keine Achtung gehabt habe: wie gewaltig, hoch und edel laſſe dagegen Schiller es in ſeinem Tell auftreten. Männer wie Gervinus waren ſeine Freude, er erquickte ſich an der geſinnungskräftigen, ſtrengen Art und Weiſe, mit welcher dieſer Schriftſteller die deutſche Literatur beurtheilt, und ſtimmte ganz mit der Anſicht deſſelben überein, daß das deutſche Volk zunächſt nicht zu dichten, ſondern zu handeln habe. Sein ganzes Herz ſchlug für das Schickſal dieſes Volkes. Als ihn einſt ſeine Frau im Garten mit einem Lorbeerkranz ſchmücken wollte, wies er ihn mit

den Worten zurück: „Gieb mir lieber einen Eichenkranz!“ Wie gern würde er in einem öffentlichen Amte gewirkt haben, bei dem es auf Entschiedenheit der Gesinnung ankam. Doch läßt sich schließen, daß es ihm damit nicht geglückt wäre; denn er verrieth eine ungemeine Befangenheit bei allen äußeren Geschäften, die einige Repräsentation erfordern. So streng er Ideen und Thaten beurtheilte, so mild und schonend verfuhr er gegen Personen, die durch irgend eine gemüthliche Beziehung an ihn geknüpft waren. Er fühlte sich einst in der peinlichsten Lage, dem Verfasser eines poetischen Manuscriptes, das ihm derselbe zur Beurtheilung zugeschickt hatte, die schlichte Wahrheit sagen zu müssen, daß er mit dem Dichten auf keinen grünen Zweig kommen werde. Jedem wünschte er den geeigneten Wirkungskreis, und er mußte es tadeln, wenn Jemand durchaus Talente in Anspruch nehmen wollte, die ihm versagt waren. Für Licht und Freiheit aber, glaubte er, sei jeder Mensch berufen. Seinem Alfred hielt er eines Abends, da der Kleine sich vor der Lichtflamme scheute, das Licht recht nahe vor die Augen, indem er ihn, halb ernst, halb scherzend, mit den Worten anredete: „Junge, das mußt Du vertragen lernen!“ Auch war es ihm ganz recht, wenn Alfred manchmal etwas böse zu werden anfing; denn er wünschte schon an dem Kleinen die Anfänge eines kräftigen Geistes zu erblicken. So war jeder Zug in Gallets äußerer Erscheinung das unverkennbare Zeugniß eines in sich vollendeten Geistes. Für mich ist sein Umgang bestimmend auf mein ganzes künftiges Leben geworden; denn in ihm sah ich das Räthsel gelöst, wie der Mensch den kühnsten Geist mit der reinsten Unschuld harmonisch verbinden kann. „Er war wie ein Kind so lieb und traut und doch so gewaltig und tief.“ —

## Zum Andenken an Friedrich v. Sallet,

den Dichter des Laienevangeliums.

(Von Theodor Opitz.)

Soll ich, ihr Freunde, ſein Geſchick beweinen? —
Nie ſeh' ich mehr die Stirne frei und offen,
Nie mehr das klare Auge voller Hoffen,
Voll Glauben an der Menſchheit ſtarken Geiſt,
Der alle Schranken ſiegend niederreißt!
Soll ich, ihr Freunde, ſein Geſchick beweinen?
Das unſre wohl — denn ſeins ward gut gewendet,
Er ſtarb, als er vollbracht, als er vollendet!

Er war ein Mann in dieſer ſchlaffen Zeit,
Sein Herz ganz Muth, ſein Haupt Beſonnenheit,
Sein Wort ſo markig, voll bewußter Kraft,
Und herzlich, daß es Herz zu Herzen ſchafft.
Es pulſte der Geſchichte Lebensfluth,
Ihr Freiheitsdrang in ſeines Herzens Blut.
Wann ſich die Kraft des Stroms im Felsbett bäumt,
Und dann in ſtarkem Sturze niederſchäumt,
Und jeder Tropfe hell und ſonnig klar,
Habt ihr ein Bild der Kraft, die in ihm war.
Er war ein Dichter, und dies war ſein Rath:
Verdichtet euer Denken kühn zur That! —
Schlaf wohl! um's edle Haupt den Lorbeerkranz —
Schlaf wohl! Du warſt ein Menſch und warſt es ganz!

# IV.

# Friedrich v. Sallets Schriften.

Eine Charakteriſtik

von

**Th. Jacobi.**

---

Der Tod eines Schriftstellers ist in jedem Falle für seine Freunde eine Aufforderung zu erneutem Studium seiner Schriften.

Denn im Leben geht Jeder still seinen eigenen Pfad und entzieht sich selbst zum großen Theile den Blicken des Freundes, der sich zufrieden giebt, wenn er ihn nur von Zeit zu Zeit in geistiger Nähe aus dem Dunkel wieder auftauchen sieht. Aber am Grabe kommt die Einsicht, daß der Mensch, den wir liebten, nichts ist, als die Bahn, die sein Geist durchlaufen hat, und daß wir ihn in so weit verloren haben, in wie weit wir ihm nicht auf dieser gefolgt sind. Zum Bankerott der Hoffnungen, den wir für die Zukunft erleiden, gesellt sich also die Einsicht, wie viel wir in der Vergangenheit an Erinnerungen verloren haben, die wir uns möglicher Weise noch durch eine innigere Bekanntschaft mit dem Verstorbenen hätten sichern können. Wir fühlen uns gedrungen, dafür nach Kräften einen Ersatz zu suchen, spüren auf, wo der kräuselnde Sand der Erde die leise nur eingedrückten Spuren seines Trittes noch nicht verwischt hat, und sind vor Allem hoch erfreut, wenn uns Schriften vorliegen, in denen der Verstorbene den edelsten Gehalt seines Geistes niedergelegt hat. Aus ihnen steigt uns dann der ganze Mensch entgegen, nicht blos wie er gewesen, sondern auch, wie er sich selbst gewollt und wie er sich selbst gleichsam von allen unfreiwilligen Schlacken gereinigt zur eigenen Verklärung vorbereitet hat.

Bei dem Tode Sallets war zu dem Allen für den Verfasser des folgenden Aufsatzes noch ein besonderer Grund vorhanden. Seine Bekanntschaft mit dem Dichter hat nur wenige Jahre gedauert. Sallet erschien ihm vom ersten Augenblick an als ein ganzer Mensch, voll von heiligem ernsten Willen, felsenfester Treue und makelloser Rein-

heit des Geiſtes, an dem man nicht wie an einem blos einſeitig ausgebildeten Talente flüchtig ſtaunend vorübergehen darf, ſondern dem man ſo nahe treten muß, als man es vermag und an deſſen Daſein man ſich zur eigenen Stärkung und Erbauung erfreuen ſoll, ſo lange und ſo oft es vergönnt iſt. Er ſuchte ſeinen Umgang und gab ſich bald der Hoffnung hin, ein freundſchaftliches, für das Leben dauerndes Verhältniß angeknüpft zu haben. Aber leider traten die lange dauernden Entfernungen Sallets von Breslau und zuletzt ſeine Kränklichkeit hindernd dazwiſchen und ließen nur vorübergehend ein eigentlich freudiges Zuſammenleben zu. In der Bruſt des Verfaſſers blieb ſo ein unbefriedigtes Verlangen nach dem innigen Verkehre mit dem abgeſchiedenen Freunde zurück, das gerade in dieſer Art denen fremd ſein muß, die ein größeres Stück Leben und dieſes vollſtändiger mit ihm durchlebt haben. Dieſe Stimmung trieb ihn mit doppeltem Eifer zur wiederholten Lectüre und zum ſorgfältigen Nachdenken über das, was uns Sallet an vollendeten Schriften hinterlaſſen hat. Es gewährte ihm das eine faſt unerwartete Befriedigung; denn da unſer Dichter ſich ſelten von einem bloßen Stoffe und dem Gedanken an das äſthetiſche Wohlgefallen, welches ſeine Bearbeitung erwecken könnte, zu einer Arbeit beſtimmen ließ und die Energie ſeines Charakters ihn frühzeitig alle nachgeahmte und gemachte Form und Gefühlsweiſe verſchmähen lehrte; ſo liegen uns in allen ſeinen Schriften die Zuſtände ſeiner Seele offen vor; wir erblicken ihn ſelbſt, wo wir hinſehen, und haben mit ihm erlebt, was heimlich, vor aller Welt verborgen, in ſeinem Innern vorgegangen iſt. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, den Meiſten, die Sallets Schriften ſo durchläſen, wie ich es gethan habe, würde ſein Seelenleben klar und verſtändlich, ihr eigenes dagegen dunkel und räthſelhaft vorkommen. Mir war es oft, als würde mir der Bau ſeiner Werke durchſichtig, als verwandle ſich der ſtarre fertige Zuſammenhang der Rede in den lebendigen Strom des Gemüthes, der ihn hervorgebracht hat, und die Verſuchung trat mich an, aus den Gedichten und Proſawerken allein eine innere Lebensgeſchichte unſeres Freundes zuſammenzuſtellen.

Die voranſtehende Lebensbeſchreibung meines Freundes Paur hätte mich davon nicht abhalten können; denn da jeder Biograph vom Aeußerlichen ausgehen muß, neben dem, worin der Dichter ſich ſelbſt genug gethan hat, auch Verſuche, Studien und Irrthümer berichtet, und, von dem Fluß der Erzählung gedrängt, keine ausführlichen De-

trachtungen über einzelne Werke anſtellen kann; ſo läßt auch dieſer Aufſatz noch Raum für eine allgemeine Charakteriſtik, welche nur den Schriftſteller, wie er ſich dem Publicum zeigt, zum Gegenſtande hat, die Einzelnheiten zuſammenfaßt und, indem ſie die allgemeine Nothwendigkeit in dem Geiſtesleben dieſes aus dem Realmenſchen gleichſam ausgekernten Idealmenſchen nachweiſt, von ſelbſt den Zuſammenhang mit dem allgemeinen Leben der Zeit darlegt. Wohl aber hat mich davon die Einſicht abgehalten, daß mir nur das Gelüſte angekommen war, dem die meiſten Dilettanten erliegen, das zu thun, was eben ſchon gethan iſt. Sallets Schriften nämlich verleugnen nie und nirgends ihren rein ſubjectiven Charakter. Die poetiſchen enthalten eine offene, unmaskirte Lyrik, die proſaiſchen ſind größtentheils beſtimmt, durch Satyre oder die Macht verſtändiger Ueberredung die Ueberzeugungen des Verfaſſers auszubreiten. Sie ſind faſt alle ſo klar, daß ſie keines Commentars bedürfen, von einem ſo geringen Umfange, daß ſie ſich mit Leichtigkeit überſehen laſſen, und ſchließen ſich ſo eng an einander an, daß ſie faſt einen ununterbrochenen Faden bilden. Die Abtheilungen endlich, nach denen die geſammelten Gedichte geordnet ſind, geben einen deutlichen Fingerzeig, nach welchen Geſichtspunkten ſie zu betrachten ſind. Wer alſo nur nach der Folge ihrer Entſtehung die Schriften Sallets mit Aufmerkſamkeit durchlieſt, der hat alles das, was ich zu geben dachte, nur weit beſſer, als ich es zu geben hoffen konnte, nämlich mit künſtleriſchem Bewußtſein vollendet.

Wenn ich demnach hier über die Schriften unſeres Freundes Einiges ſage, ſo kann das nicht beſtimmt ſein, ein für ſich beſtehendes Ganzes zu bilden. Es ſind vielmehr die folgenden Bemerkungen nur dazu da, um der Aufmerkſamkeit zu Hülfe zu kommen und Winke zu geben, auf welche Weiſe auch das Einzelne im Zuſammenhange betrachtet und ſo die Schriften Sallets lebendig aufgefaßt werden können. Ich muß mir recht viele Leſer wünſchen, welche von Sallet zu mir kommen und von mir wieder zu Sallet zurückzukehren bereit ſind. Denn nur zwiſchen einer ſolchen doppelten Lectüre können und ſollen meine Worte eine Bedeutung haben.

---

Wir beginnen mit der erſten Abtheilung der geſammelten Gedichte, welche den Titel Naturleben und junge Liebe führt.

Vielleicht wundern ſich die Einen, daß hier eine Anzahl lyriſcher Gedichte wie ein Ganzes behandelt werden ſoll, die Andern im Gegentheil, daß wir einen Theil derſelben für ſich betrachten.

Mir ſcheint es ein Irrthum, wenn man lyriſche Gedichte einzeln richtig würdigen zu können glaubt. Erſt in der Sammlung erhalten ſie ihren vollen Werth. Der einzelne Ton verhallt, die einzelne Perle verläuft ſich, das einzelne Roſenblatt wird in den Staub getreten. Aber aus der kunſtreich geordneten Folge von Tönen löſt ſich der Gedanke, der Glanz der Perlenſchnur wird zum lieblichen Strahle und aus dem bezaubernden Schooſe der Roſe entſteigt der Duft. Im einzelnen Liede klingt menſchlich Fühlen, menſchlich Freuen, menſchlich Leiden an; aber in der Sammlung ſchließen ſich die einzelnen Accorde zuſammen und werden zum Ausdruck eines Gemüthes, mit dem wir uns befreunden. Der Lyriker ſtellt nun nicht mehr dies oder jenes Gefühl dar, ſondern ſich ſelbſt in dem ganzen Reichthum ſeines Geiſteslebens.

Inſofern nun ein Dichter immer ſich ſelbſt gleichgeblieben iſt, wird ſich auch aus *einem* Mittelpunkte heraus das ganze vor uns entwickelte Leben begreifen laſſen, auf *einen* Punkt wird Alles wieder zurückgehen, und wir werden ihn nur im Ganzen oder gar nicht verſtehen. Hat dagegen ein Dichter in ſeinem Geiſtesleben ſelbſt wiederholt Metamorphoſen durchgemacht, ohne darüber die Fähigkeit des poetiſchen Ausdruckes zu verlieren, ſo werden wir im Ganzen nur einen hiſtoriſchen Verlauf vor uns haben und die Einheit des ſchaffenden Gemüthes nur in den einzelnen Zeitabſchnitten auffinden können. Wir werden alſo von der beſonderen Betrachtung dieſer ausgehen müſſen. Daß das Letztere bei Sallets Gedichten der Fall iſt, wird Niemand bezweifeln. Die einzelnen Abtheilungen ſind nicht blos nach Verſchiedenheiten des Stoffes, ſondern überwiegend auch zugleich nach denen der geiſtigen Richtungen gemacht. Es entſprechen dieſelben auch ganz allgemein gefaßt beſonderen Zeitabſchnitten. Wir werden ſie alſo zu ſondern wohl berechtigt ſein.

Von der anderen Seite werden wir aber auch wohl zu überlegen haben, daß Sallet in ſeinen Gedichten ſein *geſammtes* Geiſtesleben lyriſch umſchrieben hat, wir alſo in ſeinen übrigen Werken weniger etwas Anderes, als nur eine vollſtändigere Darlegung einzelner Seiten beſitzen. Dieſe und jene alſo werden ſich wechſelſeitig zu ergänzen beſtimmt ſein und dürfen nicht nach, ſondern neben einander

ſtehen. Ich denke, das läßt ſich nur ſo erreichen, daß wir die Gedichte als den Baum betrachten, an dem die anderen Werke wie goldene Früchte hängen, oder beſſer, daß wir zwiſchen die einzelnen Abtheilungen der Gedichte, wie zwiſchen die Sproſſen eines Rahmens, Alles einfügen, was ſich nach Zeit und Charakter zunächſt daran anſchließt. Es wird dadurch klar werden, wie der Charakter des Dichters mit Nothwendigkeit zu ſeiner eigenen Metamorphoſe gedrängt hat, und wie die Zeit und ihre Richtungen in allem Einzelnen beſtimmend eingewirkt haben, ohne doch etwas Anderes zu thun, als den Keim zu entfalten, den wir ſchon in den früheſten Gedichten Sallets wahrnehmen.

Unter Allem, was den Menſchen, ſeinen Lebenslauf und ſeine Bedeutung beſtimmt, iſt kaum Etwas von ſolcher Wichtigkeit, als der Umſtand, ob er ſich früh gewöhnt hat, ausſchließlich *in ſich* oder *in der Welt* zu leben. — Nicht als ob gerade eine dieſer Richtungen allein das Gute und Große hervorzubringen geeignet ſei; aber das Gute wie das Schlechte, das Große wie das Geringe wird, je nachdem es unter dem Einfluſſe der einen oder der andern entſteht, etwas ganz Verſchiedenes ſein. — Selbſt die Thätigkeit des Geiſtes an ſich iſt, irre ich mich nicht, eine andere bei dem Menſchen, der ſich allen von außen kommenden Eindrücken harmlos überläßt und ſie, wie ſeine Lebensluft, in ſich einſaugt, als bei dem Inſichgekehrten, der einen Genuß allein in dem findet, was er ſich ſelbſt bildet und denkt. Jener wird ſich im Denken an den Stoff als das in ſeiner Anſchaulichkeit und Aeußerlichkeit gegebene Object hingeben; dieſer dagegen Phantaſieen ſpinnen oder ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt in Beſtimmtheit der Formen und ſcharfer Gliederung der Begriffe kund geben. Immer wird Licht und Klarheit dort von den Dingen, hier vom Subjecte ausgehen. — Das Leben wird die einmal eingewurzelte Eigenheit eher weiter auszubilden, als zu verändern im Stande ſein. Der Träumer zwar, den die Welt ſtört, der ſich dadurch anfangs nur innerlich verwirrt fühlt und ſich um ſo eifriger in ſich vertieft, ſchlägt wohl endlich um und wird der raſtloſeſte, ſein ſelbſt völlig vergeſſende Arbeiter für die Idee — und im Weltkinde lagert ſich bei der zunehmenden Maſſe und Mannigfaltigkeit der Erfahrungen eine ruhig betrachtende Weisheit ab, die es in ſich hineintreibt, zur Reſignation zwingt und nicht ſelten in der völligen Abgeſchloſſenheit eines bloßen Fürſichlebens endigen läßt. Sie ſcheinen ſo ihre Rollen

vertauſcht zu haben. . Aber im Grunde lebt der Reformator in der Welt nur für das, was er ihr zu geben denkt, und der reſignirte Weiſe in ſich nur den Erinnerungen an das, was er erlebte. Jener hat ſein Ich zum Univerſum erweitert, dieſer ſeine Welt ins Ich zuſammengezogen. Darum iſt jedoch weder der Eine aus ſeiner Innerlichkeit, noch der Andere aus ſeiner Aeußerlichkeit der Betrachtungsweiſe herausgegangen.

Sallet gehörte entſchieden zu den Menſchen, die nur in ſich zu leben gewohnt ſind, und hat, da er einen ſcharfen Verſtand und einen feſten Willen beſaß, dieſe Richtung normalmäßig mit voller Conſequenz bis zu Ende durchgeführt. Erſt träumend, dann mit ſich ſelbſt ringend, endlich mit dem Eifer eines Propheten nach außen gerichtet, hat er alle Stadien eines ſolchen Lebens vor unſeren Augen durchgemacht.

Welche Bedeutung dabei dem Naturleben, mit dem wir es zunächſt zu thun haben, zukommt, kann keinen Augenblick zweifelhaft ſein. Es iſt das die Periode, in welcher der Dichter ſich bei ſeinem eigenen Dichten und Denken beruhigte, und Befriedigung und Genuß darin fand. Die Gedichte, die dazu gehören, ſind zum größten Theil die früheſten, welche unſer Dichter ins Publicum kommen ließ. Sie tragen auch in etwas den Charakter an ſich, den Jugendgedichte gewöhnlich haben. Ohne nachgeahmt zu ſein, ſind ſie doch nicht durchaus frei vom Einfluſſe fremder Dichtweiſe. Eine Mannigfaltigkeit im Tone verräth den Geiſt, der ſich eigene Bahnen erſt ſucht. Einzelne Gedichte von ungewöhnlicher Art ſtehen iſolirt wie bloße Studien da. Doch befinden wir uns nicht unter Knabenverſuchen. Was hier ſteht, iſt reif, abgerundet und von einer überlegt ſorgfältigen Ausarbeitung.

Gemeinſam iſt allen, daß ein Verhältniß des Dichters zur Natur ſie hervorgerufen hat. Aber dies Verhältniß ſelbſt iſt ſehr verſchieden. Denn bald wird der Eindruck einer Situation in der Natur direct durch Schilderung, oder indirect durch ſcherzhaft-phantaſtiſche oder auch ernſt-tiefſinnige Deutung ausgedrückt — die Natur erſcheint alſo geradezu als Gegenſtand der Empfindung und Reflexion; bald leiht ſie nur ihre Gebilde der bewußt ausſchweifenden Phantaſie zum Mährchenmummenſchanz; bald iſt ſie nur der äußere Anſtoß für Erinnerung und Traum; bald endlich dient ſie blos als eine Rüſtkammer paſſender Gleichniſſe. Das Letztere würde man kaum als zum Naturleben gehörig betrachten können, welches doch ein Leben in und mit

der Natur iſt; wenn nicht überall unmittelbar mit der Anſchauung des Naturgegenſtandes begonnen, dieſer ſo zur Hauptſache gemacht und dadurch der Eindruck hervorgerufen würde, als liege auch hier eine Situation zum Grunde. So geſtaltet ſich das rein didactiſche Gedicht: der alte Dichter (S. 33), in dem die Seelenruhe mit dem Blau des Himmels, die Wolken mit den Gebilden der Phantaſie, das Roth, das ſie umſäumt, mit den religiöſen Gedanken, die aus jedem Werke der Kunſt hervorleuchten ſollen, verglichen wird, bei einem empfänglichen Leſer zum Ausdrucke der Empfindung, mit der der alte Barde in den beleuchteten Abendhimmel blickt und ſich von ihm wie von lebendiger Poeſie angeweht fühlt. Somit können wir als gemeinſamen Boden, aus dem Alles entſproſſen iſt, von dem aber ein Gedicht ſich weit, das andere gar nicht entfernt, die Naturgefühle im engſten Sinne anſehen, welche auf eine wunderbare Weiſe das Unmittelbarſte, die Sinneneindrücke und das bloße Lebensgefühl mit dem Tiefſten verſchmelzen, was der Geiſt umſchließt, und allerdings eine moderne Bruſt oft auf eine ihm ſelbſt räthſelhafte Weiſe umſpinnen. Unſer Dichter weiß ganz gut, mit dem Verſtande iſt dem, was ſich unmittelbar durch Aug' und Ohr und alle Poren des Körpers aufdrängt, nicht beizukommen. Wer es nicht fühlt, dem iſt nicht zu helfen. Er hat alſo Recht, wenn er dem Leſer im Eingangsgedichte zuruft:

Kurz — biſt Du nicht ein närriſcher Wicht,
So lies auch meine Lieder nicht.

Denn daß man unter närriſch eben nur das zu verſtehen hat, was ſich nicht verſtehen läßt und ſich auch ſelbſt nicht verſteht, wird wohl ein Jeder einſehen. In den Volksliedern, die doch zum größten Theil dem Landvolke angehören, welches ſtets im Freien lebt, dienen Naturgegenſtände nur um Zeit, Ort und Situation zu bezeichnen, oder ſie werden als Dinge erwähnt, die eine Art von Zauber üben, oder deren ſich Menſchen und Geiſter als Zeichen bedienen. Auch ſonſt beſchäftigt ſich eine naive Lyrik, wie ſie unmittelbar aus dem Herzen des Menſchen ſtrömt, nur mit den Gefühlen, die der Menſch dem Menſchen erregt. Ich möchte daraus folgern, daß der Menſch urſprünglich überhaupt geiſtig nur mit Menſchen lebt, und halte Naturgefühle in der Poeſie erſt für ein Eigenthum ſolcher Zeiten, welche durch die Reflexion dem Geiſte auch ein beſonderes Leben in ſich erſchaffen haben. Dafür ſpricht, daß die Richtung auf die Natur

faſt immer mit einem Abwenden von Welt- und Menſchenverkehr verbunden iſt, die Organe des Geiſtes alſo gleichſam erſt hierdurch für die feineren Natureindrücke zugänglich werden, ähnlich wie der Blinde dem Sehenden gegenüber durch Feinheit des Gefühles ſich auszeichnet. Ferner, daß jene Naturgefühle ſich nur ſelten rein als Gefühle ausdrücken laſſen, ſondern entweder in eine leere Malerei ausarten, oder dem Gedanken und der Reflexion von allen Seiten Raum gönnen; ſo daß ganz unbewußt dies Naturleben zur Naturphiloſophie oder zu einem bloßen maskirten Inſichleben führt.

Beides können wir bei Sallet beobachten. Ich kenne kein Gedicht von ihm, in dem ſich ein Gefühl auf eine naive, unbefangene Weiſe, ganz ohne Reflexion, ausſpräche, wie das z. B. bei Göthe geſchieht. Ich finde kein Liebeslied, in dem er ſagte, ſo iſt mir zu Muthe; kein Trinklied, welches der Wiederhall froher Geſelligkeit wäre; kein Gelegenheitsgedicht irgend einer Art, noch weniger jene maskirte Lyrik, die ſich in fremde Gemüthsart und in fremde Lage verſetzt und einen Ausdruck dafür ſucht, wenn man nicht etwa das eine Wanderlied dahin rechnen will, was doch kaum angeht, da ja ein Jeder gelegentlich die Rolle des Wanderers ſpielt. Sallets Liebeslieder ſind nichts als ein erſtauntes Nachſinnen über die Tiefe des weiblichen Gemüths (vgl. Wellentraum S. 17; der Himmel im Auge S. 18), oder Reflexionen über das Wechſelverhältniß zwiſchen Dichter und Geliebter (das holde Grab S. 19). Nimmt er den Pokal in die Hand, ſo ertönt entweder eine ernſte Lebensregel (Maiweinlied S. 15), oder er ſinnt über Wein und Poeſie nach und vergleicht beide, wie Uhland, mit einander, weil der Dichter auch im Frühling vor Lebensüberfluß weint und die heiße Sonne des Lebens ihn und ſeine Werke zur Freude der Sänger macht (Weinſtock und Dichter S. 12); oder, was in einem der ſchönſten Gedichte (der Rhein und die Reben S. 52) geſchieht, er gedenkt der Hügel, wo die Trauben wuchſen, ſieht im Geiſte die Ufer des Rheins aufſteigen, hört ſeine Sagen tönen und erzählt mährchenhaft, wie auch die edlen Fluten im Römer von Liebe, Kampf und Liedern alter Zeit Etwas wiſſen und darum Heldenkraft und Liebesglut im Blute entzünden. — Im Allgemeinen erſcheinen Menſchen nur durch Traum, Erinnerung, Gleichniß vermittelt, nicht unmittelbar in ihrer wahren Geſtalt gegenwärtig. Die Welt iſt dem Dichter ein ferner widerwärtiger Lärm, zu deſſen Schilderung er alle gellenden und krachenden

Mißlaute aufſucht (S. 43), während er den Wald mit vollen Glockentönen und mit allem ſanften Geſäuſel unſerer Sprache lobt.

Hierbei wird leicht ein Jeder an Tieck's Waldgeſang und Hörnerklang und an ſeine ganze Liederpoeſie denken, welche alle überſchwänglichen Naturempfindungen der Reihe nach durch maleriſche Klänge der Sprache wiederzugeben ſich bemüht. Es wäre mir lieb, wenn der Leſer ſich auch dabei erinnern wollte, wie überhaupt durch die Romantiker im Gegenſatz zu Göthe's naiver und rein objectiver Lyrik das reflectirende Sinnen, Träumen, Schwärmen in und über Natur, in unſere Literatur wieder eingeführt worden iſt und ſeit der Zeit bei einer großen Zahl von Dichtern auf die mannigfaltigſte Weiſe einen vollendeten Ausdruck gefunden hat. Denn in der That, zwiſchen Tieck, der am meiſten das Elementare, die Sinneneindrücke ſchildert, und darin zu wunder was für einer Einſicht in den Naturgeiſt gelangt zu ſein glaubt, bis zu Heine, der mit den Waffen der Romantik in das entgegengeſetzte Lager übergegangen iſt, und die Sprache des Traumes, die Uhland gebildet hatte, zum wunderbarſten Gipfel geführt hat, um ſie dann für eitle Lüge zu erklären, zieht ſich eine Reihe von Dichtern hin, welche alle dazu beigetragen haben, eine Sprache für das zu bilden, was im Gemüthe unſeres Dichters lag.

Die Lage, in welche Sallet dadurch als Kunſtjünger kam, war eine höchſt bedenkliche. Er hatte Vorgänger, deren Ton bis ins Herz der Nation gedrungen und deshalb kaum zu vermeiden war. Sie hatten aber faſt alle ihre Sangesweiſe bis zu einer ſo gefährlichen Höhe des Effects hinaufgetrieben, daß ſie darin nicht überboten werden konnten. Es war alſo gleich ſchwierig, mit Glück originell als nachahmend zu ſein, und zugleich ſich ſelbſt und einem Publicum zu genügen, welches in der Lyrik an die höchſten dramatiſchen Effecte gewöhnt war. Die größte Zahl der Altersgenoſſen Sallets iſt an der Löſung dieſer Aufgabe geſcheitert. Ihm ſelbſt gelang es wohl nach mancherlei Kampf, ſeinen eigenen Charakter zu bewahren, ſeinen eigenen Ausdruck zu finden und Schönheiten an den Tag zu fördern, die zu einer anderen Zeit Begeiſterung erweckt hätten; allein bei dem Publicum drang er mit ſeinen Jugendgedichten nicht durch, weil ſeine Eigenheit ſich zum Theil nur in einer Ermäßigung ſchon angeſchlagener Töne zeigte, zum Theil in Gedichten hervortrat, welche, von Effectſuchen, Schwung und Firniß weit entfernt, in einer Oppoſition

gegen den herrſchenden Geſchmack ſtanden, ohne doch zahlreich genug zu ſein, um zu imponiren.

An Tiek erinnern am entſchiedenſten außer dem oben angeführten Gedichte der Poſthornklang (S. 13) und der König Frühling (S. 61). In dem letztgenannten iſt humoriſtiſch die Natur belebt, indem Allem, was ſie bietet, menſchliche Zuſtände untergelegt ſind, ähnlich wie wenn phantaſiereichen Kindern im Dämmerſchein die Blätter der Bäume zu menſchlichen Geſtalten werden und der Wind, der ſie bewegt, vor ihren Augen luſtige Mährchen dichtet. Doch hat Tiek es freilich vor bunten Farbenlichtern nie zu einer ſo feinkörnigen Sprache, zu ſo plaſtiſchen Geſtalten gebracht, als es hier bei Sallet der Fall iſt, und nach einer ſo feinen ſchelmiſchen Perſonification, wie ſie hier das Mädchenlood in der Geſchichte von der Felſenquelle erfährt, würde man bei ihm vergeblich ſuchen. Im Poſthornklang iſt eine Situation in lyriſchen Apoſtrophen geſchildert. Jede Wendung, die hier vorkommt, dürfte bei Tiek wiederzufinden ſein. Aber kein Gedicht, welches ſo frei von müßigen Klängen ſich ſo fein windet und zum Schluſſe rundet. Tiek bleibt beim Ausmalen ſtehen. Hier iſt der pſychologiſche Gang zur Hauptſache geworden. — Auch in den andern Gedichten Sallets, welche von einer Situationsſchilderung ausgehen, tritt doch dieſe zuletzt gegen einen geiſtigeren Gehalt zurück. In der Muſik am Abend (S. 25) und in der Abendſtille (S. 10) iſt es ausgeſprochenermaßen die Sympathie zwiſchen dem Dichter und der Natur, die zur Darſtellung gebracht wird, worauf als auf eine Lieblingsvorſtellung unſeres Dichters, die auch ſonſt oft anklingt, wir gern im Vorbeigehen aufmerkſam machen. Selbſt da endlich, wo der Gegenſtand der Darſtellung nicht ein Gedanke, ſondern ein bloßes Gefühl iſt, wie in der Welt, ein Kindestraum (S. 43), verräth doch der Gang, der gewählt wird, für das Unausſprechliche einen Ausdruck zu finden, die Gedankentiefe des Dichters, der ſtatt in dem Materiellen der Natur unterzutauchen, kühnen Fluges ſich darüber zu erheben bereit iſt. Mit einem Worte, Tiek gegenüber, der im Naturleben ſich beruhigt, erſcheint Sallet als ein Dichter, der von einer blos poetiſchen zur wiſſenſchaftlichen Erfaſſung der Natur hinſtrebt und erſt im Erfaſſen des eigenen Ich und der höchſten Ideen vom Weltzuſammenhange eine Beruhigung finden ſollte.

Das Wanderlied (S. 23), welches ganz iſolirt daſteht, erinnert an Wilhelm Müller, nur iſt es etwas derber gehalten als

ſeine Wanderlieder und ſtimmt ſeiner kecken, unmetriſchen Zeilen und einzelner Diſſonanzen wegen, die im Uebermuth hineingeſtreut ſind, faſt noch mehr zu einigen Volksliedern der Art.

Die leicht beweglichen Strophen endlich der träumeriſch gehaltenen Gedichte, wie z. B. das Wunderland (S. 19), können ihre Verwandtſchaft mit dem Tone der modernſten ſentimentalen Lyrik, welche ſich an Heine geſchult hat, nicht verleugnen. Doch herrſcht hier nur der Schmelz und die Beweglichkeit des Meiſters und in etwas die Tändelei der Schule. Statt Liederlichkeit und Zerriſſenheit aber ein reiner Sinn, dem neben modernen Wendungen auch manche echt naive Stelle gelingt, und ein ſicheres Gemüth, welches auch im Träumen Ruhe und Freudigkeit beibehält. So hat auch Moſen Gedichte gemacht, welche im Formellen Aehnlichkeit mit Heine haben, dem Gehalt nach aber faſt im Gegenſatz zu ihm ſtehen.

Wie fern Sallet im Grunde dieſem modernen Weſen ſtand, das ihn doch, wie einen Jeden, der ihm nahe kommt, vorübergehend anflog, beweiſt wohl der Ernſt und die milde Feierlichkeit, die oft dazwiſchen durchbricht. Vor Allem aber einzelne Gedichte, die ſo ſchlichte und alterthümliche Klänge enthalten, daß wir uns leicht um mehr als ein Jahrhundert zurückverſetzt glauben. So wenn in dem Lebenslied (S. 4) der Lebensübermuth einer jugendlichen Bruſt im Frühlinge durch den in jeder Strophe ſich gleichmäßig wiederholenden Vorſatz, mit ſeinem eigenen Leben dem Reichthum der Natur zu entſprechen, ausgedrückt wird; oder wenn im Morgen (S. 22) mit der Naturandacht eines Brockes der Tagesanbruch als ein Bild der Allmacht und Barmherzigkeit Gottes begrüßt wird, und es da heißt:

Es ſteigt von ungeſeh'nem Chor
Der Lerchen Sang zum Herrn empor
In jubelnden Gebeten.

Und alldurchdringend blitzt der Strahl,
Er gleitet in das ſtille Thal,
Was er berührt, das ſcheinet;
Er trifft ein niedres Hüttendach,
Wo grab' ein treues Herze brach,
Das lang' umſonſt geweinet.

Oder wenn in der Ermunterung (S. 28) die Freude der Natur dem Traurigen entgegengehalten wird, der ſeine Bruſt der Sonne Licht, dem Gottesgruß vermauert, und ihm zugerufen wird:

Der Gott, der solche Tage schuf,
Der schafft es auch geschwinde,
Daß seiner Schöpfung Wonneruf
In Dir ein Echo finde.

Dann wird sein Wort: Es werde Licht!
Durch Deine Brust auch klingen,
Drin Blüthenluft die Knospen bricht,
Und hell die Bächlein springen.

Hieran läßt sich ihrem Inhalte nach die Verzauberung (S. 31) anreihen, besonders wenn man annimmt, daß die in ihr sich wiederholenden Versicherungen, die Ahnung des Morgenroths, der Rose, der Sterne und des Sonnenlichtes würde ihn in keiner Tiefe der Erde verlassen, auf ein Jenseits zu beziehen sind. Ich thue es ohne Bedenken und glaube, wie jenes Lebenslied den Vorsatz des Lebens, so spricht dieses den Vorsatz des Glaubens und der Hoffnung aus, den ebenfalls die Freude an der Natur in dem Dichter erweckt. Es berechtigt mich dazu der Umstand, daß sich in mehreren der früheren Gedichte Sallets eine Anhänglichkeit an einzelne Dogmen der Kirche, besonders den Unsterblichkeitsglauben ausspricht. Will man das Begräbniß der Rose (S. 6) nicht rechnen, so wird man wenigstens die Schlußverse des Maiweinliedes (S. 15) anführen müssen:

Jugendlusterinnerung
Wird zur frohen Hoffnung dann,
Daß ihr jenseits wieder jung
Kündet sie euch jubelnd an.
Aus des Grabes dunklem Haus
Werden neue Blüthen sprossen,
Unverwelklich, lichtumflossen;
Darauf trinkt die Gläser aus.

Im alten Dichter (S. 33) wird verlangt, daß jede Gestalt, die der Dichter schafft, von einem Schimmer aus dem Jenseits verklärt werde, und das kleine Gedicht: die erwachte Rose (S. 38) erhält für denjenigen, der Schön Irla gelesen hat, fast unausbleiblich den Sinn, daß das dichterische Gemüth, das vom Jenseits träumt, die Knospe ist, welche einst aufgebrochen leise flüstert:

Ist mir's doch gar,
Als hätt' ich das Alles schon einmal erlebt.

Auch aus späteren Zeugnissen dürfte es nicht schwer sein, zu beweisen, daß im Grunde des Herzens bei dem Verfasser des Laienevangeliums

ununterbrochen eine tüchtige Frömmigkeit geherrſcht hat, die ſich urſprünglich auf einen der Kirche mehr analogen Glauben gründet, ohne daß ſie je gerade einen orthodoxen Charakter gehabt hat.

Nun weiß ich wohl, daß viele von den Männern, welche ſich für Geiſtesverwandte von Sallet halten, ein Aergerniß daran nehmen werden, daß ich ihn fromm nenne und das Wort mit Wohlgefallen ausſpreche. Ich thue das aber mit Fleiß, weil es ganz beſtimmt eine Seite unſeres verſtorbenen Freundes bezeichnet und es dummes Zeug iſt, die Frömmigkeit für antiquirt und ein Reſiduum der Romantik zu erklären, wie jene gethan haben. Sallet war fromm, als er im Einverſtändniß mit dem Kirchenglauben war. Er war fromm, als ihm die Philoſophie an deſſen Stelle getreten war, und er würde es auch geblieben ſein, wenn er dieſe aufgegeben hätte. Denn die Frömmigkeit iſt eine Sache des Charakters. Disputirt ihr Einem den perſönlichen Gott fort, ſo richtet ſich ſeine Frömmigkeit auf das Abſolute; verleidet ihr ihm auch das, auf den Staat, als den großen Körper, in dem er lebt; zerſtört ihr den, auf die Familie; und hätte auch ſie aufgehört, auf Freunde und Genoſſen. Denn die Frömmigkeit iſt nichts Anderes als die freudige und dankbare Anerkennung deſſen, was uns hält und trägt. Sie iſt eine Frucht der Beſonnenheit, die das eigene Ich in Schranken hält und gegen das Höhere zurücktreten läßt. Sie wird nur mit der Beſonnenheit ſelbſt verſchwinden und darum hoffentlich noch recht lange eine Eigenſchaft unſeres Volkes bleiben. Nur mag ſie rüſtig und tüchtig ſein und den Charakter ſtählen und ſtärken, nicht aber ihn ſchwächen und entnerven. Gilt uns Luther als Normaldeutſcher, ſo können wir uns ihrer wohl als Nationaleigenſchaft rühmen und können von Sallet ſagen, daß er in dieſer, wie auch in anderen Beziehungen ſich als einen echten Sohn ſeines Volkes bewährt hat.

Es iſt ſonderbar, daß es den Deutſchthümlern nie auffällt, wenn einmal unaffectirt etwas rein Deutſches zu Tage kommt!

Man wird Sallet nicht in ihren Orden rechnen. Auch die eifrigſten Inquiſitoren der Romantik würden bei ihm keinen Ausdruck eines ungerechten Haſſes gegen andere Nationen, eitler Vorliebe für die deutſche finden. Aber deutſch iſt er durch und durch. Ich kenne kaum einen zweiten Schriftſteller in unſeren Tagen, der, ohne mit den Fremden unbekannt zu ſein, ſo wenig die Verſuchung gefühlt hat, ihnen nachzuahmen oder ſeinen Ruhm in einer anderen Vor-

trefflichkeit zu ſuchen, als in einer ſolchen, welche gerade dem Deutſchen zu erreichen beſonders verliehen iſt.

Denn in eine tüchtige Frömmigkeit, derbe Offenheit und übermüthige Tapferkeit kann man doch wohl den deutſchen Mannescharakter ſetzen. In Betreff der Literatur aber wird man ſich nicht verhehlen, daß viele ihrer glänzendſten Leiſtungen nur durch geſchickte Aneignung fremder Eigenſchaften gelungen ſind, und wo von hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten rein deutſcher Kunſt die Rede iſt, nur Gedankenreichthum, Kraft und gewiſſenhafte Tüchtigkeit in der Ausführung genannt werden können. Jener Charakter nun iſt von unſerem Dichter bei ſeinem weiteren Leben aufs entſchiedenſte ausgebildet worden, und dieſe Vorzüge zu erreichen hat er ſpäter nicht blos Glanz und Zierlichkeit, ſondern ſelbſt Wohllaut und Formvollendung, die er gar wohl zu erreichen wußte, hintenangeſetzt.

Auch unter den Gedichten unſerer Abtheilung ſind einzelne, welche ſchon den Uebergang zur größeren Herbheit der ſpäteren machen, und darunter iſt gerade, intereſſant genug, das vorzüglichſte eines (der Rhein und ſeine Boten S. 55), welches dem Preiſe der altdeutſchen Tugenden, der Frauenverehrung, der Heiterkeit, des Tiefſinnes und der Thatkraft gewidmet iſt. Hier tritt uns, beſonders auf der letzten Seite, ſchon ganz der ſpätere Sallet entgegen, der aus voller Bruſt die bitteren Scheltworte ausſchickt, um ſeine Nation aufzuſchütteln und zu Männlichkeit und Thatkraft zu entflammen. — Im Allgemeinen indeſſen iſt dem Naturleben die Tendenz, nach Außen zu wirken, noch ganz und jenes Streben nach Kraft wenigſtens ziemlich fremd. Wenn man ſeinen Charakter nach der Mehrzahl der hierher gehörigen Gedichte beſtimmt, ſo kann man ihn nicht ſowohl in den Uebergang von Naturgefühlen zur moraliſchen Lehre, oder zur wiſſenſchaftlichen Naturbetrachtung ſetzen, obgleich beides vorkommt; als vielmehr in den Uebergang zum eigentlichen Mährchen. Nicht die moraliſche Ueberzeugung, nicht die Reflexion, die zum Weſen der Dinge zu dringen ſucht, ſondern die Phantaſie hat das Uebergewicht, welche mit den Dingen oder eigentlich mit ſich ſelbſt ſpielt und auch, wo ſie tiefſinnig iſt, tändelt.

Das Weſen des Mährchens beſteht darin, daß es die Phantaſie durch fremdartige Dinge und durch eine fremdartige Verknüpfung der Ereigniſſe unterhält. Gewöhnlich iſt es nicht blos wunderbar, d. h. es verſetzt uns nicht blos in eine andere Welt, ſondern es ſtellt

dieſe Welt auch als eine ſich ſelbſt widerſprechende dar und wird dadurch auch wunderlich und komiſch. Die Volksmährchen haben ihren Stoff theils aus heidniſchen Mythen, die ihren richtigen Zuſammenhang verloren haben, theils aus Sagen, welche von ihren localen und hiſtoriſchen Beziehungen abgelöſt und dadurch unverſtändlich geworden ſind. Dem neueren Dichter ſtehen nun jene alten Stoffe ebenfalls zu Gebote, er kann aber auch, da er weiß, daß hier Willkür herrſcht, frei ſeine Phantaſie walten laſſen. So iſt es gekommen, daß das Mährchen neben ſeinem alten Urſprunge gleichſam noch einen zweiten aus der Naturbetrachtung gewonnen hat. Denn da der Menſch allem Natürlichen bei reger Phantaſie, um es zu ſchildern und zu verſinnlichen, menſchliche Gefühle, Abſichten, Schwächen und Tugenden beilegt, ſo ſchafft er ſich ſelbſt unbewußt eine fremdartige Welt. Ein Naturding handelt und denkt in einem Augenblicke wie ein Menſch, das iſt wunderbar. Die menſchliche Seele, die wir nun vor uns zu ſehen glauben, fügt ſich aber in die Eigenſchaften des Dinges und handelt im nächſten Augenblick dieſen gemäß, das iſt wunderlich. Es bedurfte nur des Bewußtſeins über die zwei ſich durchkreuzenden Richtungen und daß man ſie beide feſthielt und mit Abſicht verfolgte, ſo war ein vortrefflicher Mährchenſtoff gefunden. Bei Sallet kann man den Fortſchritt von Gleichniß und poetiſcher Naturdeutung bis zu dieſer epiſchen Erweiterung faſt Stufe für Stufe verfolgen. Während in dem lieblichen Gedichte Zephyr und Roſe (S. 39) der wirkliche Verkehr zwiſchen Zephyr und Roſe nur verſinnlicht und durch einen poetiſchen Hauch dem Gemüthe des Menſchen verſtändlich gemacht wird, und in der Sternſchnuppe (S. 5) nur eine Naturerſcheinung ſagenhaft erklärt wird, tritt in anderen Gedichten, wie z. B. im König Frühling und im Herrn Specht (S. 41) die Perſonification von Naturdingen ſo ſtark hervor, daß ſich nicht mehr aus dem unmittelbaren Eindrucke derſelben, ſondern nur aus willkürlichen Erweiterungen die dadurch veranlaßten Vergleichungen erklären laſſen. Der Frühling zieht als ein König ins Land, iſt für den Lyriker eine ſich ihm aufdrängende Wahrheit. Denkt man nun aber, was ein König Alles zu thun hat und malt man aus, was im Frühjahr Alles geſchieht und ſucht dieſe beiden Seiten zur Congruenz zu bringen, ſo kann es nicht fehlen, daß fremdartige Dinge zu Tage kommen und der Dichter ſchmunzelnd ſeiner eigenen Willkür inne wird. Doch iſt bis zum wahren Mährchen noch ein Schritt.

Er ist in dem Gedichte Mährchen (S. 49) und das Begräbniß der Rose (S. 6) geschehen, indem hier von der zur Deutung von Naturerscheinungen fingirten Geisterwelt Dinge erzählt werden, denen in der Erscheinung selbst nichts entspricht und Erscheinungen fingirt werden, welche nur durch die Annahme bestimmter Sympathieen in der Natur gerechtfertigt sind; also in beiden Fällen der bewußte Schritt aus der Wirklichkeit hinaus geschehen ist, während in jenen oben genannten Gedichten wohl der eine Fuß über die Grenze trat, der andere aber nicht nachgezogen wurde. — Im Johanniswürmerprinz (S. 74) hat Sallet einen volksthümlichen Mährchenstoff, das Elfenleben, ausgebeutet, dessen höchstes Interesse in dem eigenen Gegensatz zwischen der scheinbar menschlichen Natur dieser Wesen und den durch ihre kleine Figur veranlaßten, ganz von denen der Menschen verschiedenen Verhältnissen zu den einzelnen Naturdingen liegt. Doch ruht auch die Entstehung dieser ganzen Geschichte wieder auf einer Naturdeutung, daß nämlich die Johanniswürmer Elfen seien, und in der Schilderung des Lebens der Schmetterlinge begegnet uns wieder eine jener mit Bewußtsein und kecker Laune ausgeführten Personificationen, von denen wir schon einmal bemerkten, daß sie unserem Dichter ganz vortrefflich gelingen.

Irre ich mich nicht, so ist das Mährchen unter allen phantastischen Gattungen der Poesie diejenige, welche sich allein mit einem scharfen und klaren Verstande verträgt, weil sie nicht die Wirklichkeit entstellt, sondern sich mit Bewußtsein von ihr lossagt. So erkläre ich mir wenigstens, wie der klare und verständige Sallet eine so entschiedene Freude am Mährchen haben und gerade ihm eine Zeit lang seine besten poetischen Kräfte zuwenden konnte.

---

Auch das von Sallet abgesondert herausgegebene Gedicht Schön Irla ist von ihm ein Mährchen genannt worden. Doch hat es mit dem, was unser Dichter sonst Mährchenhaftes geschaffen hat, wenig gemein und verlangt deshalb auch eine ganz besondere Betrachtung.

Nach des Dichters eigener Aussage gab ein schwedisches Wiegenlied dazu die Veranlassung, dessen eigenthümliche Melodie ihm lange im Ohre klang, ihn in die nordische Schneewelt versetzte und seine Phantasie zu wunderbaren Gebilden aufregte. Es ist dem angemessen, daß kein eigentlich epischer Zug darin ist, sondern das ganze Gedicht in

einem ſo hohen Grade einen muſikaliſchen Charakter angenommen hat, daß es ſich füglich als eine Symphonie in Worten bezeichnen ließe. Nicht an äußeren ſichtbaren Geſtalten wird, wie in andern Mährchen, die Phantaſie hier fortgeleitet, ſondern alle Schilderung geht unter in Empfindungen, und aus phantaſtiſch verbundenen Ereigniſſen läßt ſich als wahrer Kern die Darſtellung einer Reihe von Seelenzuſtänden. Wir können, wie bei einem Muſikſtücke, einen Grundton angeben, aus dem ſich Alles entwickelt; wir können auch mit Leichtigkeit jene Symmetrie und architektoniſche Gliederung wahrnehmen, welche einem Tonſtücke eigen iſt. Wir werden in den Zuſtand des Schlafwachens eingeführt, in dem Träumen und Denken mit einander ringen. Beide ſind dem Dichter eigenthümliche Welten, welche ſich abwechſelnd der Seele bemächtigen. Zuerſt führt er uns den dumpfen, trüben Zuſtand der Schlafloſigkeit allein, dann den lieblichen Traum ungeſtört vor, ehe er dieſen erſt durch das Wachen unterbrechen, dann beide ernſtlich mit einander ringen läßt. Das Ergebniß eines ſolchen Kampfes iſt gewöhnlich, daß der Traum entſchwebt und ſich beim Morgenlicht das Halbwachen ins volle friſche Wachen und Denken auflöſt. Der Schluß unſeres Mährchens mußte wohl ein ähnlicher ſein; doch iſt es hier das Traumleben ſelbſt, welches ſich zur Wirklichkeit geſtaltet. Eine kurze erzählende Stelle tritt aus den muſikaliſchen Tönen heraus und verkündet das. Das Halbwachen dagegen verſchwebt wie der eigentliche Traum.

Der Faden der Erzählung ſelbſt iſt ſehr einfach. Der Traum eines Engels im Paradieſe kommt als ein Bote auf die Erde zu Schön Irla, die in einer Hütte im hohen Norden liegt, und erweckt in ihr die Ahnung des Paradieſes und aller irdiſchen Schönheit, die den Menſchen mit Wonne erfüllen kann. Ihre Seele erhebt ſich im Traume, durchlebt alle Zuſtände der Welt, die des Menſchen Sehnſucht erregen, und dringt bis an die Demantwand, welche den Aufenthalt der Seligen umſchließt. Vor der Macht ihres Schmerzes weicht auch dieſes Hinderniß ihrer Vereinigung mit dem Engel. Sie liegt erwacht in ſeinem Arm. Die Seele hat ſich aus der irdiſchen Hülle gelöſt. — Darin liegt nun offenbar nicht viel, was uns als Stoff beſonders intereſſiren kann. Der Dichter erweckt weder für den Engel, noch für Irla unſere Theilnahme. Sie bleiben uns als Perſonen ganz fremd und es iſt nicht gut möglich, ſich über ihre Vereinigung, wie über die eines anderen liebenden Paares, beſonders zu

freuen. Die ganze Erzählung hat eine Bedeutung faſt nur als Rahmen für die lyriſchen Schilderungen menſchlicher Situationen und Seelenzuſtände, ähnlich wie das etwa bei dem Alexanderfeſte von Dryden der Fall iſt, welches Haydn componirt hat. Man könnte ſich verſucht fühlen, unſer ganzes Gedicht ebenfalls blos für einen künſtlichen lyriſchen Blumenſtrauß zu halten, in dem der Dichter nur von allen Beeten des Gartens das Schönſte habe zuſammenfaſſen wollen, wenn uns nicht die ſorgfältige Anlage des Ganzen und die Andeutungen, welche in ernſt feierlichen Stellen gegeben werden, auf eine tiefere Idee führten.

Vergleicht man nämlich die Stellen, in welchen Schön Irla ſpricht, ſo wird man leicht gewahr, daß hier der Dichter mit Bewußtſein in ſich ſelbſt hinein blickt und in dem Verhältniß der verſchiedenen Arten des geiſtigen Genuſſes zu einander zugleich das Verhältniß, in dem er ſelbſt zu ihnen als Dichter ſteht, mit abſpiegelt. Es iſt alſo die Dichterſeele, welche uns dargeſtellt wird, wie ſie mit ihren Liedern bis an die Pforten des Paradieſes vordringt, indem ſie ſich von einer Stufe zur anderen aufſchwingt und dadurch über ſich ſelbſt und den Inhalt ihres eigenen Verlangens Klarheit gewinnt. Noch näher bezeichnend könnte man ſagen, es iſt die Sehnſucht des Dichters nach dem Ideal, die erſt leiſe erwacht, dann zum höchſten Schmerz ſich ſteigert und endlich ihre Befriedigung findet.

In der Botſchaft des Engels iſt natürlich von dieſer inneren Entwicklung noch nichts enthalten. Das Paradies hat keine beſtimmte Geſtalt und die Stationen ſeiner Reiſe ſind nicht mehr und nicht weniger, als die irdiſchen Räume, welche die Sehnſucht des Menſchen erregen und ſein inneres Leben frei machen. Es iſt wirklich nur das Südland mit ſeinen Palmen, das Meer mit dem Geſange ſeiner Wellen, der dunkele Wald mit der Nachtigall, dem Kukuk und dem muntern Chor der Vögel, die Wieſe endlich mit den wunderbar blickenden Blumen, welche ſich uns darſtellen. Was ſie ſagen iſt nur der Ausdruck des Reizes, den ſie wirklich für den Menſchen haben. Sobald aber Schön Irla ihre Reiſe antritt, wird das ganz anders. Die Geſänge, welche ſie empfangen, ſind Darſtellungen von Gemüthszuſtänden und ihre Antworten Reflexionen darüber. Die Wieſenblumen preiſen die Freude an der Natur, den Genuß eines im Anſchauen verſunkenen Daſeins, welches, von Gedanken ungetrübt, unbeſorgt um die finſteren Räthſel der Nacht, nur in einem dank-

baren kindlichen Aufblicken zur mütterlichen Huld beſteht. Im Dämmerwalde webt in ſich verſunkenes Sinnen, Träumen, Denken. Die Bäume, Blumen und Vögel ſprechen das Glück der Einkehr in ſich ſelbſt, des Ahnens, des Schmerzes und des Glaubens und ihres reichen Lebens und Wechſelns in ſtetem „Erkranken und Geſunden" aus.

Das Meer bezeichnet die Ruhe des Geiſtes, die Erhebung über das Einzelne, das Abſtreifen des Schwankens und der Unſicherheit, das Aufgeben aller jener ſtets wechſelnden Bemühungen und Stimmungen, wie ich es etwa in Göthe's ſpäteren Schriften finden möchte. Der Süd endlich iſt das Bild des Lebens in ſeiner vollſten Intenſität, der quellenden ſchaffenden Kraft und Thätigkeit. Die bunten Vögel ſingen:

Hier kein Ahnen und kein Hoffen —
Schwellende Befriedigung;
Lebensüberfluß liegt offen,
Reife Fülle, ewig jung.

Charakteriſtiſch für unſeren Dichter klagt Schön Irla auf der Sonnenwieſe in elegiſchen Tönen, daß es ihr nicht möglich ſei, von den Dingen froh zu ſingen, die ſie um ſich ſo lieblich ſieht, und eilt flüchtig vorüber. Im Dämmerwald, der ſo ziemlich den Ton bezeichnet, den wir im Naturleben kennen gelernt haben, verweilt ſie am längſten, fühlt ſich heimiſch und wird faſt nur durch den Machtſpruch „Waldesnacht iſt nicht das All" weiter getrieben. Auf dem Meere fühlt ſie, daß Ruhe nur theuer erkauft wird. Mit den Worten

Wohl mag klare Stille
Tiefbedeutend ſein,
Doch lebend'ger Wille
Schläft zum Tode ein

wendet ſie ſich davon ab. Die Welt erſcheint ihr ſelbſt nicht als ein ruhiges Sein, ſondern als ein lebendiges Werden und Schaffen. Sie will nicht außerhalb, ſondern mitten darin ſtehen. Damit ſtimmt der Süd überein, allein

Irla, von des Lebensſtromes
Schwall umwogt und überfluthet,
Fühlt im Sitz des Palmendomes
Sich zum Sange faſt entmuthet,

nur zu kurzem Liede erhebt ſie ſich und auch in ihm bricht die letzte Sehnſucht nach der Vereinigung mit dem Engel ſchon durch. Das Paradies tritt uns nun näher als der Wunderort, an dem „die unverfälſchten Worte prangen, wie ſie Gott zuerſt geſprochen". Alle irdiſchen Wünſche gehen im Verlangen nach dem Jenſeits unter:

Wie ſie hold ſich fortgezogen fühlt,
War ihr keine Erdenpracht genug;
Wo das Meer in ew'gen Wogen wühlt,
Nicht ermattete der Sehnſucht Flug.

Wieſenwonne, Waldesahnen tief,
Ob ſie auch es pries in Liebesdrang;
War es nur, weil leiſes Mahnen rief:
Stärke dich zu Gott geweihtrem Sang!

Vollſte Erdenwonne ſog ich ein,
Einſt zu tragen Himmelswonnenlaſt;
Doch der heißen Luft entflog ich rein,
Der Verkündung folgend ohne Raſt.

Als höchſtes Ziel der Poeſie erſcheint es die Demantwand zu zertrümmern, welche beide Welten trennt, und in ſich Himmel und Erde verſöhnend zu vereinen.

Hiermit ſind wir in unſerer Entwickelung bis zu einem Punkte gelangt, von dem aus ſich ein neues Licht über unſer ganzes Mährchen verbreitet. Wir ſehen nun, Schön Jela's Zuſtand im Norden iſt das Loos der Menſchheit auf Erden. Die Poeſie iſt das Hereinragen einer jenſeitigen Welt in die dieſſeitige. Der Verkehr zwiſchen beiden wird durch eine Seelenſympathie bewirkt. Das Loos, welches dem Dichter dabei zu Theil wird, bezeichnet das doppelte Gleichniß: Eine kriſtallene Schaale beginnt, wenn der rechte Ton geſungen wird, mit einzuſtimmen und zerſpringt, ſobald ſie ihn vollſtändig hervorgebracht hat. Eine Roſenknospe erſchließt ihren Schoos den Strahlen der Sonne, haucht ihren Duft aus und entblättert ſich dabei. Nicht der Dichter gelangt nach Eden, von woher ihm die Botſchaft kam, ſein Loos iſt zu ſingen: „Weil ich treu war, trifft mich ew'ger Schmerz", bis er ganz in Tönen hinfließt, dann bringt ſein Lied allgewaltig durch die Demantmauer.

Lebe wohl, und zage nicht,
Wenn dir's Herz die Sage bricht.

Herz muß ſpringen, Wange bleichen —
Klang und Duft nach Eden weichen.

Aus dem Mährchen iſt uns ſo unter den Händen eine myſtiſche Allegorie geworden, die nicht aus der harmloſen Freude an den Spielen der Phantaſie ihren Urſprung genommen hat, ſondern weſentlich auf dem Boden jener Stimmungen ruht, welche aus dem lebendigen

Gefühle eines Gegenſatzes zwiſchen Leben und Kunſt bei unſeren modernen Dichtern entſtanden ſind. Das erleichtert uns den Uebergang zu jenem zweiten Abſchnitte der lyriſchen Gedichte unſeres Sallet, welche er ſelbſt mit dem Titel Zerriſſenheit belegt hat.

---

Hier begleiten wir ihn durch eine Zeit, in der das harmloſe Sinnen, Träumen und Denken aufhört und das Gemüth ernſtliche Kämpfe in ſich ſelbſt zu beſtehen hat. Die epidemiſche Krankheit der Zeit befällt ihn, wir ſehen die Kriſis und die Geneſung, und den Patienten als einen neuen Menſchen erſtehen. Abſichtslos hat der Dichter in Fragmenten eine Krankengeſchichte geliefert, deren Verlauf ihm beim Ordnen wohl klar geworden iſt.

In dem Einleitungsgedichte deuten die letzten Zeilen:

Unkraut iſt durch euch gekommen,
Darum ſollt ihr's ſelbſt auch jäten

entſchieden an, daß die Welt es war, die unſern Träumer ſtörte und ſein Inneres beunruhigte. Das folgende Dumpfheit zeigt die unmittelbare Wirkung dieſer Störung. Wehmüthig blickt der Dichter auf die ihm nun wüſt gewordenen Räume der Natur, die ihn nicht mehr wie ſonſt mit Andacht und Freude erfüllen. Der träumeriſche Verkehr mit Bäumen und Blumen iſt für immer aufgegeben.

Darin unterſcheidet ſich nun ſogleich Sallet von Heine und ſeinen Anhängern, daß ſein erſter Schritt auf dem Wege der Schmerzen iſt, das aufzugeben, was ihm als leer erſcheint; während Heine mit dem vollen Bewußtſein der Unwahrheit der romantiſchen Träume an ihnen feſthält, ſie wie Seifenblaſen aufſteigen läßt und ſich freut, wenn ſie zerplatzen. Sallet ringt nach einer Erlöſung. Heine konnte ſie bei ſeiner Lügenkunſt gar nicht brauchen, oder hätte ſie gar verleugnet, wenn ſie ihm gekommen wäre.

Indem ferner Sallet mit ernſtem Verſtande ſeine eigenen Zuſtände betrachtet, iſt er weit davon entfernt, die Zerriſſenheit, wie Heine, als einen Wechſel der Stimmungen in ſich ſelbſt darzuſtellen. Er giebt uns immer nur eine Stimmung, die Permanenz gewinnt, oder betrachtet die Zerriſſenheit, wie ſie uns in den Geſchichten bekannter Perſonen objectiv entgegentritt. Er ſtellt wohl im Gleichniß die zweifelhafte Lage der Menſchheit, das Eitle alles höchſten Strebens, das Thörichte der Hoffnung dar, oder er erhebt ſich aus der

Dumpfheit wieder zur Sehnſucht nach einer beſſeren Zeit, oder er zeigt den aus der Verzweiflung erblühenden Uebermuth; aber aus dem Glauben plötzlich in den Unglauben, aus ſüßen Träumen in Hohngelächter überzugehen, fällt ihm nicht ein. Sallet iſt in inneren Zwieſpalt gerathen, aber er hat darüber nicht die innere Haltung und die Beſonnenheit verloren, die dazu gehört, um ſich ſelbſt zu retten.

Gehen wir auf den Inhalt der einzelnen Gedichte ein, ſo offenbart ſich, daß die Zerfallenheit des Dichters mit ſich ſelbſt aus einem zwiefachen Grunde entſprang und daß demgemäß auch eine zwiefache Entwickelung und Löſung unterſchieden werden muß.

Der erſte iſt religiöſer Zweifel, der zweite die Unmöglichkeit, ſich mit der wirklichen Welt zu befreunden.

Jener ſpricht ſich zuerſt in dem Gedicht: der Wanderer aus. Auf dem Felſengipfel, wo alles Leben erſtorben iſt, ſteht im dichten Nebel ein Mann und blickt hinab in die Tiefe. Die Sonne bricht einen Augenblick hervor und beleuchtet ein liebliches Thal und darin einen ſtrahlenden Dom. Aber bald wälzen ſich die Wolken wieder vor und Alles iſt verſchwunden. — Aus der Verzweiflung entſteht Trotz und titaniſcher Uebermuth, der ſich in wüſten Phantaſieen Luft macht. Glockenzeche. Muß ich vergehen, — ruft er im Vulkanenlied — ſo ſei's im Glutenfeſte.

Die Todesfackel will ich furchtbar zünden,
Von Donnern ſei das Requiem geſungen,
Des Himmels Blitze lad' ich all' zu Gaſte.

Als Komet verſucht der Dichter zerſtörend auf eigenen Bahnen durch das Weltall zu fahren; aber bald fühlt er, daß er ſo nur Mißklang in reine Chöre bringt und nutzlos ſeines Buſens Gluten ausſtreut. Damit iſt das Zeichen der Umkehr gegeben. In Trotz und Vernichtungswuth ſelbſt ergreift ihn der Schrecken und ängſtlich ruft er zum Urgeiſt:

Herr, Herr! jetzt laß mich tief empfinden nur,
Wie Nichts ich bin, als deine Creatur!

Und allgemach legen ſich die Sturmeswogen. Titanentraum. Die Ahnung tritt — in der Fortdauer — hervor, daß auch ohne ein Jenſeits das menſchliche Leben ſich auf eine befriedigende Weiſe in ſich ſelbſt abſchließe und vollende. Die Möglichkeit wird deutlich, wie der denkende Geiſt in ſich ſelbſt eine neue religiöſe Ueberzeugung

gewinnen kann. Damit kehrt die Frömmigkeit wieder in den Buſen ein. Der Dichter ſingt — in der Sühne —

Ja ich fühl's! Beim Klang der Lieder
Löſt der Kampf ſich allgemach,
Leis und licht erbaut ſich wieder,
Was in Schutt und Nacht zerbrach.

Jetzt iſt alle Angſt vergeſſen,
Weggeworfen alle Laſt,
Und ich werde, wie vordeſſen,
Als du mich geſchaffen haſt.

Gott, ſo laſſe du dich nieder!
Thor iſt offen, Schwelle rein.
Zieh' in deinen Tempel wieder,
Zieh' in Haupt und Herz mir ein.

In der Verſöhnung — endlich erkennt er, auf ſeine eigene Bahn zurückblickend, die Gewalt Gottes, die ihn wider ſeinen Willen gelenkt hat, und fühlt ſich freudig im Schooße der Liebe.

Wo du deine Bahn auch lenkeſt,
Vorgezeichnet war ſie dort;
Was du ſündig auch erdenkeſt,
Dennoch iſt's ein Gotteswort.

Deinen Trotz wird Gott gebrauchen,
Daß du ſtark dich an ihm ringſt.
Deines Haſſes Glut wird rauchen,
Bis als lautres Erz du klingſt.

Vor den Fuß warfſt du der Liebe,
Was ſie willig dir geſchenkt.
Wähnſt du, kein Verſöhnen bliebe?
Liebe wird ja nicht gekränkt.

Tritt'ſt du auch mit kind'ſchem Walten
Jetzt noch mit den Füßen drauf,
Endlich mußt du's doch behalten,
Denn die Liebe zwingt dir's auf.

Hoffe nicht, durch Gottverhöhnung
Frei und groß verdammt zu ſein;
Dich verfolget die Verſöhnung,
Groß und frei macht ſie allein.

Ewigkeit wird dich umkreiſen,
Wo auch Byron kniet und liebt,
Und beſchämt wirſt du lobpreiſen,
Daß es keine Hölle giebt.

Somit iſt ein völlig beruhigender Abſchluß erreicht. Der Dichter fühlt ſich wieder eins mit Gott und alle Zweifel haben nur zu einer neuen tiefer begründeten Ueberzeugung geführt, deren Inhalt wir ſpäter näher kennen zu lernen Veranlaſſung haben werden.

Der Zwieſpalt des Dichters mit der Welt dagegen nimmt ein ganz anderes Ende. Er ſpricht ſich anfangs — in dem Gebannten, der Entweichung und dem Traum — in einem düſtern, faſt mit zu craſſen Farben geſchilderten Unmuthe aus, deſſen Grund uns nicht ganz klar wird. Das Leben wird als eine Gefangenſchaft in feuchter kalter Höhle, als ein Ritt verkehrt auf lahmen Eſel, als die mühſame Wüſtenreiſe des Kameels, das unter ſchweren Laſten ächzt, dargeſtellt. Nur in der Hoffnung auf ein Jenſeits, oder im Traum, oder in der Vorſtellung einer glücklichen Entweichung zu einem ſeligen Aufenthalte, ſoll ein Troſt beſtehen. Stellen wie:

Einſt haſt du ausgeträumt und wirſt erwachen,
Ein buntes Vöglein, wirſt du hin dich ſchwingen,
Wo Roſen blüh'n und Nachtigallen ſingen,
Und, ewig froh, dir Flur und Sonne lachen.

Und dann:

Jeder Zwieſpalt iſt verſöhnet,
Löſung jedem Räthſel funden,
Da das All zuſammentönet,
Durch mein tiefſtes Lied verbunden.

erinnern dabei auf das lebhafteſte an die in Schön Irla entwickelten Ideen. — In ſpäteren Gedichten tritt aber ein beſonnener und kalter Ton ein. Der Dichter ſcheint mit Ruhe ſein eigenes Recht der Welt gegenüber zu erwägen, wie er oben ſein Recht Gott gegenüber erwog. Nun ſieht er im Beiſpiel des Don Quixote, wie die Begeiſterung nur darum verrückt geſcholten wird, weil die Welt erbärmlich ſtill ſitzen und ſchlafen will, während ihr doch der Verſtand, der Sancho Panſa, nachſchleicht und auf Gewinn lauert. Er findet ſchmunzelnd im Beiſpiel Taſſo's, daß die Welt, welche dieſen Tollen unſterblich gemacht und den geſcheidten Alphons nur wie die ſchwarze Schnuppe an dieſem hellen Lichte betrachtet, an ihre eigenen

Begriffe vom Werth und Unwerth der Dinge nicht glaubt; und wie er in Shakespear's Sturm den plumpen Kaliban und den flüchtigen Ariel betrachtet, lobt er ironisch wohl den praktisch klugen Prospero, der beide benützt; allein im poetischen Uebermuth schließt er:

Doch ade, ade für immer
Kaliban und Prospero!
Ariel, dich laß' ich nimmer.
Durch die Lüfte frisch und froh.

Statt also von dem Idealismus, der aus einem abgeschlossenen Insichleben entsteht, der Welt gegenüber, der klugen, abzustehen, wird der Dichter durch den Kampf nur in ihm bestärkt. Er fühlt aufs neue — in der Gestörtheit — die Nothwendigkeit, sich von der Welt abzuschließen und sein Inneres rein zu erhalten. Allein bei dieser neuen Einkehr in sich ist er nicht mehr der alte bewußtlose Träumer. Er weiß jetzt, daß eine leere Welt um ihn ist und daß er sich ihr gegenüber zusammenraffen, zu Etwas machen und sie dann mit seinem eignen Gehalt erfüllen muß. „Wir haben All' in Wittenberg studirt, wie jener fette Prinz aus Dänemark," ruft er aus. „Der hohen Vorzeit kriegerische Gestalt ist uns nur ein dräuendes Gespenst:"

In Bildung schwimmen wir zum Ueberdruß,
Zum Selbstmord trieb' uns Uebersättigtheit,
Wenn's nicht bequemer wär', in Wertergluß
Schwatzen von Selbstmord und Zerrissenheit.

Es gilt also, sich zu einem ernsten, männlichen Charakter auszubilden, der in Thaten lebt. Dann aber — so möchte ich den Prometheus auslegen — laß dich nicht durch leere Furcht abhalten, deine Begeisterung in die Welt zu strömen. Unmuthig sitzt der Gefesselte. Die Flammen verzehrten, die vergöttlichen sollten.

Und doch! — wär' ungethan noch das Gethane
Und wüßt' ich alle Qualen, die mir drohten:
Aufschwänge, wie er's that, sich der Titane,
Um Lebensglut zu holen für die Todten.

Während also der Trotz gegen Gott, wie wir oben sahen, mit der unbedingten Hingabe endigte, führte der Ueberdruß an dem Leben und der Welt, die ihn umgab, unseren Dichter gerade erst zum Trotz gegen die Welt und zum Entschlusse, sich ihr gegenüber zu rüsten und in ihr für seine eigenen Ideen zu kämpfen.

Darin ist der Hauptsache nach der Gang der späteren Schriften

Sallets angegeben. — Er führt in Betreff des Religiösen ein ruhiges Gedankenleben in Gott. Das iſt der Pantheismus und reife Liebe (Geſ. Ged. S. 265). — Er rüſtet ſich der Welt gegenüber. Das geſchieht theils durch einen beſonnenen Abſchluß mit ſich ſelbſt über die Stellung des Dichters in unſerer Zeit. Ihn finde ich in der noch ungedruckten Novelle Holofernes. Theils beſteht es in der Ausbildung feſter Grundſätze des Handelns. Sie ſind beſonders in dem Epigrammatiſchen und Lehrhaften (Geſ. Ged. S. 145) und in den Funken enthalten. — Er tritt dann der Welt gegenüber als ein Prophet und Reformator in dem Laienevangelium, den Ernſthaften Gedichten (Geſ. Ged. S. 307) und den noch ungedruckten Atheiſten auf.

---

Wie nun aber auch in einem ernſten arbeitſamen Leben Stunden des Spiels und der Laune eintreten, wie in den ernſt bedeutſamen Blumenkranz manches Blatt ſich mit einflicht, welches, an ſich hübſch, nicht eigentlich in den Zuſammenhang des Ganzen gehört; ſo iſt auch in den genannten Werken und Abtheilungen Vieles, worauf ſo ſcharf begrenzte Kategorien nicht paſſen, und Manches läuft noch nebenher, was unſere Eintheilung ganz unberührt läßt, und wohl unberührt laſſen mußte, wenn wir uns nicht einer Pedanterie ſchuldig machen wollten.

So ein Spiel der Laune, ſo ein grünes Blatt, ſo ein ſtachliches Etwas, woran man ſich leicht die gelehrten Finger zerſticht, wenn man's zu feſt anfaſſen will, reihen wir hier ein. Ich meine die wahnſinnige Flaſche. Vielleicht geſchiehts nicht ohne Ueberlegung. Denn im Grunde iſt es doch wahr, daß wo Zerriſſenheit die Dichtergemüther erfaßt, die Poeſie wie eine verlorene Blüthe umhertreibt, von der man nicht weiß, auf welchem Stamme ſie wächſt, und daß komiſch genug Verwechslung auf Verwechslung erfolgt, wenn ſie einheimiſch gemacht werden ſoll. Und in unſerem Gedichte wird ein ſolcher Fall beſungen und im vorigen Abſchnitte handelten wir von Zerriſſenheit; alſo, alſo . . . Mein Ariel! mein Ariel! ſei mir nicht böſe!

Es iſt eine Frage, welche ſeit Jahrhunderten die Dichter beſchäftigt, worin eigentlich das wunderbare Band beſteht, welches Wein und Poeſie vereint. Alle Clubs haben der Sache ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt und die Acten darüber ſind zu großen Bergen ange-

wachſen. Da konnte es denn bei den Fortſchritten der Wiſſenſchaft nicht fehlen, daß auch hier eine Art von Identitätsphiloſophie ſich geltend machte und zuweilen ein zechender Dichterclub von einem dichtenden Zechclub nicht mehr zu unterſcheiden war. Eine ſolche Erſcheinung mag wohl auch unſerem Dichter einſt nah getreten ſein und das, denke ich, hat ihn begeiſtert, ſeinen Helden Fiascone zu beſingen, der das Unglück hatte, in ſeinen Ideen gar zu conſequent zu ſein und nicht blos, wie Andere, ſeinen Weinrauſch für Gedichte, ſondern auch ſich ſelbſt, den Dichter für eine Weinflaſche anſah, und gerade wegen dieſer letzten nach der ganzen Schilderung weit plauſibleren Annahme für verrückt gehalten wurde. Voll Humor ſtellt Sallet ſich ſelbſt in jener ſüßen Verwechslung von Poeſie und Wein befangen, ſingt ſein Lied der Zechgemeine, und führt ſeinen Leſer in alle Heimlichkeiten der Wonne eines ächten Kneipenwandlers ein. Er gewinnt dadurch den Anſchein für ſich, als ob er ſelbſt auf ein nun zurückgelegtes Stadium ſeines eigenen Lebens blicke, die Bitterkeit der Satyre wird etwas gemildert, und wir können mit größerer Ruhe die vortrefflichen naturwahren Schilderungen genießen, welche uns auf allen Seiten entgegen treten.

---

Wer in dem eben betrachteten Gedichte das ungewöhnliche Talent Sallets für eine charakteriſtiſche Darſtellung wahrnimmt und ſich der in der vorangehenden Biographie erwähnten Jugendverſuche erinnert, die weit mehr einen zukünftigen Dramatiker als einen Lyriker zu verkünden ſchienen, der wird ſchwer die Frage unterdrücken, wie es denn eigentlich gekommen ſei, daß Sallet kein größeres Werk in rein poetiſcher Form geſchaffen hat, ſondern dem urſprünglichen Berufe des Dichters, der Darſtellung des Geiſtigen im Sinnlichen, der Verſöhnung des Himmliſchen mit dem Irdiſchen, wie er es ſelbſt einmal nennt, je mehr und mehr untreu geworden iſt, und ſelbſt in ſeinen lyriſchen Gedichten den Schmelz der Phantaſie und die Leichtbeweglichkeit des Gefühls gegen das ſtarre Pathos des Gedankens vertauſcht hat.

Die erſte Antwort darauf wäre, daß er wohl hätte größere dramatiſche und erzählende Gedichte *machen* können, aber die Poeſie nicht *machen* wollte, ſondern darauf wartete, daß ſie wie ein Kind der Natur in ihm wachſe und werde.

Daraus entſteht aber nur die neue Frage, warum denn nun in ſeinem reich begabten Geiſte die Idee ſich nicht mit ihrer Fleiſch und Blut bildenden Kraft eingeſtellt und lebendige Geſtalten geſchaffen hat?

Hierauf giebt uns, wie ich glaube, die Novelle Holofernes*) eine nicht blos für Sallet, ſondern auch für manchen andern dichtenden Zeitgenoſſen ausreichende Antwort, die uns einen tiefen Blick in ſein eigenes Gemüth thun läßt und ihn ſelbſt von dem leiſeſten Verdachte, als habe er das Weſen der Poeſie verkannt, reinigt.

Göthe unterſcheidet einmal an einem Kunſtwerke den Stoff vom Gehalt und, während er dieſen freiwillig aus dem Innern ſtrömend nennt, meint er von jenem mit einem Stoßſeufzer, ihn gebe die Welt nur allzufreigebig. Das fiel mir ein, als ich den Holofernes durchgeleſen hatte und mir die Umſtände vergegenwärtigte, unter denen er entſtand.

Sallet war unter unangenehmen Verhältniſſen 1838 von Berlin nach Trier zurückgekehrt. Er hatte dort das literariſche Treiben in ſeiner handwerksmäßigen Gemeinheit und in ſeiner weſenloſen Zerfahrenheit zum Ekel kennen gelernt. Seine erſten Werkchen waren gedruckt und vom Publicum und den Kritikern ignorirt worden. Er hatte, ſich an den reinſten Quellen der Poeſie zu ſtärken und von allem Unlauteren moderner Richtungen zu reinigen, großen Fleiß auf eine Ueberſetzung der Percy'ſchen Sammlung altengliſcher Balladen verwandt; aber kein Buchhändler wollte ſie verlegen. Man drängte ihn zu Productionen in Formen, die er verachtete. Da nun mußte er zurück unter den Druck eines geiſtloſen Kamaſchendienſtes. Er fürchtete zu erliegen, körperlich und geiſtig, und zu einem Bilde der „Verkümmerung" zu werden. Sein Blick auf ſeine eigenen Leiſtungen ward getrübt. Er mag gefürchtet haben, in leere Phantaſieen unterzugehen. Er mag ſich ſelbſt der Schlaffheit und Unproductivität angeklagt haben. Da begann er den Holofernes und beſchloß energiſch ſeine äußeren Feſſeln zu brechen. Im Herbſt 1838 war der Holofernes fertig und Sallet hatte ſeinen Abſchied. In doppelter Weiſe war ein altes Leben abgeſchloſſen, ein neues konnte beginnen.

Setzt man an die Stelle des Soldatenſtandes den Kaufmann-

*) Obgleich ſie noch ungedruckt iſt, beziehen wir uns doch darauf, weil wir hoffen, daß ſie in nicht gar langer Zeit in die Hände des Publicums kommen wird.

ſtand, an die Stelle der bloßen Gefahr zu verkümmern, den wirklichen Untergang, an die Stelle des Nachdenkens und der Reflexion in Sallet ſelbſt eine dritte Perſon, die den jungen Dichter leiten will, ohne es zu vermögen, ſo iſt darin der Stoff unſerer Novelle ihrem Weſen nach gegeben; denn daß nicht das äußere Leben, ſondern die Familie und die erſte Jugenderziehung dargeſtellt wird, iſt nicht von Bedeutung.

Junius — ſo wird uns nämlich erzählt — iſt der Sohn des Banquiers Habich, der für nichts Sinn hat, als für ſein Geſchäft, und einer Mutter, die in gemeinem Weibergeklatſch und wüſter Romanleſerei lebt. Sein Onkel Holofernes, ein Mann von poetiſchem Talent, in dem aber die Reflexion alle geſtaltende Kraft zerſtört, erkennt am Auge in dem Kinde den zukünftigen Dichter und verſucht ihn zu bilden. Schon durch das erſte Leſebuch denkt er ihn an einen kühnen Flug der Gedanken zu gewöhnen. Ein wunderbares Glas eröffnet ihm dann das geheimnißvolle Leben der Natur, Gemälde verſinnlichen die Weltgeſchichte und ihren Zuſammenhang. Der Knabe folgt mit Leichtigkeit. Aber ſeine Umgebungen laſſen auf jeden Anflug der Begeiſterung die grauſamſte Abkühlung folgen, ſie iſoliren ſo den kleinen Dichter, da der Onkel nur in großen Zwiſchenräumen wieder erſcheint, auf ſich ſelbſt und den Umgang einer jüngeren Schweſter, die ſich eng an ihn anſchließt. Er wird dadurch zu einem unkräftigen Weſen. Als der unerbittliche Vater ihn in das Geſchäft einführt, verwandelt ſich das ganze Leben für ihn in eine Qual, und ſein Dichten wird ein leeres Träumen und Phantaſiren im Feenreiche. Er geht in kraftloſem Nebeln und Schwebeln unter. Der Onkel Holofernes verzweifelt und geht nach Abyſſinien.

In dieſer Erzählung tritt als Kern und Gehalt die Anſicht des Verfaſſers über das heutige Verhältniß zwiſchen Kunſt, Theorie und Leben hervor und als eigentlichen Angelpunkt, um den ſich Alles dreht, kann man den Begriff der Poeſie bezeichnen.

Aus dem Gange des Ganzen geht ſchon hervor, daß ihr Weſen nicht in die Kraft der Phantaſie, eine von der Wirklichkeit verſchiedene wunderbare Welt zu ſchaffen, geſetzt wird, ſondern gerade das Phantaſtiſche und Ueberſchwängliche als der Verderb der Kunſt gilt. Der Onkel Holofernes, der im Grunde der Dichter iſt, ſpricht das in folgender Weiſe aus: „O wie Wenige begreifen, was Poeſie ſei! Oft die gebildeſt Scheinenden nicht, am wenigſten der Pöbel. Der Eine,

der es in Deutſchland gewußt und durch die That gezeigt hat, iſt vielfach pfäffiſch verkehrt und unrein verehrt worden."

„Alles lebendige Sein in ſeiner reichen Fülle mit geſunden, derben Sinnen und hellem, heiterem Blick erfaſſen, ſo daß jedes Ding nur als Offenbarung und Körper des darin von Anbeginn wohnenden (nicht hinzugefabelten oder erdachten) göttlichen Gedankens erkannt wird, immer im Zuſammenhange mit dem Ganzen und Einen, und dies Schauen in harmoniſch verwebter, mild geſchaffener Erfindung den Erkennenden ſymboliſch hingegeben — das ungefähr macht den großen Dichter. Aber da meinen Viele, der Poet taumele ſchwebelnd und nebelnd von einer Weltinſel zur andern, und was er ſpende, habe mit dem wirklichen Sein gar nichts zu ſchaffen und ſei eine angenehme phantaſtiſche, willkürliche Spielerei. — Sie ahnen nicht, daß die Poeſie nichts Anderes iſt, als die Verkündigung der echten, das heißt der geiſtig verklärten Wirklichkeit." Dieſer Anſicht gemäß iſt auch der ganze Verſuch, den der Onkel macht, die Erziehung ſeines Neffen zu leiten. Er weiſt ihn ſogleich an das Leben. „Kräftige deinen Arm für's Schwert und zum mächtigen Umfaſſen eines geliebten Weſens, übe deinen Mund zu Rede und Kuß, trinke keinen Mondſchein, ſondern Rheinwein. — Leute, die ſich einbilden oder der Welt weismachen, ſie ſchwämmen in der Luft, ganz nahe beim Monde, auf ſeligen Inſeln voll ſüßer Seufzerhauche umher, nennt man wohl zuweilen Dichter. Aber wer jenen Mann erkannt hat, auf deſſen Götterſtirne das gewaltigſte geiſtige Anſchauen, auf deſſen attiſch lächelnden Lippen das vollſte, keckſte Genießen der ganzen Welt thronte und der da ſtand mit feſten markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde, wer den erkannt hat, der nennt ſie Faſter." Seine Erziehungsmethode beſteht nur darin, Kraft und Selbſtthätigkeit zu wecken. „Man gebe nur" — ruft er in dem Sinne aus — „ja den Kindern bei ihrem erſten Unterricht Gedanken zu leſen, die gänzlich über ihrem Bereich liegen! Dadurch allein kann das Ahnungsvermögen und durch dies allein die Sehnſucht nach dem Göttlichen, die Verwandtſchaft der Seele mit dem Drüben, aller Glauben und alle Begeiſterung, kurz: die Einheit des Einzelgeiſtes mit dem Urgeiſte erhalten werden." — Den Gedanken ſetzt er über Alles: „Das Gefühl," ſagt er, „iſt gut; aber es iſt nur Farbenſchmelz. Der Gedanke iſt die Zeichnung und offenbart allein den Geiſt des Meiſters feſt und erkennbar." —

Dieſen Anſichten gemäß gelten unſerem Dichter Natur und Geſchichte ſelbſt ihrem wahren, echten Inhalte nach als unmittelbare Gegenſtände der Poeſie. Der Onkel Holofernes bemüht ſich in die Erkenntniß beider ſeiner Neffen einzuführen. Indeſſen konnte es nicht fehlen, daß dabei, wie in Schön Irla, der Bildungsgang unſeres Sallet ſeinen Einfluß übte. Die Geſchichte, der er bis dahin ferner geſtanden hatte, wird zwar, weil in ihr ſich der Wille und die göttliche Natur des Menſchen zeigt, über die Natur geſtellt; allein ſie iſt dürftig behandelt und von der Beſchaffenheit der Poeſien, die ſie zum Gegenſtande haben, bekommen wir keine Vorſtellung. Dagegen iſt die Natur mit ſichtbarer Liebe behandelt, und in den zahlreichen Liedern des Junius, die uns mitgetheilt werden, ſehen wir genau, wie unſer Dichter ſich bemüht hat, eine geläuterte Art von Naturpoeſie aufzuſtellen, welche von ſubjectiver Willkür frei iſt. Die Phantaſie darf in ihr nicht mehr beliebig ſchalten, ſondern hat nur die Aufgabe, die Eigenſchaften der Dinge in ihren Contraſten, ihren inneren Zuſammenhang, ihre Bildungsgeſchichte und die Beziehungen, welche zwiſchen ihnen ſtattfinden, lebendig und anſchaulich zu vergegenwärtigen. Jene älteren Gedichte waren (mit wenigen Ausnahmen) noch rein lyriſch. Sie traten als Traum oder träumeriſche Betrachtung auf. Wunſch und Bedürfniß des Dichters ſprachen ſich ungezwungen aus. Die Gemüthsbewegung ſelbſt erſchuf ſie. In dieſen jüngeren dagegen tritt der Phantaſie ein fremdes Leben gegenüber. Der Geiſt verfolgt vor- und rückwärts ſeine Pulsſchläge, ſein Werden und Vergehen. Das Erſchaute ſind an ſich ganz verſtändig ausdrückbare Wahrheiten. So überblickt aber, werden ſie von einem eigenen Funken belebt. Sie werden zu etwas ſich ſelbſt Enthüllenden, Geſtaltenden, Organiſirenden, mit einem Worte, zu gnomiſchen Gedichten, die keine andere Gemüthsbewegung, als das freudige Anſtaunen der Wahrheit erklären kann. Ich will hier zwei von dieſen Gedichten mittheilen. Das erſte auf das Säuſeln der Linde entſpricht am beſten dem, was der Dichter erſtrebt. Das zweite auf den Geſang der Vögel zeichnet ſich durch ſeine beſondere Lieblichkeit aus.

I.

Zum Schooß des Reinſten, was der Erd' entſchwillt:
In himmelſpiegelnd heilig heitre Flut,
Verſank das Reinſte, was vom Himmel quillt:
Ein Lichtſtrahl, zitternd leis aus heil'ger Glut.

Er zuckte Leben in den Keim, den Zwerg,
Der aus ſich ſelbſt nun ſchwoll und wuchs und ſchoß,
Bis er gen Himmel ragte, wie ein Berg,
Und tauſendfach ſich theilte, Sproß um Sproß.

So ward aus weicher Flut und zartem Licht
So Formenpracht, wie Heldenkraft, gewebt;
Schau, wie ſich Strahl um Strahl zum Blatte flicht,
Wie Welle auf Welle leis zum Wipfel ſtrebt!

Es nimmt und ſpendet Licht der Blüthe Mund,
Gleich deinem Aug', das Himmelsſtrahlen ſprüht,
Und flüſternd thut er dir die Sage kund,
Wie Geiſtigſtes am ſchaffendſten durchglüht;

Wie Mildeſtes ſich eint zu höchſter Kraft,
Zu längſter Dauer allerfeinſter Stoff,
Wie Leben ſich an Leben mächtig rafft,
Wo reinſtes Licht in reinſte Erde traf.

Und was ſo irdiſch, ſtrotzend zu dir ſpricht,
So feſt in Erdenbruſt zu wurzeln ſcheint,
Iſt nichts, als helle Welle, heil'ges Licht
Zu Stamm und Krone wunderſam geeint.

II.

Die Erde, die liegt ſo weit und groß,
Und ſchlummert und träumet leis;
Dort Palmenſtolz, hier friedliches Moos,
Und keins vom andern was weiß.

Da formte der fernendurchſchweifende Geiſt
Ein Stücklein vom feinſten Thon
Und ſchmückt' es, daß es ſchillert und gleißt;
Habe Dank, du Lüfteſohn!

Und von mutwilliger Winde Hauch
Schuf er ihm die Seele bald:
„Da fliege du hin von Strauch zu Strauch,
Da fliege von Wald zu Wald!“

„Da fliege du hin von Land zu Land
Und mach', als Herold recht,
Süd, Nord, Oſt, Weſt mit einander bekannt,
Geſchlechter mit Geſchlecht.

„Was du von der Palme Träumen geſchaut
Das ſinge den Tannen im Nord,
Und was die Tanne dir ernſt vertraut,
Das bringe den Palmen dort!

„Und wie es im Grünen ſchlummert und lacht,
Das künde den Lüften blau,
Und wie es im Aether athmet und wacht,
Das ſinge der träumenden Au!“ —

So fliegen wir leicht von Land zu Land,
So ſtreifen wir hin und her,
Und flechten ſingend ein goldnes Band
Um Himmel und um Meer.

Und nickend lauſchet die volle Welt,
Und eins im Traum das andre ſieht,
Denn unſer Sang hat das All geſellt
Zu einem einzigen jauchzenden Lied.

Da das Weſen dieſer Gedichte durchaus darin beſteht, daß ſie uns irgendwo einen Strom von Leben enthüllen, möchte ich ſie das A. B. C. des Pantheismus nennen. Wer auf ſolche Weiſe alle Theile durchbuchſtabirt, dem lebt das All und das Wahre beſteht ihm nur noch in dem einen gewaltigen Strome, der ſich in tauſend Wogen theilt. Ein glücklicher Moment und die Poeſie wirft ihre Hülle ab und ſteht als Religion da. Das wußte Sallet ſelbſt ſehr gut. Er läßt bei ſeinem Dichterlehrling an einem Sonntagmorgen dieſen Augenblick eintreten. Der Wald wird ihm zum Tempel und die Bäume ſäuſeln ihm entgegen: „Was ſenkeſt du nieder den Blick und ſtarrſt in die dunklen Tiefen der eignen Bruſt? Schaue auf und umher mit hellem Auge in die helle Welt, oder du wirſt dir ſelbſt zum Grabe. Wage es aus dir ſelbſt hinauszugehen und dich hinzugeben der Fülle des Lebendigen ringsum, und jemehr du dich hingiebſt, je inniger, klarer wirſt du dich ſelbſt beſitzen. Laß die freundlichen, wechſelnden Bilder des Seins in bunten Schaaren auf dich eindringen und überwinde ſie in heiterem, müheloſem Kampfe. Und ſiehe! Geſtalt um Geſtalt und in Allem ein unendliches Werden und Wechſeln, ein Erblühen, Erſtarken, Vergehen und ein ewig neues Entkeimen aus der Verweſung. Und der Tempel deiner Bruſt bevölkert ſich von tauſend und tauſend Gebilden, ſo daß es drinnen lebt und blüht, wie draußen, und Alle ſind ſie in dir zu ewigen Gedanken geworden. Sie alle und unendlich mehr, die du noch nicht erſchauen und erfaſſen kannſt, hat Gott der Herr alſo herrlich gedacht und geſprochen im Anbeginn der Tage; und ſie wurden. Und auf daß ſeine blühende Welt verſtanden und genoſſen würde, hauchte er in dich einen Athem-

zug ſeines innerſten, heiligſten Weſens, und ward Menſch in dir; und in Millionen deiner Brüder hat er gelebt und gewirkt und in Millionen lebt und wirkt er fort. Schaue den herrlich ragenden, königlich daher wandelnden Menſchengeſtalten ins leuchtende Auge und ſiehe, wie es um dich her ſtäubt von Funken der Gottheit, wie es dich mild umſpinnt mit Schimmern der Gottheit. Sie alle ſind ſeines Seins theilhaftig. Und Er, ſo unendlich hingegeben, ſo millionenfach menſchgeworden — iſt und bleibt doch der ewig Ganze, Unendliche, Einzige; reicher je mehr er ſpendet; immer mehr ſein eigen, je mehr er ſich weggiebt. Siehe! er hat ſich in deine Bruſt geſenkt in ſeiner heiligen Ganzheit, kein Theilchen ſeines Weſens hat er dir vorenthalten; du kannſt ihn ausdenken und ausempfinden, wenn du rein, ſtark und kühn biſt. Und doch war, iſt und bleibt er der allgewaltige Menſchenlenker über und außer dir. Im Manne ward er Menſch, auf daß er ſich hienieden, thätigdenkend, ewig erneue; aber auf daß die Kraft harmoniſch und gezügelt bleibe von der einigenden, verſöhnenden und erhaltenden Milde und Liebe, wird er ewig wiedergeboren im Weibe. Ehre die ſüße, erhabene Geſtalt, die, ein Gedanke der Schönheit, ſinnend hingeneigt daſitzt und lauſcht und träumt; denn in ihrem weichen, unendlich liebenden Buſen rauſcht fort und fort die leiſe Quelle ſchöner Menſchlichkeit, in ihrem Schooße ſchlummern die Keime ewiger Menſchwerdung. — Und wie Er ſich unendlich hingiebt und kräftig ſich ſelbſt behält, ſo ſei auch du ganz Liebe und Kraft, Ueberwundner und Sieger. Opfere dich auf, um dich zu haben!“ —

Neben Natur und Geſchichte wird von dem Onkel Holofernes aber auch die Sage als Quell und Stoff der Poeſie anerkannt. Ich theile die Stelle mit, in der ſich ſeine Anſicht darüber ausſpricht, weil dadurch gewiſſermaßen das äſthetiſche Syſtem unſeres Dichters erſchöpft wird. „Was für ein handgreifliches und doch von ſo Wenigen bemerktes Wunder umgiebt uns in der Sagenwelt. Schaut in die älteſten Bücher der von einander entlegenſten Volksſtämme, die, ſeit es Ueberlieferungen giebt, getrennt waren .... und in allen findet ihr einen überraſchenden, aber unabweisbaren Zuſammenhang, eine geheimnißvolle Symmetrie, Uebereinſtimmung und Einheit. Alles verwebt und verſchlingt ſich, und Alles wird zuletzt ein Ganzes, das erhabenſte, tiefſte, gedankenreichſte Gedicht, zu dem Gott ſelbſt die Begeiſterung eingblies und an dem die ganze

Menſchheit, von Geſchlecht zu Geſchlecht, nach ewigen Urtypen fortgedichtet hat — — Laßt die Thoren ſich abmühen, es auf dürrem, hiſtoriſchem Wege als erklärbar herauszugrübeln. Bei aller Gewaltſamkeit ungereimter Vorausſetzungen gelangen ſie zu keiner Löſung. — Nein! denkt an jene heilige Urnacht, in deren dämmernden Schooß ſchlummernd die Menſchheit Kraft und Mark einathmete und vom Kind zum Jüngling erſtarkte. Da wanderten tauſend ewige, leuchtende Sterne auf und ab, das waren alles ewige urſprüngliche, unverſchleierte Gottgedanken. Als die Sterne ſchon bleicher wurden, ihr Schimmer aber noch friſch im Gedächtniß war, da wollte die Menſchheit ihr Sein und Bedeuten im Lallen der erſten Sprachlaute feſthalten und wiedergeben. Aber ſie konnte für das Unausſprechliche nur Bild oder Symbol finden, denn es gab noch keinen Ariſtoteles und Hegel, um für den lebendigen Leib des Gottgedankens ein kunſtreiches, mehr oder weniger anatomiſch genaues Todtengerippe zuſammen zu bauen. — Und die Menſchheit kam zu ſich, erwachte und ward ſich ihrer bewußt, ward ſich ihrer bewußt bis zum Ekel, bis ins kleinſte Zucken der Fingerſpitze hinein. Da ward es unerquicklicher, werkelthätiger Tag, und die heiligen Sterne waren verſchwunden. Sie ſtehen noch am Himmel; aber man ſieht ſie nicht beim prahlenden Licht des Tages. — Aber jenes erſte Gelall iſt nicht ganz verloren gegangen. Es ward, freilich verwirrt und vermiſcht, fortgepflanzt von Buch zu Buch, von Mund zu Mund. Und die Sage liegt jetzt vor dir da, von der Menge vergeſſen und unverſtanden, vereinſamt und verödet unter altem, zertrümmertem Gemäuer, wie ein ſtiller, tiefer, dunkler Brunnen. Nahe dich dem Brunnen und ſchaue mit Ernſt und Beharrlichkeit hinab in ſeinen ſchwarzen Schooß, alles bunte Leben umher vergeſſend. Und ſieh! aus der engen Nacht blicken zu dir aus tiefſter Tiefe empor die vergeſſenen heiligen Sterne, die das Taglicht oben an der Wölbung überſchreit und verhüllt, die aber die ſchwarze Tiefe treu wiederſpiegelt. Einen Augenblick lang ſchauſt du die uralten, erſten Gottgedanken und denkſt ſie nach. Nun gehe hin und ſiehe, ob du ins Gewebe der Sprache des Tages, das zu nichts mehr dient, als tauſendfach verwirrtes Bei-, Neben- und Tändelwerk zu verbildlichen, einen Faden zu wirken verſtehſt, der ein lebendiger Lichtſtrahl iſt aus jener heiligen Urnacht der Menſchheit, da Gott ſelbſt noch zu ihr ſprach.“ Bemerken muß ich dabei noch, daß der in dem letzten Satze enthaltene

Zweifel dadurch eine größere Bedeutung erhält, daß der Onkel Holofernes die Sagenpoeſie nicht wie die Natur- und Geſchichtspoeſie ſelbſt bei ſeinem Neffen veranlaßt. Dieſer geht auch eigentlich gerade bei ihr unter. Sie ſoll alſo wohl offenbar, wo nicht als problematiſch, doch wenigſtens als gefährlich dargeſtellt werden. Unter den auf Sagen gegründeten Gedichten, die dem Texte eingeſtreut ſind, theile ich das für einen gequälten Dichter höchſt bezeichnende und tiefſinnige von der Lorelei mit.

Es ſitzt auf dunkler Klippe
Die lichte, gewaltige Fei;
Sang ſtrömt von ſüßer Lippe
Der ſüßen Lorelei.

Wohl Alle können's hören,
Doch Viele faſſen's nicht.
Laß, Knabe, dich nicht bethören!
Die graue Klugheit ſpricht.

Dort unten auf den Wellen
Arbeitend, rudern Viel;
Daß ſie nur nicht zerſchellen,
Das iſt ihr höchſtes Ziel.

Sie ſchließen den Sangeswonnen
Verſtockt die ſtorrige Bruſt'
Und meinen viel gewonnen,
Entrannen ſie der Luſt.

Das Lied von ſüßem Tone
Vernehmen ſie nimmermehr;
Ihr Loos iſt ewige Frohne
Und Ruderarbeit ſchwer.

Wem aber warmes Leben
Und Muth im Buſen wallt,
Der hat ſich ganz ergeben
Der hohen Sangesgewalt.

Der läßt das Ruder fallen
Und achtet's nicht für Noth,
Wenn von des Wirbels Wallen
Verſchlungen wird das Boot.

Nun ruht er, weich umloſet,
Tief unten im ſüßen Traum;
Des Lebens Müh' vertoſet
Im ſtillen Kriſtallenraum.

Und in die Träume mengt ſich
Das Lied der Lorelei
Und Mährchenwonne drängt ſich
In ſüßem Gewirr herbei —

Wohl mir, daß mich mit Schäumen
Der heil'ge Strom verſchlang.
Ich liege ſchon lang' in Träumen
Und herche dem Wunderſang.

Man wird das, was hier geſchehen iſt, nicht anders als eine Verwendung der Sage für ein ſubjectives Bedürfniß nennen können und ſich fragen müſſen, ob nicht in der oben angeführten Stelle eine andere, rein objective Sagenpoeſie verlangt wird, welche ſich zu der hier gegebenen wie die gnomiſchen Naturgedichte zu den lyriſchen verhielte. Ich glaube das Letztere, bin aber weit entfernt, dem Dichter einen Vorwurf daraus machen zu wollen, da mir das Gemüth des Dichters ſo viel gilt, als die Sage. Ich möchte nur darauf hinweiſen, daß die hier entwickelte Theorie der Poeſie durchaus die vollſtändigſte Objectivität verlangt und das Subjective ſich faſt nur wider Willen eingeſchlichen hat. Unſer Dichter ſtrebt auch im lyriſchen Gedicht nach einem rein objectiven Gehalte. Das iſt gerade für ſeine ſpäteren Poeſien bezeichnend. Hier im Holofernes finden wir die Grundſätze, die ihn dazu veranlaßten.

Wir kommen jetzt von der Poeſie auf den *Dichter*. Aus den gegebenen Begriffen möchte ich in Salletz Sinne etwa ſo argumentiren. Iſt der Inhalt der Poeſie in Natur, Geſchichte und Sage das Göttliche, der Geiſt im Menſchen aber ebenfalls das Göttliche, ſo iſt Dichten nichts Anderes als das Aufheben der Entfremdung, in der das Göttliche im Menſchen exiſtirt und die Anlage zum Dichter ideal gefaßt iſt, die Anlage, im Zuſammenhange, im Ganzen zu leben. und ſich dieſes Zuſammenhanges *unmittelbar* (nicht durch den Verſtand vermittelt, was Wiſſenſchaft wäre) bewußt zu werden. Zu dieſem Letzteren gehört aber noch, daß der Menſch ſich ſelbſt in jedem Augenblick vollſtändig habe, nicht ſich äußerlich werde, ſondern in ſeiner ganzen Totalität exiſtire. Der Dichter iſt alſo der Menſch, der immer *ganz* und im *Ganzen* lebt. Damit ſtimmt die Schilderung ſehr gut überein, welche uns von dem kleinen Junius gemacht wird. Es erſcheinen ihm, als einem Kinde, welches immer ganz oder gar nicht thätig ſein will, alle unſere gewöhnlichen Fertigkeiten,

die blos formal ſind und einſeitig Verſtand oder Gedächtniß in Anſpruch nehmen, ſinnlos. Als der Lehrer ihm das Leſen beibringen will, lacht er und ſagt, ſobald er die Buchſtaben ſieht: „Ach geh'!“ als ob er gar nicht glauben könnte, es ſei Ernſt damit, daß er ſich die Schnörkeln behalten ſoll. Aus dem Abcbuche des Onkels lernt er dagegen leſen, weil ihm hier mit der Hülle zugleich ein bedeutender Kern geboten wird. Andere Bücher aber ſchimpft er Klappermühlen und entläuft ihnen. — Mit dem Rechnen geht es nicht beſſer. Die Chiffern erregen ihm eine unſägliche Qual und verfolgen ihn als Geſpenſter bis in den Schlaf. Sitte und Artigkeit in der läppiſchen Weiſe, wie ſie Kindern als rein formale Dinge beigebracht werden, machen ihm einen wunderlichen Eindruck. Kindererzählungen lieſt er in einem parodirenden Tone, wobei er poſſirliche zimperlich-ehrbare Geſichter ſchneidet. Das halb philoſophiſche Buch des Onkels dagegen ſtudirt er mit ſinnigem Ernſte, und als ihm die Mutter einſt ärgerlich ſagt: „Ach was, »ſchöne Sachen«, verſtehſt du denn etwas davon?“ ſo ſah er ſie groß an, denn er verſtand nicht, was ſie mit dem Verſtehen ſagen wollte. —

Nun argumentiren wir weiter. Soll die vorhandene Anlage zum Dichten gedeihen und ſich entwickeln, ſo muß dem Dichter die Unmittelbarkeit des Lebens erhalten werden. Die Totalität ſeiner Kräfte darf ſich nicht zerſplittern. Er muß in ſich ganz auch in allen Beziehungen mit dem Ganzen leben können. Das iſt nun in Betreff der Natur an ſich wohl immer möglich, in Betreff von Geſchichte und Sage aber, ſo wie in Betreff des ganzen menſchlichen Lebens davon abhängig, ob zur Zeit des Dichters die Menſchheit mit der Totalität ihrer Kräfte lebt und ſelbſt im Zuſammenhange mit dem Göttlichen ſteht. Denn da der Dichter nur das Göttliche ſucht, kann er auch nur mit dem leben, worin Göttliches ſich ſelbſt unentfremdet iſt. Inſofern nun der Menſch höher als die Natur iſt und er ſich bei ihr nicht beruhigen darf, bleibt alſo der Dichter und die Möglichkeit der Entfaltung einer objectiven Kunſt von der Zeit abhängig. Dies rechtfertigt es, daß mit der Lebensgeſchichte unſeres Junius eigentlich eine Kritik unſerer Zeit verbunden iſt. — Das Verhältniß derſelben zur Sage iſt in der oben angeführten Stelle beurtheilt. Ueber neuere Geſchichte ſprechen folgende Zeilen die Anſichten Sallets aus: „Was an äußerlich ſichtbarer und bildlich darſtellbarer That Großes in der Welt geſchehen iſt, haben wir ſo ziemlich

durchgepinſelt. (Es iſt nämlich von Gemälden die Rede, an denen Holofernes ſeinen Neffen unterrichtet hat.) Von da an beginnt die große Periode der allgemeinen Flachheit, wo die Menſchen nicht einmal mehr eigene Geſichter, um wie viel weniger eine eigene Handlungsweiſe haben. Wer will die Thaten malen, die auf dem Bureau oder auf der Parade, oder auf dem Exercierplatze gethan werden, oder im Cabinet des unermüdlich ausgleichenden und friedliche Auskunftsmittel erſinnenden Fuchſes. — Gott ſei Dank! hier und da wird noch manchmal eine Schlacht geliefert, aber in Reih' und Glied, wo der Menſch blos Material iſt und wobei es gar nicht zum eigentlichen Leben der Schlacht kommt: zum Handgemenge. Die Kunſt aber kann keine geraden Linien und keine Maſſen, in denen der Einzelne verſchwindet, brauchen. Sie will ſchöne Schwingung, freie Menſchenbewegung, kräftige und eigenthümliche Einzelnweſenheit. Solch eine Schlacht, wie ſie jetzt ſind, iſt für ein Schachbrett, nicht für ein Bild. Davon wirſt du freilich wenig verſtehen; aber ich verſichere es dir, früher *thaten* die Menſchen, jetzt *werden* ſie blos gethan. Dafür *denken* ſie viel und tief, wenigſtens die Beſten; aber *Gedanken ohne Körper laſſen ſich nicht malen und nicht ſingen*, obgleich man Letzteres mit großer Kunſtſophiſterei unternommen hat." — Die Kritik des modernen Lebens überhaupt liegt theils in zahlreichen humoriſtiſchen und ſatyriſchen Epiſoden, theils auch ſchon in der Schilderung der Umgebungen des kleinen Junius. Sie zeigen in allen Perſonen gerade das Gegentheil von dem, was wir oben als die Natur des Dichters bezeichneten, Einſeitigkeiten des Geiſtes, die mit Prätenſionen auftreten und ein ſich Beſchäftigen mit Formen, Mitteln und Aeußerlichkeiten, während der Inhalt, Zweck und wahre Gehalt des Menſchenlebens hintenangeſetzt und verachtet wird. Was ſie wollen, ſind Einzelheiten, was ſie denken, Facten ohne Gedanken, oder Gedanken ohne Anknüpfung an die Wirklichkeit. Denken und Sprechen ſelbſt laufen bei ihnen auseinander oder ſind nur durch eine unſichere Gewohnheit mit einander verknüpft. Das Geiſtige iſt ihnen nur Knecht des Ungeiſtigen. Die Frömmigkeit eine Seelenaſſecuranz für das zukünftige Leben. Die Kunſt eitler Zeitvertreib. Die Religion in ihrem Sinne ſchläfert die Selbſtthätigkeit des Geiſtes ein, ſtatt ſie zu erhöhen. Der Verkehr ſelbſt mit Menſchen iſt ihnen nur eine Befriedigung der Eitelkeit, ſtatt daß er aus einer Freude am Göttlichen im Nebenmenſchen, aus Liebe, ent-

ſpringen ſoll. Kurz mit einem Worte: als charakteriſtiſches Zeichen der Zeit wird die Leerheit und in Folge derſelben ein atomiſtiſches Auseinanderfallen geſchildert. Die Farben, mit denen es geſchieht, ſind grell. Der Styl hat etwas Martialiſches an ſich und erinnert ſelbſt in Einzelheiten an den Kriegerſtand des Verfaſſers. Doch ſind die angeführten Dinge nur übertrieben, nicht unrichtig, und von den Hieben, welche hier geführt werden, fällt keiner ins Blaue. Wir würden uns freuen, wenn unſere Leſer ſich bald ſelbſt davon überzeugen könnten, und weiſen indeſſen ſchon vorläufig als auf ein beſonders gelungenes Stück auf die humoriſtiſche Satyre über das heutige Schriftſtellerweſen hin. —

Eine ſolche Zeit, ſchließen wir endlich, wird nicht blos die Poeſie mißverſtehen, ſondern ſie wird auch auf das poetiſche Talent ſelbſt zerſtörend einwirken. Entweder der Dichter zieht ſich ganz aus dem lebendigen Menſchenleben zurück, dann wird er der wahren Kraft ermangeln, ein Traumleben führen und der Glut der immer mehr und mehr ſich erhitzenden Einbildungskraft zum Raube, welche ihn zuletzt in das weſenloſe Mährchenreich führt; oder er wagt ſich keck in die geiſtigen Zerſtreuungen des Lebens und erfreut ſich an den Tauſenden von Funken und Gedanken, welche gerade das Unpoetiſche aus ſeinem unmuthigen Poetenkopfe hervorlockt; dann ſteigt die Macht der Reflexion in ihm auf und wird zu einem Mephiſtopheles, der ihn nimmer verläßt und jede ſchöne und ruhige Stunde ſtört. Im Schickſal des Junius iſt uns jenes, in dem des Holofernes dieſes dargeſtellt. Der junge Dichter bewahrt ſeinen Poetenſpiegel rein und ganz, aber es ſpiegelt ſich nichts ab als die Wolken des Himmels oder die Qualen ſeines eigenen Gemüthes. Der alte Dichter fängt die ganze Welt in ſeinem Spiegel auf, aber das Glas iſt zertrümmert, und wie man ihn auch dreht und wendet, es kommt keine ganze Figur zum Vorſchein. Er kennt die Gefahr, die ſeinem Neffen droht, aber er weiß ſie nicht abzuwenden. Was hilft es, daß man Einem zuruft: Habe Kraft! Man kann ſie ihm nicht einflößen. Was hilft es, daß man Einem ſagt: Lebe! Lebe! Man kann es ihn nicht lehren. — Er kennt ſich auch ſelbſt und weiß, daß der Humor bei ihm zum Affen geworden iſt, der die Begeiſterung erwürgt, daß ſein eigenes Reflectiren ihn wie eine Krankheit beherrſcht; allein er weiß nicht, wie er die Geiſter bannen ſoll, die er ſelbſt heraufbeſchworen hat. Alle Ueberzeugung ſchwankt; wenn er ſelbſt ſein

Beſtes gethan hat, verwirft er es im Unmuth als Albernheit; der Gedanke verzehrt den Gedanken, ein Vorſatz den andern. Woran ſoll er ſich halten? Nur Eins kann retten, nur Eins befreien, nur Eins die holde Fee, die Poeſie, die ſchon mit ihrem Jünger die Erde verläßt, zurückrufen. Es iſt die *That*, die den getheilten Menſchen wieder zu einem ganzen macht, und wie ein göttlicher Funke Licht und Klarheit in die Gemüther bringt. Daher iſt auch unſere ganze Novelle gleichſam ein einziger Seufzer nach ihr, die nicht dem Dichter blos, ſondern auch dem ganzen Leben fehlt.

Die That iſt Poeſie, ein Gedanke, der ſich verwirklicht, ſich ein äußeres Daſein giebt. Der Dichter tritt nur in die Fußtapfen des Helden, er reimt, was dieſer gedichtet hat. Was ſoll er beginnen in einer Zeit, welche ihm keinen Helden, keine Thaten, keine Poeſie bietet? Er lehnt ſich betrübt an ſeine Harfe und ſinnt, was der Welt fehle, daß ſie keinen Helden mehr hervorbringt. Da faßt er's, es fehlen die *Gedanken*. Nun ruft er die Jugend herbei, aber wie ſie naht, legt er die Harfe fort und der milde Fluß der Rede, der ſonſt lieblich, wie die Erinnerung, in die Ohren der Hörer hinabträufelte, iſt ſtockend, rauh und gewaltſam geworden. Er erhebt ſich als Strafprediger, als Lehrer. Er will einen zündenden Funken in die Gemüther der Jugend legen. Statt daß er ſonſt die Gedichte der Helden nur reimte, verſucht er's jetzt, Thaten der Zukunft zu dichten. — Das iſt der Gedankengang, der ſich von unſerer Novelle zu den *ernſthaften Gedichten* Sallets hinzieht. Dort werden wir ihn wieder aufnehmen.

Hier ſei noch ein Wort erlaubt. Nach dem, was ich oben über den Stoff des Holofernes ſagte, könnte leicht Jemand fragen: hat denn nun der Dichter ſich im Junius wirklich ſelbſt gezeichnet? Ich weiß nur mit Ja und Nein zugleich zu antworten. Er hat ſich im Junius, aber eben ſo gut im Holofernes gezeichnet, es iſt indeſſen doch weder der Junius, noch der Holofernes der Dichter ſelbſt. Zur Erläuterung nehme ich eine Stelle unſerer Novelle zu Hülfe. Es wird da geſagt, es ruhe im Grunde eine verborgene Allwiſſenheit im Menſchen. Dann heißt es: „Zumal einen Charakter könnten wir gar nicht begreifen, wenn wir ihn nicht ganz, ſein Hohes und Niederes ſchon in uns ſelber trügen, mithin nachfühlen könnten; und ſo tragen wir wirklich jeden nur möglichen Menſchencharakter in uns, das heißt: jeder einzelne Menſch iſt zugleich der Inbegriff der ganzen

Menſchheit. Er weiß es nur in keinem Augenblicke ganz, ſondern heut weiß er dies, morgen jenes und dies weiß er öfter als jenes. Die Durchſchnittsſumme derjenigen Eigenſchaften, Empfindungen und Gedanken, deren Bewußtſein ſich bei ihm am häufigſten wiederholt, nennt er dann ſeinen Charakter." Daran ſchließe ich an: Es kann dieſe Summe leicht aus mehreren Gruppen gebildet werden, welche ſich mehr oder weniger widerſprechen und einzeln aufgefaßt verſchiedene Charaktere bilden würden. Die inneren Erfahrungen reichen dann aus, mehr als ein Porträt von ſich ſelbſt zu machen. Dieſe können alle ähnlich ſein, ſind aber doch alle falſch, weil der Verfaſſer nicht blos dies, ſondern auch das Andere und folglich auch in Summa etwas ganz Anderes iſt. Unſer Sallet gehörte entſchieden zu dieſen, wenn man will, vielköpfigen Menſchen. Daß er für das Bild des Junius Züge in ſich fand, wird nach unſeren Analyſen Niemand bezweifeln. Die Holofernesnatur aber leuchtet aus den Tagebuchſtellen, den Selbſtrecenſionen und den humoriſtiſchen Jugendarbeiten hervor, welche die voranſtehende Biographie mittheilt. Jenes iſt das Geſicht, welches er der Natur zukehrte, ernſt, ſinnend, träumeriſch. Zuweilen iſt's, als ob auch eine Melodie darin tönte. Dieſes iſt das Geſicht, welches er der Welt zukehrt, bitter, lachend, ſcharf blickend und urtheilend. Das Auge groß und feſt, wie das eines Malers.

Gewöhnlich hielt Sallet dieſe beiden Naturen auseinander. Er ſpielte nicht mit ihnen, wie andere Humoriſten. Nur von unſerer Novelle kann man ſagen, daß beide darin walten. Sie iſt daher auch ſein einziges Werk, welches ſchon in der Form eine Zerriſſenheit zeigt. Denn wenn die Erzählung von Junius' Leiden zuletzt in ein Mährchen ausläuft, ſein Untergang von bengaliſchen Flammen beleuchtet und wie eine Apotheoſe dargeſtellt wird, ſo kann man nicht anders ſagen, als der Dichter fällt plötzlich in die Natur des Helden und ruft, ſeinem eigenen verſtändigen Plane ein Schnippchen ſchlagend:

Ariel, dich laß ich nimmer
Durch die Lüfte friſch und froh!

Auf der andern Seite aber zerſtören die Reflexionen wirklich alle plaſtiſchen Geſtalten wieder, welche ſich zu bilden beginnen, und die Ironie wendet ſich zuletzt immer gegen das eben Erſchaffene. Dem Ganzen, worein er ſichtbar den tiefſten Gehalt ſeines Nachdenkens gelegt hat, giebt der Dichter ſelbſt den negirenden Titel „Contraſte und Paradoxen". An einer Stelle ſagt er dem

Publicum geradezu, da es ſeine guten Gedichte nicht habe leſen wollen, ſondern nur Novellen verlange, ſo ſolle es nun mit ſeiner ſchlechten Proſa vorlieb nehmen und ſich ſein elendes Buch, eine Amphibie zwiſchen Novelle und Mährchen, voll Geſchwätz und ohne Ereigniß, das er ohne Plan und Grundidee nur ſo darauf losgeſchrieben habe, gefallen laſſen. Es iſt aber Sallets Proſa nicht ſchlecht, und an Plan fehlt es ſeinem Werke gewiß nicht. Wir ſehen alſo hier überall den Holofernes hervortreten. Ja im Grunde iſt ſelbſt die Idee, ein Buch zu ſchreiben, in dem auf allen Seiten Gedanken über die Kunſt ſtehen und eine Kunſterziehung beſchrieben wird und welches dann damit ſchließt, daß das Denken nichts nütze und daß dieſe Erziehung mißlungen ſei, ganz eben ſo, als wenn der Onkel Holofernes ſeinem Neffen eine lange Rede hält und ihm dann ſagt, er habe ſich übrigens den Teufel um Alles das zu ſcheren, was er ihm geſagt. In der That würde auch unſere Novelle ſich zum Theil wieder ſelbſt aufheben, wenn die Ironie die Macht hätte, Subſtantielles zu zerſtören. Aber die beſitzt ſie nicht. Das weiß der Onkel und das weiß der Dichter. Soll ich ſagen, wie mir das Treiben der Ironie vorkommt? Wenn Jemand einen Pfahl eingerammt hat, verſucht er, ob er ihn wieder umreißen kann. Er wünſcht aber, daß er ſtehen bleibe. Die Ironie iſt der Verſucher, der an den Menſchen herantritt. Der iſt der Welt gegeben, daß ſie ſich ſtark an ihm ringe. Ich glaube nicht, daß Sallet ſie in ſeinen letzten Lebensjahren noch in ähnlicher Weiſe gegen ſich gewandt hat. — Vielleicht könnte man ſagen, daß der Junius, wie der Holofernes in unſerer Novelle ihren Untergang gefunden haben.

---

Die Funken und die dritte Abtheilung der geſammelten Gedichte: Epigrammatiſches und Lehrhaftes, betrachten wir zuſammen, weil ſie große Aehnlichkeit haben und die daneben beſtehenden Verſchiedenheiten durch eine Vergleichung am beſten hervortreten. Es ſind kleine Gedichte, welche man etwa Epigramme, Sinngedichte, Lebensregeln nennen könnte. — Nun entſteht das Epigramm, die Aufſchrift, wie ein Jeder weiß. Man hat Etwas gebraucht, man braucht's vielleicht nicht wieder. Man ſchnürt es zuſammen und indem man es weglegt, ergreift man die Feder. Das Sinngedicht iſt ein mächtiger Eindruck, der zu einem Gedanken, Gleichniß, Worte con-

centrirt und in dieſer Form dann im Geiſte bewahrt wird. Die Lebensregel? nun! das Reſultat aus Vergänglichem und Bleibendem. Dort hat man verloren, hier hat man gewonnen, man weiß nun, wo man zu ſuchen hat. — Allen Dreien gemeinſam iſt alſo, daß ſie einen Abſchluß bilden, daß das Individuum ſich durch ſie aus dem Schwanken befreit und in ſich ſelbſt befeſtigt. Dadurch wird das begründet, was wir oben über die Bedeutung dieſer kleinen Sachen ſagten. Sie ſind nicht Papierſchnitzel, ſondern am Lebensbaume des Dichters gewachſen. Sie bilden ein Stückchen Geſchichte für ſich, welches uns Beſchäftigungen, Erlebniſſe und Kämpfe in einer eigenen Weiſe vorführt und in ihrer Beziehung zum Charakter des Dichters zeigt.

Die Funken gehören der Zeit an, in welcher die Zerriſſenheit, der Holofernes und die wahnſinnige Flaſche entſtanden. Unſer Dichter hatte in ihr noch ſo viel mit den Begriffen von Kunſt und ſeinem eigenen Dichtergemüthe zu ſchaffen, daß das ganze übrige Leben ihm gleichſam noch ausſchließlich durch die Poeſie vermittelt ward. Der Charakter, nach dem er hier ſtrebt, iſt nur der Literaten- und Dichtercharakter. Das Leben, in dem er ſich bewegt, iſt ein Literatenleben. Wir ſehen einen Kampf gegen die Kritiker entbrennen und finden in ihm zuerſt den Satz ausgeſprochen, der ſpäter gleichſam die erſte Lebensmaxime Sallets ward:

Sei liebreich, ſchonend und mild inwendig,
Nach Außen iſt Grobheit mitunter notwendig.

Selbſt dem beſſern Kritiker wird für die Perſon des Dichters der Werth abgeſprochen:

Der Kritiker hilft mit Rath uns aus,
Derweil ſind wir längſt darüber hinaus.

Das Literatenleben mit ſeiner Lügenhaftigkeit und ſeinen Prätenſionen wird tapfer geneckt:

Die Nachwelt Dichters Liebſte ehrt;
Die Nähmamſell näht, wäſcht und kehrt.

Des Dichters Sang iſt zarter Hauch;
Das Saufen iſt ein ſchöner Brauch.

Die Dichter ſchließen den Verein;
Das Volk mag gern in Kneipen ſein.

Der ſpielt den Märtyr der ernſten Zeit,
Der nur ein Märtyr der Liederlichkeit.

'S ward Einer verboten und reihend geleſen
Und iſt dennoch ein Lump geweſen.

Sallets Stellung zu allem Cliquenweſen bezeichnet:

„Warum verdirbſt du's mit allen Partei'n?" —
Ich denk', ich rapple mich durch allein.

Die goldnen Zeilen aber, welche aus dieſen Betrachtungen hervorgehen, ſind:

Es hat die Kunſt auch ihre Moral,
Die Pfuſcher ſind eitle Schufte zumal.

Vor's allererſte ſei ein Mann!
Dann mach' dich an die Kunſt heran.

Das Publicum und das Zeitgerede erfüllen den Dichter mit Zorn und treiben ihn an, liebliche Gegenbilder aufzuſtellen.

So:

Sie las von Emancipation des Geſchlechtes,
Das beraubt ſei alles geſelligen Rechtes;
Sie küßte den Gatten, (wer hätt' es geglaubt?)
Sie lächelte hold, leis ſchüttelnd das Haupt.

Und dann dicht hinter dem Spott über ein albernes Thereſäulein:

Die Roſe glüht im blaſſen Licht,
Vom Mondſchein zart umwebet,
Ein blühend Mädchenangeſicht,
Das leiſer Gram umſchwebet,

Als eine Verwahrung gegen alle ſeichten Anforderungen der Zeit, die immer Neues verlangt und Effect ſucht, ſchließen nach dieſer Seite hin folgende Verſe ab:

Was originell! — Sei rein und treu!
Was ewig iſt, bleibt ewig neu.

Der Dichter giebt ſich ſelbſt mit vollem Herzen hin, wo er in einem anderen Dichter etwas Ewiges erblickt. Der Inhalt der Gedichte auf Göthe, Shakespear, Byron, Rückert iſt ſinnender Kunſtgenuß. — Aber das verlockt ihn nicht zur Nachahmung.

Beim Schöpfen — ſingt er — ſteig' ins eigene Gemüth hinein,
Dann ſchenkſt du uns auch gewiß einen eigenen Wein.

Von den Meiſtern fort, wendet er ſich ſeinem eigenen Herzen zu. Auch dort duftet ihm etwas Ewiges entgegen. Auch von da erblühen ihm Sinngedichte, die mit dem zarteſten lyriſchen Hauche umweht

sind. Als den echten Inhalt seines Gemüthes erfaßt er die Liebe, obgleich er schmerzlich wahrnimmt:

Weh' uns! der Liebe Rosenlicht
Blüht ohne des Hasses Dornen nicht;

die Kunstbegeisterung und den Schmerz, der hier als die Sehnsucht nach dem Göttlichen und als das bange Erbeben der Creatur vor dem mächtigen Walten des Schöpfers in ihr selbst erscheint.

Alles ist erblich,
Verderblich;
Der Schmerz nur ist unsterblich.

Was schleicht das Leben, das Auge voll Schlummer!
Mein Herz! wie sehnst du dich nach Kummer!

Ja wohl! ein gutes Gewissen
Das beste Ruhekissen
Für Pinsel;
Aber wenn ein Sturmhauch Gottes durchbraust,
Der wohl auch sein Bett zerrüttelt und zerzaust,
Mit Gestöhn und Gewinsel.

Herr, über mich sandtest du deinen Geist!
Ich duld' es still,
Ob er mich zu Wirbeln und Rissen auch reißt,
Und zermalmen will.

So endigen die Funken auf eine Weise, welche bestimmt an die unter dem Titel Zerrissenheit zusammengefaßten Gedichte erinnert.

Das Epigrammatische und Lehrhafte (Ges. Ged. S. 145 u. f.) liegt der Zeit näher, in welcher das Laienevangelium entstand. Es kehren darin nur in neuem Gewande einzelne Gedanken wieder, die wir schon kennen; so z. B. in:

Man kann im Herzen Milde tragen
Und doch mit Keulen drunter schlagen.

Die Alles gelten lassende Zahmheit
Bezeugt nur des Herzens Lahmheit;
Die wahre Liebe tritt schonungslos
In den Staub, was schön nicht ist, noch groß.

Auch wird über die Poesie noch Manches beigebracht, was als Ergänzung zu dem oben Angeführten gelten kann, z. B.:

Ist's in dir nicht klar und rein:
Gieb uns Disharmonie!
Doch mußt du drauf bedacht auch sein,
Als Mann zu lösen sie.

Endlich wird auch hier von ähnlichen Prinzipien ausgegangen; aber die Poeſie bildet nicht mehr den Mittelpunkt, um den ſich Alles dreht. Der Dichter kehrt ſich vielmehr dem Leben zu und ſchließt mit den Grundſätzen, Anſichten und Maximen ab, die ihm hier als die gewöhnlichen entgegentreten. Die Religion tritt uns näher und die Bibel gewährt Gleichniſſe und Beiſpiele. Durch Beides entſteht ein weſentlich neuer Charakter. In den Funken durfte unſer Sallet, als Dichter auftretend, mit Scherz und Spott von ſich abſchütteln, was ihn von Außen ſtörend berührte, denn der Dichter bildet in gewiſſem Sinne eine Welt für ſich und kann allein ſtehen. Er ward ſo frei und gewann Ruhe, für ſich ſelbſt zu leben. Die Kämpfe in ſich brachten ihre reiche Ernte, das Anſchauen der Schönheit verbreitete ein freundliches Licht. Zur Kraft geſellte ſich die Milde und es entſtand eine Form, die, faſt durchaus poetiſch, ſich zuweilen zur vollendeten Schönheit abrundete. — Hier ſieht der Dichter im Leben eine Anſicht herrſchen, welche von allem Höchſten in der Menſchenbruſt, von der Kraft, dem Selbſtbewußtſein und dem freien ſelbſtändigen Denken nichts wiſſen will und ſich Scheintugenden aus der Schwäche, dem bewußtloſen, in Sinnlichkeit ausartenden Gefühle und der knechtiſchen Unſelbſtändigkeit bildet und dieſe verehrt. Er wird ſchnell damit fertig, dieſe Götzen von ſich abzuwehren und ſeine eigenen Grundſätze aufzuſtellen:

(Das iſt Pietät, ich ſag' es frei,
Die mit Liebe forſcht, was zu ehren ſei.

Wiſſe deine Kraft zu achten,
Daß du magſt nach Großem trachten.

Mehr werth iſt ein Irrthum, den du ſelbſt gefaßt,
Als Wahrheit, die du auswendig gelernt haſt.

Schaffſt du was Recht's mit Geiſt und Hand,
Dann nur zeigſt du dich gottverwandt.)

Aber als Menſch unter Menſchen kann und darf er ſich vom Leben nicht losſagen. Er ſieht, was ihm verhaßt iſt, unverändert vor ſich und wird von Ingrimm und Wuth erfaßt. Alles Abwehren von ſich bringt keine Ruhe und keinen Genuß. Der ſchwere Panzer erklingt gleichſam unaufhörlich an der weichen Dichterbruſt. Es giebt keinen Frieden. Der Styl ſelbſt in ſeiner volksthümlichen Derbheit, die unmetriſchen Zeilen voll proſaiſcher, hämmernder Accente, der

Hohn, der ſie durchweht, Alles athmet gleichſam den Geiſt des Handgemenges aus. Wie ein Racheengel erhebt ſich der Dichter:

Was Nachſicht, Mitleid und Geduld,
Des Geiſtes Mißgeſtalt iſt Schuld.

Wir fühlen uns in eine altdeutſche Kampfſcene verſetzt, in der der Kampf ſelbſt zum Vergnügen wird. In der That, wie oben der Dichter im Schmerz das Höchſte erkannte, was das Gemüth umſchließt, ſo erblickt er hier im Kampfe den eigentlichen Kern des Lebens und erhebt ihn zum erſten Moralgeſetze:

Wollt ihr Einen ſeh'n, der mit ſtillem Geiſt
Und voll herzinniger Milde
Eine ganze Welt zuſammenſchmeißt —
Schaut auf zu Chriſti Bilde!

Es ruft, wem Chriſti Lehre werth:
Nicht bring' ich den Frieden, ich bringe das Schwert.

Wie edel iſt wilder Fanatismus!
Wie ſchmachvoll zahmer Quietismus!

Wo zeigt ſich des Geiſtes lebendige Macht?
Auf dem Kirchhof, oder in tummelnder Schlacht?

Selbſt ſeinem Gotte will er nur als Held entgegentreten:

Nicht wähne, daß du Gott nach Kräften liebſt,
Wenn du gleich einem Mädchen hin dich giebſt;
Du mußt wie Jakob kräftig mit ihm ringen,
Soll er dich ſegnen, mußt du ihn bezwingen.

Und wenn er ſich ſelbſt den Menſchen gegenüber denkt, ſo iſt's in rauher Form, daß alle Weichlinge vor ihm zurückbeben:

Sei Leu! wenn Narrenhände
Dir in der Mähne kratzen,
Dann mach' dem Spiel ein Ende
Und zeige deine Tatzen.

Nur dem Kräftigen will er gewärtig ſein:

Sei rauher Fels! verſchwende keine Gabe,
Tief in der Bruſt verbirg den friſchen Quell;
Doch trifft ein Moſes dich mit ſeinem Stabe,
Dann ſpende deine Schätze reich und hell.

Sei reife Cocosnuß, das iſt am beſten,
Steinhart die Schale, hanfig zäh' umſponnen,
Auf daß es nur gelingt der Fauſt, der feſten,
Kräftig zu ſägen, bis der Kern gewonnen.

Wer aber dich erbrochen hat mit Eisen,
Dem sollst du gern der Mühe Lohn auch schenken,
Mit deines Denkens Fleisch sollst du ihn speisen,
Mit deines Fühlens milder Milch ihn tränken.

---

Hier nun befinde ich mich in dem Falle, einmal von dem im Anfange angekündigten Plane abzuweichen. Es läge uns nämlich ob, jetzt die Romanzen, Legenden und Balladen (Ges. Ged. S. 167) einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Ich kann mich aber nicht dazu entschließen, das so ausführlich zu thun, als man es nach der Schönheit, Bedeutung und Mannigfaltigkeit dieser Gedichte wohl erwarten könnte. Sie bilden nicht eine geistige Einheit, bezeichnen für sich keine bestimmte Stufe oder Richtung in der geistigen Entwickelung unseres Dichters und gehören auch nicht einem einzelnen Zeitraume seiner poetischen Thätigkeit an. Wollten wir sie also in ihrem Zusammenhange mit dem Geistesleben Sallets darstellen, so müßten wir recapituliren, was wir gesagt haben und dem vorgreifen, was wir bei Betrachtung der übrigen Werke mehr im Zusammenhange sagen können. Wir überlassen es also lieber dem Leser, hier selbst zu arbeiten und begnügen uns, zwei Bemerkungen zu machen, die ihm dabei förderlich sein dürften.

Zuerst erinnern wir an Sallets Ausspruch:

Du meinst, wenn ich eine Ballade dichte,
Ich erzähle dir eben nur eine Geschichte;
Guck' nur ein Bischen schärfer hin!
Mein' Seel'! es steckt gar ein Gedanke drinn.

Verstehe das nicht falsch, lieber Leser, und glaube nicht, daß in den Gedichten, welche du vor dir hast, versteckte Anspielungen lägen, die du aufsuchen müßtest. Alles Geschehene geht vom Leben, alles Leben vom Geist aus, aller Geist ist einer. Es läßt sich also alles Geschehene aus dem allgemeinen Geiste heraus verstehen und verständlich machen, und dann ist es selbst ein Gedanke geworden. Eine Geschichte geht aber nicht auf das Allgemeine, sondern auf das Einzelne, sie stellt nicht das Innere, sondern das Aeußere dar. Sie will uns immer etwas Besonderes, Neues und Einziges berichten. Dadurch wird sie zu einem leeren Gehäuse, zu einem Körper, dem die Seele fehlt. Der Dichter, der die Geschichte zum Gedicht macht, versetzt das Einzelne wieder in das Allgemeine, giebt dem Aeußeren

ein Inneres und erreicht gerade die ſchlagendſte Wirkung dadurch, daß er uns im Beſonderen ein allgemeingültiges Geſetz, im Neuen ſomit das Alte und in dem Einzelnen Etwas erkennen läßt, was ſich ſehr gut öfter wieder ereignen könnte. Er ergänzt, was fehlt, und führt in das Geſchehene den Gedanken zurück, der vom Anfange an darin lag. Hat alſo Jemand mit ganzer Seele aufgefaßt, was der Dichter erzählt, ſo hat er auch den Gedanken des Dichters ſchon in ſich aufgenommen. Thut die Phantaſie das Ihrige, ſo fällt dem Verſtande der Gewinn von ſelbſt in den Schooß. Bloßes Grübeln dagegen gewinnt dem Dichter nichts ab.

Zweitens mache ich darauf aufmerkſam, daß ſich bei der Wahl und Erfindung von Stoffen für eine objective Darſtellung das Seelenleben eines Dichters eben ſo gut ausſpricht, als bei der Reflexion, und daß das bei unſerem Sallet ganz beſonders deutlich der Fall iſt.

In manchen Gedichten unſerer Abtheilung, z. B. der Elfenwirthſchaft und Horniſſenkönigs Noth, genügt ihm noch das Mährchenhafte, das blos die Phantaſie beſchäftigt, oder es dient — wie in der Walderinnerung und dem Heimathherd — die Handlung nur der Situation und dem dadurch veranlaßten Gefühle, oder es ſind — in dem Organiſten, dem Lebehoch, dem letzten Liede (vgl. dabei die erwachte Roſe S. 38) — träumeriſche Vorſtellnngen tröſtlichen Inhalts, welche zur Darſtellung kommen. Kurz! wir befinden uns ganz innerhalb jener Sphäre des Geiſteslebens, die wir oben beim Naturleben geſchildert haben.

In dem Volksliede, der Liebesmacht und dem alten Geiger dagegen werden ſchon Vorſtellungen verkörpert, welche aus dem Nachſinnen des Dichters über das Weſen der Poeſie entſprungen ſind und an Einzelnes im Holofernes und Schön Irla erinnern.

Dann reihen ſich Lieder von der Kraft an. Der Doge und der ſtarke Hakon zeigen elegiſch die Männlichkeit mit dem Schmerze vereint. In dem letzteren wird man an folgende Zeilen der Funken gemahnt:

> Dich zermalmt mein umfangender Eiſenarm;
> Ach! auch die Liebe bringt Todesharm.

Der Dörflinger und Ziethen ſind blos Bilder der derben Thatenluſt.

Zu den Ideen, die im „Pantheismus" und im Laienevangelium vorherrſchen, führen uns Michel Angelo und Erwin von

Steinbach über; ja das letztgenannte Gedicht wird erst durch das Laienevangelium (S. 165) verständlich.

In einigen anderen Gedichten — z. B. zwei tragikomische Geschichten, Wat Tyler, Börne, Junker Grün — tritt dann schon die Theilnahme an allem menschlichen Ringen nach Freiheit hervor, die in den ernsthaften Gedichten ihren vollendeten Ausdruck findet.

Endlich ist in dem Gedichte Nero und in den folgenden bis ans Ende die Geschichte selbst ihrem wesentlichen Inhalte nach zum Gegenstande gewählt worden und zwar gerade in denjenigen Theilen, welchen auch in den Atheisten die größte Bedeutung für die Schicksale des Menschengeschlechts zugeschrieben wird.

---

Nach dieser kurzen Unterbrechung wenden wir uns nun dem Laienevangelium zu, bis an dessen Schwelle uns gleichsam die epigrammatische Abtheilung der Gedichte schon geführt hat. Was dort mehr im Einzelnen und in Bezug auf Sitte und Lebensmaximen geschah, daß nämlich der denkende Geist ihnen gegenüber seine Selbständigkeit und Autonomie geltend machte, das werden wir hier mehr im Ganzen und in Bezug auf das Christenthum sich wiederholen sehen.

Das Laienevangelium ist seinem Ursprunge nach der Abschluß des Dichters mit dem Christenthum.

Der Dichter trat durch die Veröffentlichung dieses Werkes aufs Entschiedenste mitten in die Geistesbewegung der Zeit hinein, die eben dieselbe Aufgabe zu lösen beschäftigt ist und dazu nicht durch Diesen oder Jenen blos veranlaßt, sondern durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit gedrängt wird. Jeder Glaube weist nämlich über sich selbst hinaus. Die Form der Ueberlieferung in menschlicher Rede bedingt es, daß er nicht blos nachgesprochen und gefühlt, sondern auch gedacht sein will. — Es scheint das leicht, so lange das gesammte Denken eines Volkes noch im Glauben wurzelt, denn dann sind die ersten Begriffe, die der Einzelne lernt, eben schon das A. B. C. des Glaubens, und indem er sie später verbindet, denkt er der Form nach den Glauben wirklich; während er dem Inhalte nach sich freilich nur in einem unfruchtbaren Kreise bewegt. — Sobald aber eine Nation zu einem wissenschaftlichen Denken gelangt ist, welches auf Begriffen ruht, die ganz aus der äußeren oder inneren Erfahrung entnommen

ſind, und in Folge deſſen die Einſicht entſteht, daß die menſchliche Sprache nur für ſolche Erfahrungen und im Grunde nur für die Acte der Geiſtesthätigkeit Ausdrücke beſitzt, zu etwas Transcendentem und Jenſeitigem aber gar nicht zu gelangen weiß, ſo erſcheint der offenbarte Glaube dem denkenden Menſchen als etwas Dunkles und Fremdes, und der Verſuch, ihn zu denken, als ein ſich ſelbſt widerſprechendes Unternehmen. Eine Offenbarung ſoll ein göttlicher Inhalt ſein, d. h. etwas von menſchlichen Gedanken Verſchiedenes, alles Denken bleibt aber eben nur ein menſchliches. Die Sätze, in denen ſie ſich kund giebt, ſind nur ſcheinbar verſtändlich. Denn die Gegenſtände ſollen ja nicht im menſchlichen Bewußtſein vorhanden ſein, wir haben alſo für ſie blos inhaltloſe Namen. Von den Prädikaten aber, die ihnen beigelegt werden, ſagt ſich Jeder, daß ſie nicht in ihrem irdiſchen Sinne genommen werden dürfen. Dem armen Menſchen wird alſo zugemuthet, lauter Sätze zu denken, deren Subjecte er nicht kennt und von deren Prädikaten er nicht weiß, was ſie bedeuten. Das geht nun nicht an und das Reſultat iſt, daß der Glaube dem Denkenden in der Weiſe, wie er ſich ſelbſt giebt, zu einem bloßen Wort- und Bilderkram wird, mit dem er nichts anzufangen weiß. — Nun beſteht aber der Glaube und was noch mehr bedeutet, er iſt entſtanden und als Factum gar nicht abzuleugnen. Er muß alſo in dem Gläubigen und vor Allem in den Glaubensſtiftern eine Wirklichkeit beſeſſen haben und noch beſitzen. Seine Nichtigkeit im Auge des Denkers kann nur ein Irrthum ſein. — Dieſen Schluß haben die franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts nicht gemacht und ſind darum bei dem abſoluten Verkennen des Glaubens ſtehen geblieben. Die deutſchen Philoſophen dagegen kommen, glaube ich, gerade dadurch vorwärts, daß ſie das Vorhandenſein eines Irrthums zugeſtehen und ihn aufſuchen. — Irrt der verſtändige Denker ſich und liegt im Glauben ein Denkinhalt, ſo irrt ſich offenbar der Gläubige ebenfalls und zwar zugleich über ſich und über das Offenbarte. Iſt der Inhalt des Glaubens göttlich und der Gläubige erfaßt ihn, ſo muß er ſelbſtändig die fehlenden Begriffe zu den Subjecten ſchaffen und die Bedeutung der Prädikate auffinden. Der menſchliche Geiſt erzeugt alſo aus ſich heraus das Göttliche und der Gegenſatz von göttlich und menſchlich im Denken iſt nur graduell, nicht weſentlich. Das menſchliche Denken iſt oder wird im Fortſchreiten göttlich und offenbart ſich ſelbſt, ſtatt daß ſcheinbar ihm

Etwas offenbart wird. Es iſt alſo der Uebergang zu dem anderen möglichen Satze, daß nämlich der Inhalt des Glaubens menſchlich ſei, ſelbſt bei dem entgegengeſetzten Zugeſtändniß nothwendig. Das Wiſſen als menſchliches Denken und der Glaube als göttliches Denken ſind nur der Form nach verſchieden. Entweder beide oder keins hat Anſpruch auf eine göttliche Abkunft. Die Form des Glaubens beſteht nun aber gerade darin, daß der Geiſt, was er ſelbſt erſchaffen hat, für ein fremdes Product hält, die Form des Wiſſens dagegen im Bewußtſein der Selbſtthätigkeit. Das Wiſſen kann alſo die Form des Glaubens nur für eine unwahre halten und muß darauf bedacht ſein, ſie zu beſeitigen. In Betreff des Inhalts aber iſt und bleibt ſtets die Möglichkeit vorhanden, daß er noch Etwas enthält, was noch nicht ins Bewußtſein übergegangen iſt. Das Wiſſen gewinnt alſo aus dem Glauben noch einen Gehalt, und was äußerlich betrachtet als eine Feindſeligkeit erſcheint — wenn es die Religion einer Kritik unterwirft — iſt das Werk der höchſten Pietät, indem gerade nur durch das Zerſtören der lügenhaften Schaale ein Kern gewonnen wird, der für den Menſchen in unſerer Zeit eine Bedeutung hat, weil er in das Geiſtesleben überzugehen und ſich weiter zu entfalten fähig iſt. Wie Sallet (S. 92—95) ſchön darſtellt, hat Chriſtus das Geſetz und die Propheten erfüllt und eben dadurch das Judenthum aufgehoben. Die Philoſophie arbeitet heute daran, das Chriſtenthum zu erfüllen und wird es eben dadurch aufheben, daß ſie einen conſervativen Charakter angenommen hat. Aber dieſes Aufheben iſt nicht, wie das blos negative Beſeitigen, etwas Bedauerliches. Es iſt, wie Sallet ſagt, der Arbeit des Frühlings gleich, der das alte Laub durch junge Sproſſen vom Zweige abſtößt. Wem fiel es ein, ihn deshalb zu beſchuldigen?

Unter den Männern nun, die in dieſem Sinne gearbeitet haben, ſind von den Kritikern beſonders oft Hegel und Strauß als diejenigen genannt worden, an welche ſich Sallet in ſeinem Laienevangelium am nächſten angeſchloſſen hat. Es iſt das in Betreff der Grundanſicht, von der ausgegangen wird, allerdings wahr; aber es hätte darüber nicht vergeſſen werden ſollen, daß es nicht auf ſie allein, ſondern auch auf den Gegenſtand und auf die Form ankommt, und es hätte häufiger, als es geſchehen iſt, darauf aufmerkſam gemacht werden ſollen, wie in beiden Beziehungen Sallet eine ganz eigenthümliche Stellung einnimmt.

Der Gegenſtand iſt zwar überall das Chriſtenthum, aber das iſt eine bloße Einheit der Benennung, denn man kann ſehr verſchiedene Dinge darunter verſtehen. Hegel faßt als das Chriſtenthum die Dogmatik auf, Strauß hat es in ſeinem Leben Jeſu nur mit den Evangelien zu thun. Ein Anderer kann ein beſtimmtes Symbolum, oder, wie Schleiermacher, das Bewußtſein der Gemeinde heutigen Tages, oder die Geſinnungen der älteſten Chriſtengemeinden darunter verſtehen. Bei Sallet bemerke ich: er polemiſirt gegen die Theologen und gegen den Geiſt, der in ihnen und den Gemeinden lebt, eben ſo gegen die Dogmen, ohne ihre gewöhnliche Faſſung als Hülle eines tieferen Sinnes darzuſtellen. Er geht alſo von der Grundanſicht aus, daß die ganze Geſchichte der chriſtlichen Religion uns nur einen Abfall vom Chriſtenthum zeigt, daß der ganze Schoß, den nun bald zwei Jahrtauſende getrieben haben, umgehauen und aus der Wurzel ein neuer gezogen werden muß. Luther hat vor drei Jahrhunderten eine Auflöſung des hiſtoriſch Gebildeten verſucht, blieb aber im Grunde bei derjenigen Dogmatik ſtehen, welche ſchon in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung entſtanden war. Einzelne Secten haben es verſucht, ſich um Dogmatik unbekümmert nur an das Wort der Bibel zu halten. Sallet wendet ſich gegen ſie mit den Waffen der Kritik und behandelt die meiſten Erzählungen von Chriſtus ſo, als ob ſie Erzählungen Chriſti wären, d. h. er behandelt ſie als Parabeln, erfunden zur Belehrung; oder er läßt ſie ganz bei Seite liegen. Nur das Hauptfactum, Leben, Lehre und Tod Chriſti, ſtehen ihm feſt. Sein Chriſtenthum liegt in denjenigen Worten des Erlöſers, in welchen er ſich über ſein Verhältniß zu Gott ausſpricht, das neue Reich Gottes verkündigt und eine geläuterte Moral lehrt. Er hält ihn nicht für frei von einzelnen Anſichten ſeiner Zeit (vgl. z. B. S. 34), glaubt aber in ihm den Mann zu finden, der zuerſt Gott in ſich als Geiſt, den Geiſt als das Weſen ſeiner ſelbſt, wie der Welt, und alles Andere nur als leeren Schein erkannte und dieſer Erkenntniß gemäß handelnd zu einem Muſter vollkommener Selbſtverleugnung und zum Stifter einer neuen Zeit wurde. Er geht alſo nicht blos, wie Leſſing ſchon vorſchlug, von der chriſtlichen Religion zur Religion Chriſti zurück, ſondern ſelbſt von dieſer noch auf ihre Baſis, auf das Bewußtſein, das ſie erzeugte. Er will nicht, daß der Chriſt blos von Chriſtus glaube, was dieſer von ſich ſagt, ſondern daß er es auch von ſich ſelbſt glaube. Die chriſtliche Religion

beſtehe ihm alſo darin, daß ein jeder Chriſt ſich zu dieſem Bewußtſein zu erheben ſuche und darauf hinarbeite, daß das ganze Menſchengeſchlecht ſich einſt zu einem Chriſtus verkläre. Von den erſten Jüngern an bis auf unſere Tage zieht ſich eine Scheidewand, welche den Gottmenſchen von dem Menſchen trennt. Das Laienevangelium will ſie vernichten, indem es von Allem, was Chriſtus von ſich ausſagt, die Allgemeingültigkeit nachweiſt, oder es in dem Sinne umdeutet, und den Menſchen zeigt, daß der Gottmenſch in ihre eigene Bruſt eingezogen iſt, ſobald ſie ſich und die Welt für den Geiſt hinzugeben bereit ſind. Ein einziges Gedicht mag als Beleg und gleichzeitig als weitere Erklärung dafür hier ſtehen.

Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater (S. 348—352).

„Kenntet ihr mich, ihr kenntet auch den Vater.
Auch kennt ihr ihn, denn ihr habt ihn geſehen.“
Da ſpricht Philippus: „Zeig' uns, Herr, den Vater!
So wird zum Glauben uns genug geſcheh'n.“

Und Jeſus ſpricht: „So lange bei euch bin ich,
Philippus, und noch nicht erkannt von dir?
Den Vater ſieht, wer mich durchſchaut hat innig.
Wie ſprichſt du denn: Herr, zeig' ihn uns! zu mir?“ —

Gott iſt kein Ding, das man dir vor kann zeigen,
Ob er, ein Geiſt, das Weltall auch durchwallt.
Nur als du ſelbſt, in dir, wird er dein eigen,
Nicht als ergreifbar fremde Gottgeſtalt. —

Ein ſtarr Geſetz noch, feſt nach Zeit und Raume,
Trägt ihn in ſich der goldnen Sterne Zier,
Die Pflanze hat ihn in des Wachsthums Traume,
Im dumpfen Fühlen ſeiner ſelbſt das Thier.

Im Menſchen aber rafft er ſich zuſammen,
Und wird zum Geiſte, der ſich ſelber weiß,
Der die Gebilde all', ſo ihm entſtammen,
Zurückverſchlingt in des Bewußtſeins Kreis.

So weit iſt jedes Weſen ſein theilhaftig,
Als es, entwickelnd ihn, ihn in ſich hegt.
Doch das nur heget ihn in ſich wahrhaftig,
Das, eigner Wahrheit treu, ſich ausgeprägt.

Drum darf nicht dieſer oder jener ſagen:
„Den Vater ſeh't ihr, wenn ihr ſeh't auf mich.“ —
Der jeder ſchlechten Zuthat ſich entſchlagen,
Aus der Zerſtreuung in die Einheit wich,

Der in ſich ſelbſt ſich, durch ſich ſelbſt, gereinigt,
Bis er ſich ſelbſt zum wahren Menſchen ſchuf,
Dem ziemt allein: „Seht hier in mir vereinigt
Den Vater und den Sohn!“ der ſtolze Ruf.

Und Chriſtus iſt's allein, der das vermochte,
Gott, wie er ſich im Menſchen rein verklärt.
Er iſt die Flamme, wir ſind nur die Dochte,
Die Vielen, ſo der Eine alle nährt.

Noch blieb er für uns Alle drüben ſtehen,
In ſeinem Geiſt nur wohnte Gott ſich ein.
Wir Alle müſſen von ihm borgen gehen,
Der Gott in uns iſt nur ein Widerſchein.

Doch jene Schranke müſſen wir bezwingen,
Sonſt blieb' uns Gott ein äußrer, ob auch nah.
Des Welterlöſers ſiegendes Gelingen
Steht nun als Sollen für uns Alle da.

Wir dürfen der Vergöttlichung Beſchwerden
Nicht ihm aufbürden ſtets an unſrer Statt.
Die ganze Menſchheit muß ein Chriſtus werden,
Der in ſich ſelber Gott beſchaut und hat.

Dann ſind wir All' in Gott, Gott in uns Allen,
Wir thun und reden Gottes Werk und Wort,
Was an uns unwahr, iſt in Staub zerfallen,
Nur Gott blieb übrig, in uns ſelbſt, nicht dort. —

Doch horch! ſchon hör' ich zornesheiſre Stimmen:
„Du Läſterer; zichſt du Gott zu uns in Staub?“
Verſteht mich erſt, eh' ihr euch wollt ergrimmen!
So hört mich denn, wenn euer Ohr nicht taub!

Wohl iſt in uns Gott wahrhaft gegenwärtig,
Als Werdender, der in ſich ſelbſt kehrt ein;
Doch für ſich ſelber iſt er ewig fertig,
Und Selbſtbejahung iſt ihm jedes Nein.

Wir zieh'n ihn aus der Endlichkeit Verkettung
Stets in der Freiheit Geiſtigkeit hinauf,
Doch nur für uns iſt es Gefahr und Rettung,
Und nur in uns ein wechſelnder Verlauf.

Wir fühlen's in uns als ein ſtreitend Walten,
Ein ewig neues Gottgeborenſein;
In ihm iſt's nur ein ſtilles Selbſtentfalten,
Stets in ſich ſelbſt, heraus nicht noch hinein.

Wir ſind der Leib, durch den der Geiſt ergoſſen
Sich regt und wirkt, ſich ſelber äußerlich.
Doch er bleibt in ſich ſelber abgeſchloſſen,
Ein unveräußerliches, feſtes Ich.

Wirſt du dein eignes Selbſt nicht nennen
Den Leib, der dich dir ſelbſt begreiflich macht?
Du kannſt ihn nicht von deinem Geiſte trennen,
Was jener thut, hat dieſer nur vollbracht.

Und doch — ob auch der Geiſt in Lebenswogen
Der Leibesgliedrung kleine Welt durchkreiſt,
Bleibt er doch wiſſend auf ſich ſelbſt bezogen,
Nicht in dem Leib vertheilt, bleibt ganzer Geiſt.

Und höher iſt der Geiſt, denn alle Glieder,
Da er in ihnen nimmer ſich verlor. —
So ſteigt auch Gott in uns zur Erde nieder,
Und bleibt doch bei ſich ſelber, wie zuvor.

Der fleiſchgewordne Gott, der ſind wir Alle,
Doch über uns verehren wir den Geiſt,
Der über des Vergehns und Werdens Schwalle
Allwiſſend in ſich ſelber ruht und kreiſt.

So ſagte Chriſtus: „Er und ich ſind Eines.“
Und: „Größer iſt der Vater dort, denn ich.“
Ein Widerſpruch euch Kindern nur des Scheines,
Denn Eins kann ſein, was doch getheilt in ſich.

War Chriſtus Gottes Ganzheit, unzerſchlagen,
Wie ihr's ihm nachſagt bis auf dieſe Zeit:
„Ich ſelbſt bin größer, als ich ſelbſt“ zu ſagen,
Wohl Unſinn war's, und nicht Beſcheidenheit.

Der reine Lichtſtrahl aber ſagt mit Wahrheit:
„Ich ſelber bin das Licht und bin es nicht.
Es iſt in mir in ſeiner ganzen Klarheit,
Doch iſt es nur in mir, da es ſich bricht.“

So iſt in uns auch Gottes Licht gebrochen,
Das ſeine Welt vergeiſtigend durchflicht.
Wir ſind nur Worte, ſo der Herr geſprochen,
Er iſt das Wort, das ewig ſelbſt ſich ſpricht.

Nach dem oben entwickelten Begriffe war nun das Chriſtenthum urſprünglich kein Glaube, ſondern ein Wiſſen. Es wurde zu einem Glauben erſt durch die objective Auffaſſung in den Gemüthern der unvorbereiteten Menſchheit, und das Begreifen des Chriſtenthums beſteht eben nur darin, daß es aus dem Glauben das

Wiſſen wieder geläutert, gereinigt und nun unverlierbar wieder hervorgehen läßt. Der Philoſoph ſteht daher ihm gegenüber nur als der Interpret da, der die Einſicht ſeiner Wahrheit vermittelt, über die darin gegebenen letzten Reſultate aber nicht hinauskommt. Aus den Aeußerungen Chriſti, oder wenn man es nicht von allen zugeben will, aus vielen Aeußerungen, die ihm zugeſchrieben werden, wenigſtens ſieht man, daß das höchſte Selbſtbewußtſein, die letzte mögliche Lebensanſicht in der Perſon des Erlöſers wirklich vorhanden war, ohne daß wir ſagen können, wie er ſie erlangt hat und ob er ſich ſelbſt darüber Rechenſchaft ablegen konnte.' Genug, er ſteht ganz außerhalb der gemeinen Lebensanſicht, welche dem Menſchen, als einem an die Natur gefeſſelten Weſen, gewöhnlich iſt. Der Philoſoph dagegen geht gerade von dem natürlichen Bewußtſein des Menſchen aus, wird dabei des Zwieſpaltes zwiſchen Natur und Geiſt inne und gelangt, indem er von einem Löſungsverſuch zum anderen fortſchreitet, zu der Einſicht, daß als letztes Ziel ein ungeſtörtes Leben des Geiſtes im Geiſte nothwendig iſt. Mit dieſer Einſicht iſt aber keineswegs ſchon die Ruhe des Geiſtes in ſich und ſomit das höchſte Selbſtbewußtſein als ein bleibendes erkämpft. Denn einmal hält ſeine Arbeit den Philoſophen ſelbſt in einer ſteten Mitte zwiſchen Himmel und Erde und man könnte ihn mit dem Johannes vergleichen, der nur die Wege bahnt, die der Erlöſer gehen ſoll. Er öffnet die Pforten des Himmels, allein hinein fährt nicht das Denken, ſondern nur die That. Das Leben mit ſeiner Unmittelbarkeit bleibt auch dem Denker gegenüber eine Macht; neben dem künſtlich vermittelten Gottbewußtſein erhält ſich die gemeine natürliche Lebensanſicht und die Herrſchaft des Geiſtes bleibt ein bloßes Sollen, wenn wir uns nicht zuſammenraffen und durch die That das Gemeine in und außer uns vernichten und ſo zur Einheit in uns und zu einem ungeſtörten unmittelbaren Bewußtſein gelangen. Der Philoſoph ſteht ſo dem Erlöſer gegenüber, wie der Theoretiker dem Künſtler. Jener iſt vielleicht an Einſicht reicher, dieſer dagegen an Kraft. — Wenn nun Jemand mit dem Wiſſen des Philoſophen an das Bild Chriſti herantritt, mit inniger Liebe jeden Zug verfolgt, der uns durch die Nacht der Jahrhunderte entgegen leuchtet, und dadurch in ſich ſelbſt den Funken des unmittelbaren Gottbewußtſeins hinüberzuleiten und ſein ganzes Wiſſen in ein heiliges Wollen, in eine erleuchtete, von der Welt ungeirrte Thatkraft zu verwandeln ſucht, ſo wird er uns allerdings immer noch

Philoſophie zu lehren ſcheinen, aber in einer Form, die über die Philoſophie hinausgeht und ſeinem Werke auch neben ihr einen bleibenden Werth verleiht. Das iſt von Sallet geſchehen. Er iſt ein Wiſſender, aber er ſtellt ſich nicht als einen ſolchen vor uns hin, um bei jedem Worte Chriſti eine neue Lehre anzubringen, ſondern als einen Begeiſterten, der aus jeder Aeußerung des Herrn einen Lebensfunken lockt und durch tauſend Fäden das lebendige Bild mit der abſtracten Theorie verbindet und jenes dadurch verſtändlich, dieſe zu einer moraliſchen Kraft macht. Die innere Aufregung, in welcher unſer Dichter ſchrieb, machte den Gebrauch der gebundenen Rede nothwendig. Doch ließ freilich der Widerſpruch der ſich miſchenden Elemente — Erzählung, Polemik, Erklärung — keine poetiſche Form im höheren Sinne entſtehen, da ſie auf einer Einheit der Stimmung und auf einer von keinem äußeren Widerſpruch geſtörten Entwickelung der Gedanken beruht. — Wir werden vielmehr oft an Göthe's Beſchreibung des Propheten erinnert, den er dem Dichter in folgender Weiſe entgegenſetzt: „Beide ſind von einem Gotte ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er, ſucht mannigfaltig zu ſein, ſich in Geſinnung und Darſtellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen, beſtimmten Zweck; ſolchen zu erlangen, bedient er ſich der einfachſten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkündigen und, wie um eine Standarte, durch ſie und um ſie die Völker verſammeln. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß alſo eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.“ Ja! wie eigentlich ein aſcetiſcher Geiſt in dem ganzen Laienevangelium lebt, ſo muß man dem Dichter ſelbſt darin in allem Ernſt eine ſtrenge Enthaltſamkeit von allen Reizen der Phantaſie beimeſſen. Was er als „Rechtes Faſten“ (S. 132) ſchildert, paßt auf ihn ſelbſt:

Preisgeben ſollſt du ſüßer Träume Rauſch
Für des Gedankens herbe Nüchternheit;
Geſell'gen Wortes mühlos heit'ren Tauſch
Für arbeitſtrenge Geiſteseinſamkeit.

Das iſt das wahre, innre Faſten jetzt,
Das frei der Geiſt ſich ſelber auferlegt,
Der ſich verflüchtigt, wenn er ſich ergetzt,
Sich ſtärkt, wenn er des Denkens Laſten trägt.

An die Stelle von Jamben treten zum Theil Verſe, in denen man nur, wie in mittelalterlichen deutſchen Gedichten, Hebungen, aber nicht metriſche Versfüße zählen kann. An die Stelle des muſikaliſchen Wechſels von Längen und Kürzen, die in einem Strome dahinfließen und gleichſam der Continuität der poetiſchen Anſchauung entſprechen, tritt die volle Schärfe der proſaiſchen Wortaccente, die den Satz zerreißt, um dem Verſtande zu Hülfe zu kommen. — Statt daß ſonſt die Poeſie ein freier Erguß, ein liebliches Sichgehenlaſſen iſt, tritt ſie hier auf als ein energiſches Sichzuſammenraffen und ein kräftiges Bewegen in ſelbſt geſteckten Grenzen. Sie ladet nicht zum Genuß, ſondern zur Arbeit ein, ſpannt die Sehnen nicht ab, ſondern an, führt uns nicht aus dem Innern hinaus zur Ruhe der Anſchauung, ſondern treibt den Leſer und Hörer in ſich hinein, bis alle Sinne ſchwinden und die unruhigſte Sehnſucht nach einem neuen Leben ihn ergreift. Statt der Schönheit im Werke und des Talentes im Dichter bewundern wir hier in den Worten die Kraft, in dem Manne den Charakter. Kurz, ohne daß wir es uns ſelbſt bewußt werden, lernen wir dies Werk wie eine Handlung, nicht wie ein Produkt beurtheilen und der Dichter wird uns zum Helden, der den Flamberg ſchwingt und dem freien Geiſte eine Gaſſe bricht. Aus der Einſamkeit tritt er heraus auf den Markt unter das Gewühl der Menſchen und als ein Redner bekämpft er, was ſich ihm entgegenſtellt.

Doch verleugnet ſich darum freilich der Dichter im Einzelnen nicht. Wie auf rauhem Fels bunte Blumen, ſproſſen oft zwiſchen hart verſtändigen Reden liebliche Gleichniſſe und aus der ſtrengen Einfachheit erhebt ſich die Sprache oft zu einer naiven Schönheit, die etwas Rührendes an ſich hat, wie die Anfänge der Kunſt, die ſich erſt aus der Handwerksmäßigkeit ablöſen. Am ſchönſten ſind nach meinem Gefühl diejenigen Stellen, an denen der Geiſt einmal zu raſten ſcheint und ein einfacher tröſtlicher Gedanke vom Dichter, gleichſam ſich ſelbſt zur Luſt, in mannigfachen Variationen wiederholt wird. Da tritt der Kirchenliederton, den wir bei Sallet ſchon früher nachgewieſen, in einer neuen Weiſe hervor und das beruhigte, ſanfte Aufwallen des Gemüthes unter Gebet und Orgelklang erhält einen vollendeten lyriſchen Ausdruck. Als Beiſpiel mag folgendes Gedicht dienen:

## Ich habe die Welt überwunden (S. 362—64).

„Auf daß ihr in mir haben möget Frieden,
Hab' ich mein Wort dem Geist in euch gesellt.
Hier auf der Welt zwar ist euch Angst beschieden:
Doch seid getrost! Ich überwand die Welt." —

Nicht zog er, sie erobernd zu besiegen,
Mit irdisch stolzer Heereskraft herbei.
Wer noch mit Waffen dieser Welt muß kriegen,
Ist auch von Ketten dieser Welt nicht frei.

Ihn knechtet noch das schwankende Gelingen,
Ihn nimmt gefangen seine eigne That;
Er bleibt umgarnt von Weltenwechsels Schlingen,
Dem Zufall preisgegeben früh und spat.

Der aber hat wahrhaft die Welt gebändigt,
Der ihr, ob sie besteht, ob sie vergeht,
Weil in ihm selber jeder Kampf beendigt,
Fest, unantastbar, gegenüber steht.

Des Weltgeschickes blinde Sturmgewalten,
Sie kräuseln seine Oberfläche kaum,
Derweil er in sich selbst als Herr kann schalten,
Frei in des Geistes stillem Weltenraum.

Und wenn er, reich an seinen eignen Fällen,
Sich aus der Welt zog in sich selbst hinein,
Dann ließ er draußen nur des Scheines Hüllen;
Der Kern der Welt, die Wahrheit, wurde sein.

So hat er thätig auch die Welt bezwungen,
Der Geist, der sich in sich gesammelt fand,
Hat aus sich selbst hervor das All durchdrungen
Und unterworfen ohne Widerstand.

Und seine Siegesfahne, den Gedanken,
Pflanzt er auf allen Weltenzinnen auf.
Das ist kein Kampf, bedroht vom Siegesschwanken,
Nur ewig sichrer Friedensthat Verlauf.

Das ist kein raubendes Zerstörungsstreben.
Der Welt, wenn schaffend sie der Geist besiegt,
Wird ihre Wahrheit nur zurückgegeben,
Die vom Beginn im Geiste Gottes liegt. —

So hat die Welt der Heiland überwunden,
Da er sich selber ganz besaß in Gott,
Und Sieger blieb er unter Schmerz und Wunden,
Und König noch am Kreuz, umzischt von Spott.

Und ſeinen Frieden hat er uns gelaſſen,
Ob auch die Welt uns dräuend mag umfah'n.
Wenn wir in ihm uns ſtark zuſammenfaſſen,
Dann ruh'n wir feſt auf uns, was kann uns nah'n?

Voll Angſt ſind wir, ſo lang' wir Sinn und Willen
Verflechten in das Spiel der Endlichkeit;
Doch in des Geiſt's unendlich tiefen Stillen
Iſt Freiheit, Macht und Frieden allezeit.

Dort taucht hinab und nimmer dürft ihr zittern!
So lang' ſie ſteht, beherrſcht ihr auch die Welt,
Und ginge ſelbſt um euch die Welt zu Splittern —
Was thut's und kümmert's euch, ſo Gott nicht fällt.

---

Die unter dem Titel Pantheismus zuſammengefaßten Gedichte (Geſ. Ged. S. 265 u. f.) ſtehen ihren Grundgedanken nach dem Laienevangelium ſehr nahe. Es dürfte nicht ſchwer ſein, darin für ein jedes einzelne Parallelſtellen aufzufinden, welche dieſelbe Idee kurz angedeutet oder auch ſchärfer verſtandesmäßig entwickelt darſtellen, und bei allen wird die dort gelehrte Lebensanſicht zum Verſtändniß vorausgeſetzt. Man vergleiche z. B. Zaubergärtner und Laienevangelium S. 430, den Traum und Laienev. S. 47, 61, 221, 485, der liebe Gott hat nichts zu thun und Laienev. S. 175, Frühlingsgottesdienſt und Laienev. S. 470 u. f. Einen weſentlichen Unterſchied macht es aber, daß der Dichter hier gleichſam ſich ſelbſt wiedergegeben iſt und die Toga oder den Chorrock des Redners und mit ihm die Erbitterung und dialectiſche Methode abgelegt hat. Er kennt wohl noch den Gegenſatz der ſpeculativen Betrachtungsart gegen die gemeine Lebensanſicht; aber während dieſe ſich im Laienevangelium immer zwiſchen die Worte Chriſti und ihre philoſophiſche Entfaltung ſtörend in die Mitte warf, wird ſie hier blos zum Ausgangspunkte genommen. Sie iſt ein Graben, über den man fortſetzt, um ſich frei im Reiche der Gedanken zu bewegen. Sie iſt nur die gutmüthige Einfalt, die ſich gern belehren läßt, nicht wie dort beim großen Haufen die Verſtocktheit, der gegenüber eigentlich nur Grobheit hilft. So gelangen denn auch hier die Gedanken beim Dichter mehr zu einer freien behaglichen Blüthe. Der Phantaſie wird wieder ihr Recht eingeräumt und die Verſinnlichung des rein Geiſtigen, welche dort bei einer abſtracteren Darſtellung nur als flüch-

tiger Vergleich einen Platz fand, wird mehr als ein Mal zur eigentlichen Form der Darstellung desſelben gewählt. Der Feuergeiſt, der eben erſt alle Nerven erſchütterte, verſinkt dann wieder in ein ſinnendes Träumen. Aus dem Tiefſinn des Denkens taucht, wie neu geboren und verklärt, Naturgenuß und friſche Lebensfreude hervor. Natürlich! der Geiſt, der ſich einmal ſelbſt gefunden hat, braucht ſich nicht ſtarr in ſich verſchloſſen zu halten. Er mag ſich gehen laſſen; denn er wird ſich nicht verlieren, ſondern überall, wo er ſich auch hingiebt, ſich ſelbſt und ſeinen Gott wiederfinden.

Da hier überall dieſelbe Lebensanſchauung zum Grunde liegt, die wir ſchon kennen gelernt haben, können wir nicht auf den Inhalt aller einzelnen Gedichte eingehen, ohne zu einem überläſtigen Cicerone zu werden. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, daß die drei Themata, welche wir in den frühſten Gedichten Sallets beſonders oft antrafen und ſeitdem faſt aus dem Auge verloren haben: Unſterblichkeit, Natur und Liebe, hier wieder aufgenommen und auf eine ganz neue Weiſe behandelt werden.

Der Begriff der Ewigkeit löſt ſich — im Nachher — in den eines Sein ohne Vorher und Nachher auf und wird mit einem Blick verglichen, den wir erläuternd die Einkehr des Geiſtes in den Geiſt nennen möchten. Gegen den Schrecken des Todes, der alle irdiſchen Bande löſt und ringsum wüthet, eröffnet der Dichter die Zuflucht:

— du mußt dich niedertauchen
Ganz in das eine große Gottesleben,
Da werden keine Grüfte dich umhauchen.

Denn wer den Todesſprung in Gott gewagt hat,
Der lebt zum ew'gen Leben jede Stunde.
Was er geliebt, gewollt, gedacht, geſagt hat,
Steht unverwüſtlich in der Schöpfung Grunde.

In Gott iſt Alles Gegenwart und Wiſſen,
In Gottes Geiſte ging noch nichts verloren.
Was dir im Lebensſchattenſpiel entriſſen,
Das lebt im Geiſt, von Anfang angeboren.

Wenn er — in Unſterblichkeit — ſeinen Shakespear lieſt und ſeines fernen Grabes gedenkt, ruft er: Biſt du's nicht, Shakespear, der den Hamlet denkt? und zu ſich ſelbſt dann:

Und ich — noch hab' ich heißes Blut und Leben,
Und noch ein helles Aug', das faßt die Welt;
Doch will ich einſt getroſt den Winden geben,
Was ſtets zerfällt und ſtets ſich neu geſellt.

Doch was in mir den Wechſel überdauert,
Spürt mancher Jüngling noch in tiefſter Bruſt,
Wenn ich aus Gott in ihn zurückgeſchauert,
Unſterblich in der Menſchheit mir bewußt.

In der Legende von Chriſti Höllenfahrt ſtellt ſich ihm dann bildlich dar, wie auch die Heiden, die nicht gleich den Chriſten durch den Anblick deſſen, „der in Gott ſich wußte, ihrer ſelbſt inne geworden ſind", durch uns in dieſes Bewußtſein verſetzt, im reinen Wiſſen ewig und erlöſt leben. Endlich erſcheint ihm gar — im Traume — der ewige Weltbaum, der Tempel, den wir Alle durch unſer Leben und unſere Thaten mit bauen helfen, „der Geiſtesbaum, die Wahrheit dieſer Erde", und er ſieht ſich ſelbſt mit daran und erhebt ſich neu geſtärkt zu geſunden Geiſtesthaten. — Mit einem Worte! das Jenſeits iſt dem Dichter jetzt in das Dieſſeits hinübergerückt. Die Scheidewand, welche in Schön Irla die Erde vom Paradieſe trennt, „wo die ewigen Worte thronen, wie ſie Gott zuerſt geſprochen", iſt eingeſunken. Im irdiſchen Leben ſelbſt iſt das Ewige ſchon enthalten. Wer das erkannt hat, dem iſt alles Sehnen nach einem anderen Leben verſchwunden.

Bei der Betrachtung der Natur zeigt ſich derſelbe Fortſchritt von der Zweiheit zur Einheit. An die Stelle des Begriffes der Vorſehung, die doch eine Thätigkeit Gottes bezeichnet, die ſich aus der Ruhe losringt, tritt die Vorſtellung einer ewigen Thätigkeit, die zugleich die größte Ruhe iſt:

— aus ew'gen Sternenblüthen
Flicht er im Spiel den Weltenkranz.
Er braucht ſein Werk nicht zu behüten,
Er ſelber lebt und webt es ganz.

Ein Frühlingstraum ſchafft ſich die Hülle,
Da er ſich ſelbſt zur Roſe träumt.
Gott iſt der Becher aller Fülle,
Und ſeine That iſt, daß er ſchäumt.

Das iſt ein ſtilles Kräftewallen,
Ein ſelig in ſich ſelber Ruh'n.
Juſt der, der Alles thut in Allem:
Der liebe Gott hat nichts zu thun.

Statt des Weltregierers und der Welt iſt nur die Welt allein noch da. In ſeinem Werke ging der Schöpfer auf, doch ſo, daß er, wie der Dichter in dem ſeinigen, ſelbſt fortlebt — vgl. Myſterium —

Sein Werk durchforſchet ihr,
Die Rieſenblätter rauſchen;
Doch daß er ſelber hier,
Wißt ihr nicht zu erlauſchen.

Ihr fragt von Ort zu Ort,
Und ſcheitert das Beginnen,
Erfindet ihr ein Dort
Und einen Götzen drinnen.

Ihr habt und ſeid Gedicht:
Wozu da weiter fragen?
Er iſt nur, was er ſpricht,
Und will's nicht überragen.

In einem anderen Gedicht — der Zaubergärtner — wird dieſes Verſchwinden des Meiſters in einer etwas abweichenden Weiſe als ein blos ſcheinbares dargeſtellt. Doch bleibt darum durchaus der Gedanke fern, als ſtecke noch etwas Tiefes hinter der Natur, deren Art und Weiſe, ſich den Sinnen unmittelbar darzuſtellen, vielmehr als der unmittelbare Hauch Gottes gilt. Statt des Grübelns, das nur Menſchliches unterlegt, wird das Hingeben an den Eindruck als das Wahre erkannt und dadurch vom tiefſten Wiſſen der Uebergang zur Naivetät der Anſchauung gemacht, ohne daß dadurch das Bewußtſein an Tiefe verliert.

Es heißt im Frühlingsgottesdienſt:

An's Grün lehnt eure Wange!
Ihr lehnt an ſeiner Bruſt.
In's Blau ſchaut, ſonder Bange!
Ihn grüßt ihr, tiefbewußt.

Ihr ſeid an ſeinem Herzen,
Wenn ihr nur in der Welt.
Sie iſt ein Saal voll Kerzen,
Von ſeinem Sein erhellt.

O flieht aus dumpfen Schranken
In's offne Gottesmeer!
Auf athmen die Gedanken,
Denn ſie ſind Er, nur Er!

Der Vorhang iſt zerriſſen,
O ſeliges Geſchick!
Des Weiſen tiefſtes Wiſſen
Iſt nur ein Kindesblick.

Ein Blick in den Uralten,
Der noch urjugendlich.
Ihn hab' ich im Allwalten,
Und auch im Punkt, im Ich.

Im eigenſten Gemüthe
Ruh' ich ihm unverwandt,
Wie eine ſtille Blüthe
In eines Kindes Hand.

Wie man nun ſagen kann, daß bei der Natur das Erſte, die Anſchauung, auch das Letzte iſt, wozu man es bringen kann, und daß alles Reflectiren nur in der Mitte liegt zwiſchen jener unbewußten und dieſer bewußten Anſchauung, ſo wird auch wohl von der Liebe gelten können, daß das Gefühl, womit ſie beginnt, als das allein wahre übrig bleibt, ſobald die Reflexion ſich zur philoſophiſchen Erkenntniß erhoben hat. Denn mit der Einſicht, daß in der Liebe eine Menſchenſeele ſich der anderen unmittelbar vollſtändig bewußt wird, die Schranke der Individualität zwiſchen den Liebenden fällt und der Geiſt ſich zuerſt als allgemeinen und einen faſſen lernt, ſchwindet alles Reflexiren und es bleibt nur übrig, ſich bewußt des Factums ſelbſt zu freuen und es auszuſprechen. So erkläre ich mir, daß in den Gedichten, die Sallet — wie der Doppeltitel „und reife Liebe" anzeigt — mit dem Pantheismus vereinigt hat, ſtatt aller früher gewöhnlichen Betrachtungen nur der eine Gedanke mit Wonne ausgeſprochen wird, — in Mein! und Verlobung — daß eben dem Dichter ein weibliches Gemüth bis in ſeine letzten Tiefen kund geworden ſei, und ſonſt die Reflexion vollkommen der naiven Schilderung gewichen iſt. Die Liebestrilogie malt, wie mich dünkt, mit ungemeiner Naturwahrheit die Gewalt der Leidenſchaft und den Sturm eines Herzens, das ſich in ſeinem neuen Glücke nicht zu faſſen weiß. Ein anderes Gedicht, verſtohlnes Glück, athmet ein ſo fröhliches Genießen, wie man es — mit Unrecht freilich — einem ernſten Denker gar nicht zuzutrauen pflegt. Wer wird es nicht bedauern, daß die Zahl dieſer Gedichte ſo klein iſt! Der Grund liegt aber freilich in ihnen ſelbſt ausgeſprochen. In der Liebestrilogie vergleicht ſich der Dichter ſchon einem Ritter, den eine Fee gefangen hält:

„Derweil ich küſſ' und koſe hier,
Iſt mir mein Reich zergangen."

Und in dem letzten Gedichte der Abtheilung — Brieflich — wird

ſchon förmlich der Uebergang zu der folgenden gemacht, indem hier der Dichter gegen den eigenen Vorwurf:

Wirken ſoll dein Dichten, Denken,
Daß die Welt ſich mache frei,
Und wie darfſt Du's nun verſenken
In ein träum'riſch Einerlei?

eine Vertheidigung verſucht. Auf dem nächſten Blatte beginnen die Ernſthaften Gedichte.

---

Wie es mit dieſem Titel gemeint iſt, ſagen ſchon die letzten Zeilen der den Gedichten dieſer Abtheilung vorausgeſchickten Bitte:

Nein, ich will, daß einſt Geſchichte
Werden ſoll, was jetzt Gedicht.

und noch deutlicher das Manifeſt aus, welches alſo beginnt:

„Sonettchen an Amanda"
So leiern wir nicht mehr.
Es ward zur Propaganda
Das deutſche Dichterheer.

Nicht zu „geheimen" Zwecken;
Der Zweck iſt klar genug.
Er iſt: dahinzuſtrecken
Alles, was Lug und Trug.

Drum wollen wir verbreiten
Die Einſicht und den Muth,
Dem Herrn ein Volk bereiten
Voll Geiſt, voll Mark und Glut.

Es ſtehen dieſe Gedichte in einem ähnlichen Verhältniſſe zur Politik, wie das Laienevangelium zur Religion. Sie ſollen den Wuſt leerer Redensarten, die auf dieſem Gebiete herkömmlich ſind, vernichten und das echte Princip aller wahren Staatsbildung ins Herz des Volkes pflanzen.

Andere Freiheitsſänger haben daſſelbe unter leichteren Formen, in ſcherzhaftem oder phantaſtiſchem Gewande verſucht. Hier iſt es bittrer Ernſt, dem man nicht mit Achſelzucken oder Bewunderung der poetiſchen Schönheit ausweichen kann, ſondern zu dem man ja oder nein

ſagen, vor dem man erröthen oder erblaſſen muß. Wenn ſchon im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der politiſchen Poeſie unſerer Tage nicht ſowohl auf dem Gegenſtande — denn das öffentliche Leben hat Gefühl und Theilnahme auch zu anderen Zeiten erweckt — als auf dem Bewußtſein der Dichter beruht, daß jedes ihrer Worte über den Staat hier lauten Jubel, dort Schrecken und Widerwillen erregt und ſo als eine Macht im Kampfe der Parteien auftritt, ſo muß man von Sallet geradezu ſagen, er will gar nichts Anderes, als wirken. Statt wie andere Dichter unter dem weiten Faltenmantel der Poeſie den Merosdolch der Tendenz verborgen zu tragen, ſtatt wie ſie unſicher zwiſchen den beiden drohenden Gefahren zu laviren: entweder kokett zu werden, wenn ſie ihre eigenen Gefühle mit Bewußtſein ausbeuten, oder zum bloßen Redner herabzuſinken, wenn ſie offen ſagen, was ſie bezwecken, ſtellt ſich Sallet einfach und offen, als einen Mann hin, der eine Miſſion hat, und richtet ſie angemeſſen aus, ohne ſich ſehr darum zu bekümmern, ob der Inhalt ſeiner Rede ihn zwingt, poetiſch oder unpoetiſch zu ſein und ſich innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Schönen zu bewegen. Er beginnt wohl z. B. S. 319 wie Einer, dem eben ein alberner Einwurf gemacht worden iſt, und knüpft an die Widerlegung deſſelben eine einfache Erörterung, die eben nichts als eine kleine Rede in Verſen iſt. Ein anderes Mal bringt er die Vorträge des Philoſophen Fichte in Reime. Dann erhebt ſich wieder der Dichter und thut ſein großes Talent in einfachen lyriſchen Gedichten (vgl. Gebet, Ergebung, Letztes Bedenken) und in markigen Erzählungen kund. Aber zwiſchendurch ſcheut er ſich nicht, uns Schilderungen zu entwerfen, die allen äſthetiſchen Theezirkeln ein Grauſen einflößen dürften. Er will z. B. den Menſchen ſagen: ſo iſt einſt eure Menſchenwürde verkannt worden! Das kann er nicht effectvoller, als durch die Punkt für Punkt nach hiſtoriſcher Ueberlieferung gearbeitete Erzählung vom Zaar und Hofnarr thun. Darum erzählt er ſie allen Muſen zum Trotz. — Die Zeitungſchreiber erregen ihm Ekel mit ihrem „echten Deutſchthum“. Er zeigt, wohin das deutſche Volk bei ſolchen Anſichten kommen muß. Das iſt auch kein liebliches Bild. Aber es iſt wahr und für die Freunde jenes Gewäſches giebt es keine beſſere Medicin, als es ihnen vorzuhalten. Es heißt hier, wie bei Göthe:

Ich ſchreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen.

Man bemerkt durchaus, daß Sallet nicht wie Herwegh einem kampfbereiten Heere Gleichgesinnter singt, sich nicht von dem freudigen Rausche jugendlicher Kampfhitze zum Jubel fortreißen läßt, sondern vielmehr den Feind scharf ins Auge faßt und alle seine Kraft auf den Angriff selbst verwendet. Sein Lied gilt dem Feinde, nicht dem Freunde. Das giebt seiner Begeisterung die Beimischung von Hohn und Ingrimm und bestimmt selbst den Ton seiner Sprache. Denn die Feinde glaubt er in denjenigen zu finden, welche sich ganz an Aeußerlichkeiten hingegeben haben und unter einem Firniß von Vornehmheit und Bildung eine Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung verbergen. Mit solchen Wesen, das konnte er sich nicht verbergen, muß man deutsch sprechen, denn sie sind schwerhörig und schwach von Begriffen. Was man so deutsch nennt, eine derbe volksthümliche Weise sich auszudrücken, ist aber gleichsam eine eigenthümliche Sprache. Es herrscht darin unnachsichtig der Verstand. Die Phantasie muß auf sein Commando aufspringen, dann aber wieder still sitzen. In Jamben und Trochäen à la Gries und Ernst Schulze ist es nicht zu bringen, denn sein Freiheitssinn bricht unvermerkt solche Fesseln wieder. Auch wenn Alles richtig abgemessen ist, klingt doch sein ihm eingebornes Maß durch. Das besteht in der Reihenfolge von Satzaccenten, die laut, wie Schläge, erschallen und dem Hörer im Ohre hämmern. Durch sie erhält es den Charakter der Eindringlichkeit, der es vor unserer gewöhnlichen Schriftsprache auszeichnet. Da nun die Eigenthümlichkeit der Sprache den Versbau bestimmt, so galt es also hier, statt der gewöhnlichen metrischen Poesie, eine neue zu bilden, welche den prosaischen Ton nicht blos unverkürzt bestehen läßt, sondern ihn selbst zum Mittel des Wohllauts macht. Rückert hat einst ähnliche Versuche gemacht, ohne es zu einer eigentlichen Vollendung in seiner neuen Form zu bringen. Bei Sallet dagegen sind Inhalt und Form aus einem Guß. Er ist meisterhaft, wo er einen Gegner zu beschämen, einen handgreiflichen Widerspruch in Parabeln aufzudecken oder ein Ereigniß zu erzählen unternimmt. Er hält sich rein und edel, ohne dadurch an Kraft und Natürlichkeit zu verlieren. Was fehlt in der That Gedichten, wie: Der Bär auf gemeinschaftliche Kosten, Im Trüben ist gut fischen und dem Räthsel, um echt volksgemäß zu sein, als ein Volk, welches wieder, wie einst im Zeitalter der Reformation, seinem eigenen Verstande zu vertrauen begönne?

Uebrigens ward es allerdings auch ſchon durch den Grundgedanken, welcher in allen Gedichten dieſer Abtheilung enthalten iſt, bedingt, daß der Dichter alles Formelle und Gemachte von ſich abſtreifen und das Schlichte und Volksthümliche dafür wählen mußte. Denn ſeine Wünſche ſind nicht auf Staats- und Regierungsformen, nicht auf die Durchführung eines abſtracten Satzes und nicht auf die materielle Verbeſſerung der Lage des Volkes beſchränkt. Sie gehen vielmehr darauf, daß das höchſte Bewußtſein des Menſchen, welches die Philoſophie erweckt, ein allgemeines werden und dadurch Natürlichkeit und Einfalt in alle Lebensverhältniſſe zurückgebracht werden möge. Er faßt die Freiheit nie anders, als in Verbindung mit der Wahrheit, die Knechtſchaft als Gefährtin der Lüge auf und würde, hätte man ihn gefragt, was ſein letztes Ziel ſei, wahrſcheinlich geantwortet haben: die Menſchen mit Bewußtſein ſo frei und wahr zu machen, wie ſie es urſprünglich ihrer Natur nach unbewußt waren. Darin liegen freilich faſt alle Anforderungen verborgen, welche andere Freunde der Freiheit machen und durch die breitere Entfaltung jenes Princips in den einzelnen Gedichten kommen ſie wirklich zur Sprache. Aber dabei wird faſt immer bis auf die Nothwendigkeit im Subjecte zurückgegangen und es entſteht dadurch zugleich ein metaphyſiſcher und ein ethiſcher Hintergrund. Die Sehnſucht nach der idealen Menſchennatur, die ſich aus allen Widerſprüchen losgerungen hat, klingt aus einer jeden Strophe leiſe hindurch und läßt uns ſelbſt da den tiefpoetiſchen Sinn des Dichters erkennen und bewundern, wo er uns nicht eigentlich ein Gedicht bietet. Der Schmerz, der hinter dem Zorne und den Scheltworten ſelbſt verborgen iſt, leuchtet oft unerwartet hervor. So in dem Lumpengericht, in dem ſich der wild barocke Ton plötzlich zur reinſten Harmonie auflöſt, indem es in folgender Weiſe ſchließt:

Kann ſich der Menſch dem Menſchen nicht
In ſchlichter Einfalt nahen?
Nicht Jeder, was der Andre ſpricht,
Als baare Münz' empfahen?
Warum wird Gottes Ebenbild
Von buntem Lappenkram verhüllt?
Werft in's Gemüll den Plunder!

Genau genommen erſcheint zuletzt, und ganz mit Recht, dem Dichter die Unfreiheit ſelbſt nur als eine dunkle Hülle, die den lichten Kern

verbirgt, als die Lüge, die der Menſch ſich ſelbſt vormacht, wenn er vor Trägheit nicht zu ſich ſelbſt zu kommen weiß. Er ſingt nur, um dieſe Schaale zu ſprengen und in den Menſchen das Bewußtſein zu wecken, daß die Freiheit die Wahrheit ihres Geiſtes iſt und daß ſie nur durch die unbedingte Hingabe ihres ganzen empiriſchen Ich's an ſie, als an den göttlichen Funken in ſich, wahre fromme Menſchen ſein können. Hierdurch wird die Einheit des politiſchen und religiöſen Bewußtſeins ausgeſprochen und es findet ein Uebergang zu den Ideen ſtatt, welche wir im Laienevangelium kennen gelernt haben. Was dort in Stellen wie S. 147, 188, 417 geſagt wird, iſt geradezu die Grundlage von Gedichten, wie: Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, oder Ecce homo. Selbſt das ſtolze Wort, womit dies letztere ſchließt:

Himmel und Erde ſind ein weicher Teig,
Den formt der Menſch, der Meiſter, wie er's denkt.

iſt nur eine Anwendung des Satzes, daß das Menſchengeſchecht beſtimmt ſei, zum Gottmenſchen zu werden. Am entſchiedenſten zeigen den angedeuteten Zuſammenhang wohl folgende Strophen der Fernſicht:

Euch offenbart
Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
Daß ihr mit Gottes Geiſt von gleicher Art,
Ja Götter alle.

Sind Götter das,
Die ſelbſt vor Götzen dort im Staube kriechen?
Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
Verachtet ſiechen?

O ihr euch ſeht!
Laßt ihr euch ſchmäh'n, ſchmäht ihr den Herrn der Welten.
Ruft wach in euch der Gottheit Majeſtät
Und macht ſie gelten!

Thut Gott ſein Recht!
Ihn ſelbſt von Schmach zu retten, müßt ihr handeln,
Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
Auf Erden wandeln.

In Schmach und Noth
Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
Jetzt bricht, bei'm Auferſtehungsmorgenroth,
Aus Grabesborden.

In Menſchenpracht
Sollt ihr zu Gottes Ruhm auf Erden ſchreiten.
Hier iſt das Schwert, das Jeſus ſelbſt gebracht,
Auf, auf zum Streiten.

Doch erhalten auch die meiſten anderen Gedichte eine tiefere Bedeutung, wenn wir mit der Kenntniß der philoſophiſchen Anſichten des Verfaſſers daran gehen. Wenn es uns z. B. ſonſt leicht wie eine Phraſe klang, daß in Verlobt, gebunden geſagt wird, ſo lange man um Freiheit werbe, müſſe man ſelbſt Gott vergeſſen:

Was ihm ein Sklave weihet,
Das Beten iſt nur Spott.

Wo dumpfe Knechte beten,
Da iſt er nicht dabei —;

ſo müſſen wir nun bekennen: es iſt das ganz folgerichtig, denn die Feigheit, die nicht den Muth hat, ihren Anſichten gemäß zu handeln, iſt eben dadurch ſchon gottverlaſſen.

Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß mir bei der Auffaſſung dieſer Stelle, wie vieler anderer in den Ernſthaften Gedichten Vorſicht nöthig ſcheint. Man iſt nicht dadurch frei, daß man ſagt: ich bin es, oder: ich will es ſein. Denn die Freiheit im wahren Sinne des Wortes wird nur durch die Ertödtung der Selbſtſucht gewonnen. Von der Erkenntniß, daß ſie das Weſen der Vernunft und alles Individuelle außer dem vernünftigen Wollen nur Schein iſt, bis zur Heiligkeit des Willens, die ſich von dieſem Scheine nicht mehr irre führen läßt, iſt ein langer dornenvoller Weg, den noch Niemand ganz zurückgelegt hat. Die Freiheit des Freien ſelbſt iſt nur Ideal und hat ein Daſein nur im Streben. — Umgekehrt iſt man aber auch nicht dadurch wirklich unfrei, daß man von Freiheit nichts weiß, oder ſich etwa ſelbſt unfrei nennt. Denn die Vernunft lebt im Menſchen auch, ehe ihr Weſen erkannt wird, und regelt ſein Thun. Alle verſtändige Thätigkeit bis zur einfachſten Handarbeit herab wirkt mit an der großen That des Menſchengeſchlechtes, ſich frei zu machen, und was den Einzelnen dazu beſtimmt, iſt die Einſicht, wo nicht in das Reſultat im Ganzen, ſo doch im Einzelnen. Der Entſchluß ſelbſt, unfrei zu ſein, ſchlägt, da er ein Act des freien Willens iſt und in jedem Augenblick zurückgenommen werden kann, unmittelbar in ſein Gegentheil um. Es giebt alſo keinen vernünftigen Menſchen, der ein

Knecht in dem Sinne wäre, daß man ihn dem absolut freien Menschen entgegenstellen könnte. — Was wir auf Erden antreffen, sind nur Menschen, die zwischen frei und unfrei in der Mitte stehen. Alles absolut Ausgesprochene verwandelt sich daher bei der Anwendung in ein relatives. Der Unterschied selbst zwischen der Lebensansicht, welche von der Freiheit und Vernunft ausgeht, und derjenigen, welche auf einer Mannigfaltigkeit gegebener und historisch überlieferter Sätze weiter bauen will, ist nur ein Unterschied der Form, wie wir ihn oben zwischen Glauben und Wissen kennen gelernt haben. Wie es da als unrecht bezeichnet werden mußte, wenn der Denker den Glauben für inhaltslos hielt, so werden wir uns hier vor einer jeden Kritik des Positiven zu hüten haben, welche es ohne Weiteres als einen leeren Plunder bei Seite werfen will. Wir werden vielmehr nur in ähnlicher Weise, wie dort, zeigen müssen, daß die Positivisten sich selbst nicht verstehen und den vernünftigen Inhalt ihrer Ansichten in eine ihm selbst angemessene Form zu bringen haben. Die Philosophie wird die Herrschaft von Sitte und Herkommen, wie die des Glaubens aufheben, aber nur dann, wenn sie bewußt an ihre Stelle dasjenige setzt, was als ihr wahrer Kern von jeher unbemerkt darin gelegen hat. Der bloßen Negation gegenüber bleiben sie in ihrem Rechte. — Diese Ansicht nun war Sallet nicht fremd. Aber in den Ernsthaften Gedichten war für den Ausdruck derselben kein Platz. Hier kam es gerade darauf an, jeden niederen Standpunkt dem höheren gegenüber als unberechtigt darzustellen. Der Dichter schwingt sich — die Glut des Gefühls und die Energie des Willens berechtigt ihn dazu — auf die Höhe der absoluten Freiheit, verkündigt als absolutes Gebot das Höchste, was zu erreichen als Ideal dasteht, und schleudert den Bann und die Verachtung gegen Alles, was diesem Ziele fern bleibt. Wir nun, die wir nicht auf der einsamen Höhe des Dichters, nicht als Priester vor dem Volke dastehen, sondern als handelnde Menschen unter Menschen, werden uns wohl hüten müssen, was Wahrheit von jenem Standpunkte ist, für eine Wahrheit von dem unsrigen anzusehen und uns selbst für berechtigt zu einer gleichen Leidenschaftlichkeit zu halten. Wer z. B. mit Sallet rufen wollte:

Wollt ihr auf Menschen wirken,
Müßt ihr erst Menschen werden.

verdiente, wie ein jeder Ketzermacher, daß ihm bald ein Höherstehender ebendasselbe zuriefe. Denn auch wir werden nur insoweit auf

Menſchen wirken, als wir ſelbſt Menſchen geworden ſind. Vom Idealmenſchen aber iſt ein Jeder noch weit entfernt.

---

Es bleiben uns nur die Atheiſten noch zu betrachten übrig. Wir wollen uns hier auf wenige Worte beſchränken, da dieſes letzte Werk unſeres Sallet wahrſcheinlich gleichzeitig mit dieſen Zeilen in die Hände des Publikums gelangt, und ein Jeder leichter den ausführlichen Text, als einen kurzen Auszug, den wir etwa machen könnten, verſtehen wird. Denn das Syſtem zu expliciren, auf dem das Werk ruht, oder den Zuſammenhang mit früheren Werken des Verfaſſers nachzuweiſen, was bisher immer unſere Arbeit war, iſt hier nicht angebracht, da die Atheiſten ſelbſt eine proſaiſche ſyſtematiſche Explication derjenigen Anſicht ſind, welche wir ſchon bei dem Laienevangelium und den Ernſthaften Gedichten kennen gelernt haben. Dort heißt es einmal (Laienev. S. 354):

'S iſt ſeltſam, daß ich gottlos heißen ſoll,
Der ich ihn überall kann ſchau'n und lieben;
Gottſelig aber heißen (iſt's nicht toll?)
Die ſelbſt geſteh'n, wie fremd ſie ihm geblieben.

Darin iſt der Gedanke enthalten, der die Atheiſten veranlaßt hat. Sie ſind zugleich die Darſtellung, inwiefern Gott als gegenwärtig in der Natur und in dem Leben der Menſchen, namentlich in der Ehe, der Familie, dem Staate und der Geſchichte (Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft werden genannt, aber nicht ausführlich behandelt) angeſehen werden muß, und eine Polemik gegen alle diejenigen Anſichten, welche Gott als außerhalb ſtehend gelten laſſen. Es wird nachgewieſen, daß wer Gott nicht in ſich und hier auf Erden gegenwärtig findet, überhaupt nie zu ihm gelangen kann und immer nur dem Namen nach einen Gott beſitzt, in der That aber überall von Gott verlaſſen oder, wenn wir den Ketzerausdruck brauchen müſſen, ein Atheiſt bleibt. Denn das iſt im Grunde das letzte Reſultat: die Religion kann, wenn ſie etwas Wahres ſein ſoll, nicht in dem übrigen menſchlichen Bewußtſein als etwas Abgeſondertes beſtehen. Niemand hat wahrhafte Religion, dem nicht ſchlechthin Alles im Leben Religion iſt. Was ſich aber auf keinerlei Weiſe mit dem Gottbewußtſein im

Menſchen verträgt, das hat kein Recht, im Leben zu beſtehen, ſondern muß als ein wüſtes Unkraut ausgejätet werden.

Wenn Sallet in der Einleitung ſagt, er bezwecke keine Fortbildung der Wiſſenſchaft, ſondern ſtehe dieſer gegenüber nur als Dilettant da, ſo iſt das nicht etwa ſo zu verſtehen, als gäbe er nur Reſultate, die ſchon vollſtändig in derſelben Weiſe irgend wo anders niedergelegt ſind. Er ſteht allerdings mit Hegel auf demſelben Standpunkte; allein in der Ausarbeitung bewegt er ſich völlig frei, und es konnte gar nicht fehlen, daß vieles ganz Eigenthümliche entſtand, was weder in Hegels Rechtsphiloſophie, noch in der Philoſophie der Geſchichte oder ſonſt irgendwo in einem ſeiner anderen Werke ſo begründet iſt, wie es hier von Sallet geſchieht. Indeſſen werden wir freilich auch hier, wie bei dem Laienevangelium, dem Verfaſſer die Form der Darſtellung noch höher als die Auffindung des Inhalts anzurechnen haben. Man hat der neuſten Philoſophie zuweilen den Vorwurf gemacht, ſie habe zu wenig für die Ausbildung der Ethik gethan. Ich erkläre mir das daraus, daß ſie ſich überhaupt bemüht, alle Theilungen im Bewußtſein aufzuheben und ſo auch den Unterſchied zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft beſeitigt. Im Leben bleiben Erkennen und Handeln geſchieden. Jenes bringt die Mannigfaltigkeit zur Einheit, dieſes dagegen macht die Einheit des Principes ſelbſt zur Erzeugerin einer Mannigfaltigkeit von Actionen. Da der Menſch aus ſeiner Erkenntniß heraus handelt, ſind beide Einheiten nur ein und daſſelbe. Die Philoſophie nun aber betrachtet dieſes letzte Princip nur, wie es auf dem Wege der Forſchung gewonnen wird. Was ſie giebt iſt nur Factum, nicht Gebot, nur Geſchichte, nicht Lehre. Sie gewöhnt uns alſo allerdings an eine ausſchließliche Betrachtung dieſer einen Seite, und es bleibt ein Gewinn, wenn auch einmal die andere Seite hervorgehoben wird. Darin ſcheint uns nun gerade das Verdienſt von Sallet zu beſtehen. In den Atheiſten, wie im Laienevangelium, betrachtet er das Reſultat der Philoſophie als das Princip der Ethik und arbeitet gleichſam die Philoſophie ſelbſt zur Lehre und zum Gebote um. Er ſtellt ſich als Einen hin, in dem das neue Wort Fleiſch geworden iſt und fordert uns Alle auf, nach ſeinem Beiſpiele im Geiſte den Charakter wiedergeboren werden zu laſſen und die Einſicht zur Kraft umzugeſtalten. Er wirkt dabei wohl durch ſeine verſtändige klare Proſa; vor Allem aber doch durch die Begei-

ſterung, die in ihm lebt, und durch die Offenheit, Lauterkeit und Energie des Charakters, die aus einer jeden Zeile ſpricht. So geſtaltet es ſich denn merkwürdig genug ſo, daß der Dichter, den ſeine Natur beſtimmt, durch ſeine Individualität zu wirken, auch da, wo er ſich ſelbſt ganz aus dem Auge verliert und eine abſtracte Proſa ſchreibt, doch vor Allem durch ſeine Perſon wirkt.

# V.

# Sallet jenſeits und diesſeits

von

## Nees von Eſenbeck.

---

Wodurch Friedrich von Sallet Gewalt über uns übt, uns, das kleine Häuflein derer, mit denen er war, um ſein Andenken ſammelt und wie zu einem Bekenntniſſe auf ihn verſchmilzt, möchte ich ſagen, daß es Jedermann verſtünde, — mit den einfachſten Worten ſagen, in denen Jeder, der ſie hörte, eines ſolchen Mannes Bedeutung für unſere Zeit vernähme und ſich ſelbſt in ihm beſſer, als bisher, verſtehen lernte.

Das aber iſt es, worin das Wort dem Wollen nie ganz entſprechen, das Verſtehen dem Wort werdenden Geiſte nie folgen wird, es ſei denn, daß es in ihm nur die Antwort des eigenen Verſtändniſſes empfange und ſich dabei des alleinigen Geiſtes in Rede und Gegenrede bewußt bleibe.

Wo aber eine ſolche Verſtändigung iſt, da iſt nicht das, was man gewöhnlich Verſtändigung nennt, da iſt nicht Einer, der verſteht, und ein Anderer, der noch nicht verſteht, nun aber zum Verſtehen kommen ſoll und will, — da iſt nicht Vater und Sohn, Meiſter und Jünger, — ſondern beide ſind eins und einig im Geiſte, und nennen, eben dieſe ihre Einigung mit ſich ihren Geiſt.

Will man nun aber in gewöhnlicher Weiſe, und ſo wie insgemein Einer zum Andern von Dieſem und Jenem ſpricht, von dem reden, was höher und tiefer liegt als dieſe Welt, — das Wort ſuchen und ausſprechen, das mit einem Klange den Menſchen nennt, den Geiſt und den Gott, — dann möge man bedenken, daß man auf dreierlei Weiſe mißverſtanden werden könne und müſſe.

Spricht man es nämlich gerade aus und ſchlichthin, ohne Vorrede und Eingang, als verſtehe es ſich eben von ſelbſt, — ein

Wort für alle, das allein nicht vom Uebel iſt, — ſo klingt's in dieſer Welt wie frevelhafter Unverſtand, und ſie rufen: ſteiniget ihn!

Spricht's aber Einer aus in der Sprache der Schule und fügt's in dialektiſche Weiſen, und vollbringt er ſeine Rede richtig, wie ſich's gebührt, ſo iſt die Antwort: das wußten wir längſt, nur wußten wir's beſſer und ſchärfer zu ſagen, und jetzt läßt ſich's ganz populär ausdrücken. Wenn ſie's dann aber in ihrer Weiſe populär ausdrücken, ſo erſcheint es doch wieder als etwas Anderes, nur erſcheint es ſchon milder und zeitgemäßer; und wär's auch nicht ohne Frevel, ſo leuchtet doch eine andere Seite ein und man kann den Vorwurf der Unvernünftigkeit nicht mehr bei hellem Tage dagegen vorbringen.

Da ſollte man nun denken, das ſei ſo auf dem rechten Wege und in der Ordnung der fortſchreitenden Bewegung, — das Dritte nämlich, welches nun folge, werde nicht wieder ein Mißverſtehen, ſondern vielmehr das rechte Verſtehen ſein, ja ſein müſſen.

Freilich wohl: „ſein müſſen", — dagegen wäre nichts zu verſuchen; jenes nothwendige Sein, das nur nicht nicht ſein kann, ſonſt aber Alles ſein kann! damit verſchwiege man aber nur auf ewig das Wort, — das frevelhaft-unverſtändige wie das populär-verſtändige, aber immer noch nicht frevelloſe, — man träte aus dem Denken hinaus, welches eben jenes Nichtſeinkönnen des Seins iſt. — Dieſe Art der Auskunft war nicht die, welche ich meinte. Ich meinte die Art zu reden, in welcher man von dem Höchſten, nämlich von göttlichen Dingen, zu Menſchen ſpricht, als ſeien ſie gerade die Ihrigen, ihr eigenes, liebſtes Selbſt und immer nur da, wo ſie ſind, aber auch da, wo ſie, als dieſe, nicht ſind, ſondern wo Andere, und wieder da, wo ſie und Andere nicht mehr ſind, ſondern waren, desgleichen auch da, wo ſie oder Andere ſein werden, ſo, daß man das ganze Zeitwort „ſein" völlig mit ihnen durchconjugirte und ſie darüber vergeſſen machte, was ſie ſonſt wohl noch an dieſes Zeitwörtchen zu knüpfen gewohnt waren, nämlich das Andere, was eben erſt das eigentliche Sein im Sein des Zeitworts ſein ſollte, was ſie aber beinahe ſchon ſelbſt zu ſein vermuthen würden, fehlte es ihnen nicht noch an der nöthigen Vermeſſenheit.

Hier, und wenn man es ſo meint, iſt nun aber das Verſtändniß durch die beſtändige Unterſcheidung der Perſonen getrübt und gleichſam zerriſſen. Der einzelne Menſch läßt ſich wohl mit Geneigtheit das Göttliche aneignen, als ſachdienlich und

brauchbar; und weil er es iſt; und weil er eine Perſon, alſo leiblich und materiell da iſt, verſteht er auch Alles körperlich und intereſſirt ſich dafür und baut ein Syſtem darauf, das ihm wohl bekannt, eine glückſelige Menſchheit ſchafft, — einen Begriff, deſſen beide Elemente: Glück und Menſchheit, in dem glückſeligen Menſchen zum Daſein kommen ſollen, wobei jeder Menſch aber für ſich und um ſein ſelbſt willen ein Einzelner bleibt.

Da nun auf ſolche Weiſe der einzelne Menſch nie über ſich hinaus zum Daſein des Menſchen, d. h. zum verkörperten Daſein oder der Perſönlichkeit des Menſchenweſens gelangt und in der alle Individuen durchdringenden Eintracht des gleichen Geiſtes die frei ſich beherrſchende Menſchheit verwirklicht, — da vielmehr auf dieſen Wegen Alles nur auf Sonderung und Fixirung der Sonderung und auf mechaniſche Wiedervereinigung der ſich gegenſeitig Wohlverwahrenden für gemeinſchaftliche theilbare, reiflich bedachte, perſönliche Zwecke hinausläuft, die wahre Verſtändigung aber nicht blos dieſe eine Art der Vollendung, ſondern auch die andere in ihrem andern — oder im Gegentheil, dieſe beiden aber in Einem und demſelben erfordert, ſo müßte derjenige, welcher auf dem oben angedeuteten dritten Wege wandelt, vor Allem das Aergerniß zu geben wagen, daß er in das beglückte, ja göttlich ſcheinende Leben der Zeit und in den bequemen Fortgang des ſich hiſtoriſch entwickelnden Selbſtbewußtſeins des Selbſt gleichſam mit der perſönlichen Gegenwart des ewigen Lebens hereinfiele und ſomit ohne Weiteres unter den Lebendigen lebendig da wäre.

So aber fällt Jeder, der unter die Menſchen geboren wird, der Menſchheit wirklich in's Haus; man ſieht ihn an, weiß jedoch nicht, was mit ihm gekommen und denkt — die Hand auf's Herz — es werde eben nicht viel ſein. Oft hat man darin recht, nicht ſelten hat man aber auch unrecht; doch nur in den ſeltenſten Fällen erkennt die Welt ihr Unrecht oder geſteht es gar ein, — woher es denn kommt, daß das Reich Gottes immer nur erwartet wird, die Elemente deſſelben aber, welche Jahr aus Jahr ein durch göttliche Boten der Welt überbracht werden, unbeachtet bleiben, ja mit Schmach zurückgewieſen werden.

Ein ſolcher Bote des ewigen Lebens, Einer, der das Aergerniß nicht ſcheute um Gottes und der Menſchen willen, war Friedrich von Sallet.

Wie ich durch ihn das Weſen der Philoſophie in's Fleiſch geboren vor uns wandeln und walten ſah und reden hörte, faßte ich erſt vollſtändig und objectiv auf, was die Religion an ſich, in ihrer Ebenbürtigkeit mit der Philoſophie ſei. Ich ſage objectiv, denn ſubjectiv hat die Zeit ganz recht: die reife Frucht der Philoſophie iſt abgefallen und hat in ihr zahlreiche Keime entwickelt, die bereits zum hohen Walde anſtreben. Daß der Wald nicht wieder Wildniß werde — eine Wildniß glückſeligen Schwelgens im Genuſſe der Gottesſaat — ſondern daß auch der Baum der Erkenntniß in ſeiner lichten Mitte nicht fehle und daß das Gewächs, das die Welt überſchattet, wieder zum Garten Gottes werde, — dazu wird es ſtets ſolcher Arbeiter bedürfen, wie Sallet war. Nach ihm aber werden Andere kommen, denn die Zeit iſt da.

Die Frage aber, die unſer Sallet faktiſch, d. h. durch ſein Daſein wieder zur Sprache gebracht hat, iſt die nach dem Fortſchritte des Chriſtenthums zur Religion der Menſchheit; und die andere Frage, welche ſich für den Standpunkt der Philoſophie unſerer Zeit unmittelbar daran knüpft, iſt die nach dem Verhältniſſe der Religion, einerſeits zum Chriſtenthum, andererſeits zur Philoſophie.

## I.

Das Chriſtenthum verehrt bis auf den heutigen Tag einen einzigen dreieinigen, perſönlichen Gott, der vermöge ſeiner Perſönlichkeit nothwendig ausſchließbar und ausſchließend iſt und der wirklich Alles, was nicht Er iſt, von ſich ausſchließt, zugleich aber, weil Alles von ihm ausgeht, auch Alles wieder auf ſich bezieht und von allem Ausgegangenen fordert, daß es, ſofern es Gottes Macht in ſich hat, ſich ſelbſt aus ſich ſelbſt wieder auf ihn beziehe. Das Syſtem des Erlöſungswerkes und die in der heiligen Schrift niedergelegte Offenbarung enthalten die dramatiſche Entwickelung, — die chriſtliche Moral, welche jede menſchliche Willensbeſtimmung zum Guten als vor Gott unzulänglich erweiſt, enthält die göttliche Autonomie, endlich enthält die Trinitätslehre die Idee dieſer Gotteslehre, in der Verſtandesform des menſchlichen Selbſtbewußtſeins vergöttlicht.

Von Gott perſönlich ausgeſchloſſen ſteht der Menſch ſeinem Gott

gegenüber; er iſt nicht Gott, aber er iſt durch die Menſchwerdung Gottes fortan in Gott lebend, webend und ſeiend. Daß aber der Menſch iſt, hat ſeinen Grund nur in Gottes, als des Schöpfers, Willen; — ja von Gott ſelbſt muß der Theologiſch-Strenggläubige einräumen oder vielmehr behaupten, daß er nur Gott ſei Kraft ſeines Willens, daß er aber Kraft dieſes ſeines Willens auch ſein eigenes Gegentheil, d. h. der Satan habe ſein können, und daß dieſer ſein Anderer nur darum Satan ſei, weil Gott ſich für Gott und gut entſchieden habe.

Als Menſch aber ſchwebte Gott zwiſchen ſich und dem Böſen und nahm mit ſich den Menſchen wieder eben ſo zu ſich auf. Wie er ſich frei für ſich, den Gott, entſchied, ſo ſoll auch der Menſch in gleicher Weiſe ſich ſtets für Gott entſcheiden wollen; doch das Vollbringen dieſes Wollens ſteht bei Gott.

Wie ſich auch die theologiſche Betrachtung der erſten Grundzüge der Evangelien in meiſt ſchwachen und unphiloſophiſchen Köpfen abmühte, die Dialektik der Gottesidee auszudeuten und empiriſch verſtändlich zu machen, ſo wurde ſie doch nach dem Vorgange der Evangelien immer mehr auf das „Soll", auf die Gottverähnlichung des Menſchen und auf eine dem chriſtlichen Religionsprincip angepaßte Sittenlehre zurückgetrieben; ſie zerfiel gewiſſermaßen in einen eſoteriſchen und in einen profanen Theil, welcher letztere, die chriſtliche Sittenlehre, für's Volk (um Ordnung und Zucht unter den Leuten zu erhalten) beſtimmt wurde, während die erſtere, obgleich Grund und Wurzel der letzteren, dennoch wie eine Nebenſache und als ein bloßer Uebungspunkt des Glaubens und des Gefangengebens der Vernunft unter denſelben, ſelbſt nach der Meinung vieler Theologen, nicht ſowohl zur Forſchung und zur Belebung, ſondern zur Vergeſſenheit in's Innere der Theologie zurückgezogen ward.

Chriſtus, der wiſſende, der Gott offenbarende Gottmenſch, verſchwand immer mehr hinter dem wollenden, vorſchreibenden, einen Staat der Kirche gründenden Gott, der zuletzt wiederkommen wird, zu richten.

Damit geht nun das Chriſtenthum ganz in's Judenthum zurück und Chriſtus, der Menſch, der auch Gott war, iſt wieder ganz Gott, der vermeinte irdiſche Meſſias iſt nun ein himmliſcher geworden.

Zwiſchen Gott und Menſchen alſo eine ewige Scheidung! Zwiſchen dem Dieſſeits und dem Jenſeits, in welchem Gott wohnt, liegt eine Kluft,

über welche nur der Tod den Weg eröffnet. Der Fromme hat Luſt, abzuſcheiden, um bei Chriſto zu ſein; er nennt die Erde gegen das Jenſeits, den Himmel, ein Jammerthal.

Dieſes Syſtem der Zerklüftung, der Verſtoßung und ohnmächtigen Himmelſtürmung zerknirſchter, nur durch Gnade ſich ermannender Weſen konnte ſich nicht halten, ſobald der Blick ſich auf das Gottwiſſen, welches in der chriſtlichen Offenbarung liegt, richtete und in ihm die lauteren Gründe für das von dem Religionsſtifter ausgehende Sollen aufſuchte. Dieſes aber war nicht eher möglich, als bis das menſchliche Denken und Erkennen die Göttlichkeit oder Abſolutheit alles Denkens erkannt hatte. Die Entwickelung dieſes Bewußtwerdens nannte man die ſpeculative Philoſophie, welche jetzt ihr Werk, als Philoſophie, zum Ziele geführt hat und eben ſo in ihrem Endreſultate durch den Menſchengeiſt von Europa aus weiter zieht und alle Geiſter vom kleinſten bis zum höchſten Maße beherrſcht, wie dies früher mit den Lehren Anderer, welche der Welt die Offenbarungen der Philoſophie überlieferten, geſchehen iſt.

Die Philoſophie hat ihre Abſolutheit erkannt, heißt nichts Anderes, als: ſie hat erkannt, und erweiſt, daß alles Denken in ihr, außer ihr aber kein Denken, daß alſo, ſofern Gott denkt, auch Gottes Denken in ihr, oder, um es noch beſtimmter auszudrücken, daß das, was das menſchliche Denken zum ſpeculativen Denken macht, ein Erkennen ſei, in welchem der Menſch, als denkend, Gott gleich iſt.

Iſt aber der Menſch, inwiefern er ſpeculativ erkennt, Gott gleich, ſo hat er auch inſofern ſeinen Gott nicht außer ſich und eben ſo wenig irgend ein anderes Menſchliches außer ſich; der ewige Geiſt erkennt ſich ſelbſt und entwickelt ſich denkend in ſeinem Univerſum, deſſen Inhalt er ſelbſt und außer welchem das Denken nicht iſt.

Da nun alles Denken in der Philoſophie, und da außer ihr kein Denken iſt, ſo iſt auch der Gedanke Gottes, im objectiven wie im ſubjectiven Sinne (Gott als denkendes Subject und als Gegenſtand ſeines und jedes andern Denkens), in ihr; folglich iſt auch der Gedanke des Verhältniſſes des Menſchen zu Gott und Gottes zu den Menſchen, d. i. der Gedanke der Religion, in ihr und nur in ihr.

Es kann alſo in der Religion überhaupt, daher auch in jeder

Religionsform, ſofern ſie Religion iſt, nichts enthalten ſein, was nicht in der Philoſophie enthalten wäre, und die Philoſophie muß folglich von dieſem Standpunkte aus behaupten: die Religion ſei nicht außer ihr; und da ferner in ihr alle Wahrheit — nämlich nach dem Erweiſe und zugleich faktiſch aller Inhalt des Denkens — iſt, ſo ſei die Religion, ſofern ſie als außer der Philoſophie ſeiend gedacht werde, das Unwahre, d. h. ſie ſei vor der Philoſophie nicht, oder, ſie ſei durch die Philoſophie vernichtet.

Mit der Vorſtellung einer außerhalb der Philoſophie liegenden Religion — ſie habe nun eine empiriſche Beſtimmung welche ſie wolle — iſt aber auch die Vorſtellung ihres Inhalts, als eines außerhalb der Philoſophie liegenden — nämlich die Idee eines ſelbſtſtändigen Gottes — vernichtet und der Atheismus ſo ausgeſprochen, wie er in den Schriften vieler Philoſophen ſeit Hegel mehr oder weniger klar bekannt wird und wie ihn namentlich Friedrich Feuerbach in ſeiner Schrift: „Die Religion der Zukunft" dem Chriſtenthum entgegengeſtellt hat: „der Menſch allein ſei unſer Gott, unſer Vater, unſer Richter, unſer Erlöſer, unſere wahre Heimath, unſer Geſetz und Maaß, das A und O unſeres ſtaatsbürgerlichen und ſittlichen, unſeres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menſchen."

Der Menſch, als Einzelner, ſtünde alſo zu ſich, als ſeinem Gott, in dem Religionsverhältniſſe, und könnte dieſes nur ausdrücken durch Selbſterkenntniß und Selbſtliebe, — nicht ſeiner als des Einzelnen, ſondern ſeiner als der Menſchheit, d. h. als der Geſammteinheit aller Erkennenden und alſo auch aller Erkenntniß; womit denn alle Erkennenden in ihrer Erkenntniß gegen einander verſchwänden und alleinig wären in Liebe, — eine Perſon in voller Harmonie der Selbſterkenntniß, des Willens und des glückſeligen Gemüthes im vollbewußten Genuſſe des Daſeins.

Wir müſſen uns dieſe Religion der Zukunft recht nahe kommen laſſen, wir müſſen der Philoſophie ihr Recht, ihre Unbedingtheit und Selbſtgenüge laſſen, und wer vor dieſem Bilde des künftigen Religionszuſtandes auf unſerer Erde erſchrickt, der beweiſt dadurch nur, daß es ihm mit der chriſtlichen Religion nie ernſt war, daß er nur einige apokryphiſche Glaubensſatzungen aufrecht erhalten will und dieſen die Seligkeit der Menſchheit opfern könne. — Denn iſt nicht, was die

Philoſophie hier als ihre Religion verheißt, — iſt das nicht gerade der chriſtliche Himmel auf Erden, die Realiſirung des Himmelreichs, in welchem nur ein Hirt und eine Heerde, ein Wollen und ein Sinn? Wo es ſo iſt, da wird der Gott nicht fehlen; ſie mögen ihn immerhin läugnen, ſo ſind ſie dennoch in ſeinem Namen verſammelt und er wird, wie er verheißen hat, mitten unter ihnen ſein.

Das iſt nun hierbei wohl zu bedenken, daß gerade die Philoſophie, welche den chriſtlichen Gott zu läugnen ſcheint, zugleich aber von einem andern als von einem hiſtoriſchen Gott gar nichts wiſſen will und kann, — daß gerade dieſe Philoſophie die chriſtliche Religion, nämlich das Reich Gottes auf Erden, als ihre Religions-Aufgabe erkennt und anerkennt.

Als ihre Aufgabe, — denn die Religion der Zukunft ſoll aus ihrem ſpeculativen Begriffe erzeugt werden; ſie iſt nicht, ſie ſoll werden, obwohl ſie in der Philoſophie ihrem Begriffe nach in Wahrheit ſchon vollbracht iſt. Iſt der Inhalt (der Gegenſtand) der Religion, Gott und nur Gott, man möge ihn nennen wie man wolle, ſo iſt nun die Religion in der Philoſophie eine praktiſche Theogonie, ein Gottſchaffen, womit denn nothwendig auch ein Gottwerden der ihren Gott ſchaffenden Menſchheit verbunden wäre, alſo die vollendete Wiedergeburt aller Menſchen zu Gott, nicht durch Dieſen oder Jenen, als Einen der Vielen, ſondern durch den Religionsbegriff der höchſten Erkenntniß, in welchem offenbar Gott iſt.

Seltſam! der Atheismus will und muß die Aufgabe des Chriſtenthums vollenden, das neue Jeruſalem gründen! Und, was uns noch ſeltſamer dünken muß, das Chriſtenthum kann dieſes ſein höchſtes Ziel nur durch Atheismus verwirklichen, nämlich für alle Welt real, und handgreiflich daſeiend machen! Iſt das nicht Gottes Finger?

Daß die Philoſophie eines Zeitalters unter den Menſchen in Recht und Wahrheit, redlichen Strebens, zu dieſer Art Gottesläugnung gelangen konnte, deren Aufgabe als ein Realwerden Gottes erſcheint, iſt ein Fortſchritt im Geiſte, den die Zeit demnächſt wieder zu begreifen hat, wie ſie nahebei 2000 Jahre dem Begriffe des Chriſtenthums nachhing und nachſtrebte.

Der Realität des Fortſchrittes an ſich iſt weder Vorſchub,

noch Nachſchub zu leiſten; er thut unaufhaltſam und ſicher, wie er ſich nennt: er ſchreitet fort.

Aber mit dem Begreifen iſt es ein Anderes. Die Philoſophie muß ſich zuvörderſt aus ihrer negativen Stellung zur Religion und zu Gott ſelbſt wieder zum Begriff bringen. Der Gott, der chriſtliche, und die Religion, die chriſtliche, welche ſie (die Philoſophie) als den höchſten Fortſchritt im Religiöſen aus einer Vorzeit oder hiſtoriſch hat, — und der Gott, den ſie im Religionsbegriffe zur Aufgabe erhält, — der Gott der Zukunft, — ſind durch ſie als Daſeiende verneint; in jenem vergangenen Zuſtande zerſtörte der Gott ſelbſt das unendlich enge Gefäß ſeines Vorgeſtelltſeins; — jetzt eröffnet ſich der unendliche Umfang des Religionsbegriffes ſeinem ewigen Inhalte, den er zwar als Religionsidee in ſich hat, aber nun auch erfüllen, Fleiſch werden laſſen ſoll.

Daß aber die in Liebe ihrer ſelbſt bewußte Menſchheit nichts Anderes, als der perſönliche Gott des Chriſtenthums ſei, kann Niemand mehr bezweifeln, der bedenkt, daß das Wort: Menſchheit hier nothwendig in ſeinem weiteſten Sinne für den perſönlich gedachten Geiſt gelten müſſe, daß darunter eben ſo alle erkennenden Weſen aller Welten, ſo viele es deren geben mag, wie alle Engel und Herrſchaften der Himmel, ſofern ſie erkennen, begriffen ſein müſſen, und daß von allen dieſen auch nicht Einer für ſich als der Gott, auch nicht alle zuſammen, ſofern ſie zuſammen doch nur alle Einzelnen ſind, als Gott zu betrachten ſind, ſondern daß ſie nur ſo Gott ſind, wie ſie die Wirklichkeit ihres Inbegriffs ſind, — woraus ſich denn wieder ergiebt, daß für die Betrachtung jedes Einzelnen, wie für die Betrachtung Aller in ihrer Vereinigung, der wahrhaftig wirkliche Gott immer ein äußerer, nämlich ein außer dieſem und dieſen Allen wirklicher iſt.

Und doch wieder: jeder perſönlich ſein Gott, und Alle und Jede, wie ſie wahr ſind in der Erfüllung der Religionsidee, ihr Gott!

## II.

Der Widerſpruch, welcher uns entgegentrat, liegt darin, daß der durch die Philoſophie — ſo wollen wir jetzt die perſönliche Da-

ſeinsform alles Denkens nennen — erkannte Religionsbegriff ſeine Perſönlichkeit zum Gott realiſiren ſoll, — daß alſo Gottes Daſein erſt von ſeinem Begriffe in der Menſchheit abhängig gedacht werden muß, — und daß doch, wie ſich ebenfalls ergeben hat, dieſes Daſein Gottes in der Religion wieder unabhängig von allem und jedem Denkenden, wie dieſes auch beſtimmt ſei, mithin auch unabhängig von ſeinem Begriffe, unmittelbar durch das Daſein der Denkenden (des Menſchengeſchlechts) gegeben iſt.

Iſt die Realität Gottes unmittelbar durch das Daſein des Menſchengeſchlechts gegeben, ſo iſt ſie weſentlich an dieſes geknüpft, und zugleich auch von ihm, inwiefern es ſich zu ihr und zu ſeinen Individualitäten als denkend verhält, unabhängig und muß ſo begriffen werden können.

Um die Löſung dieſes Widerſpruchs zu faſſen, iſt es gleichgültig, ob man den Menſchen, wie er, als Einzelner, den denkenden Geiſt repräſentirt, erkennt, oder den denkenden Geiſt ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen verſucht, — denn beide ſind eins.

Die Vorausſetzung iſt, daß der Menſch denkend ſei, und der denkende Geiſt iſt eben der Menſch; denn denkend iſt nur, was ſich als Subject und Object unterſcheidet, in dieſem ſeinem ſich Unterſcheiden (d. i. in ſeinem unterſcheidenden Beziehen) aber iſt es das, was perſönlicher Geiſt oder Menſch heißt, — wir können ſagen: wird der Menſch. Weil alſo die Vorausſetzung des Unterſcheidens für das Denken nothwendig iſt, ſo iſt auch, wenn Denken und Perſönlichkeit des Geiſtes (Menſch) ſein ſollen, die Vorausſetzung nothwendig. Sie iſt alſo nur bedingungsweiſe, nicht aber ſchlechthin oder an ſich nothwendig.

Aber auch dieſes Letztere, daß der Menſchengeiſt nothwendig denkend, alſo unterſcheidend ſei, zugegeben, ſo iſt doch nothwendig er auch der Unterſcheidende; denn ein Unterſcheiden, wodurch etwas ſich ſelbſt objectiv würde, kann dieſem nicht von außen kommen.

Inſofern aber der Geiſt (ſo wollen wir der Sprachgewöhnung gemäß dieſes Weſen des Weſens nennen) unterſcheidend iſt, iſt er nur der Begründer der Bedingung ſeines Denkens, nicht aber ſchon denkend, und da er erſt im Denkacte Menſch wird, ſo iſt der Menſch im Beginn ſeines Denkens nicht.

Dennoch iſt er in dieſem Anbeginn derſelbe, als dem er ſich

im Denkacte erkennt, weil ja das Denken nichts Anderes als das wirkliche Eintreten des Bedingten iſt.

So hat alſo der Menſch ein Jenſeits ſeiner ſelbſt und ein Dieſſeits, welche beide gleichen Inhalts, aber entgegengeſetzten Weſens (Waltens oder Schaffens, Weſen in ſeiner ſachlich-zeitwörtlichen Bedeutung genommen) ſind.

In jenem iſt er außer ſich, dem Denkenden, als ſeines Denkens Grund oder als deſſen wahres Weſen; in dieſem iſt er ſeines Denkens Welt und die Erfüllung ſeiner Erkenntniß mit ſeiner urgründlichen Weſenheit.

Es wohnt alſo dem Denken nothwendig ein Jenſeits, — der Vernunft ein Grund bei, der, ſo wie er an ſich iſt, nicht in ihr iſt, von dem ſie aber dennoch nur unterſchieden, nicht verſchieden, ein unterſcheidendes Vorſtellen und Erkennen deſſelben iſt.

Die Philoſophie, welche in der nothwendigen Vorausſetzung des Denkens iſt, und das Weſen des Menſchen in dieſer Hinſicht Geiſt nennt, hat ihren Grund, ihr Jenſeits in dem Dieſſeits zu erkennen und iſt dadurch Philoſophie, daß ſie die Ganzheit dieſes Grundes, als des Weſens alles Denkens, in ſich faßt und aus ſich hinaus vor ſich ſtellt. Sie hat des Menſchen ganzen vollen Grund in ſich, aber nicht in der Nothwendigkeit ſeines Weſens (denn in dieſer iſt er nicht des Menſchen Gedanke, nur des Menſchen Grund und Trieb zu dem Gedanken), ſondern als des Menſchen wahren Begriff, der ſein Weſen, als das Gewiſſe, in ſich trägt und dadurch real iſt.

Aber der Menſch jenſeits iſt nicht der Menſch dieſſeits; er iſt des Menſchenunterſcheidens einziger, ewiger Grund, er iſt der Schöpfer, er iſt der Gedanken Inhalt, er iſt das Ziel der Philoſophie.

Inſofern die Philoſophie den Grund im Menſchen ergründet und als ihren **Begriff** in ſich trägt, hat ſie für ſich zwar Alles, ſie darf ſich rühmen, daß ſie das Jenſeits in dem Dieſſeits trage und es, als Jenſeits, durch dieſe Aufnahme in das Dieſſeits vernichtet habe.

Wenn ſie aber ſo ſpricht, hat ſie ſich ſelbſt vom Menſchen und von deſſen Wirklichkeit getrennt, ihr Subject als Geiſt ſich vorgeſtellt. Sie hat ihre Geiſteswelt vollbracht, aber auch unterſchieden, ſie iſt Wiſſenſchaft, nicht Philoſophie, welche letztere tiefer auf's Weſen und auf die Wirklichkeit, auf das Gewiſſe,

τὸ σοφὲς, und auf das Lieben, τὸ φιλεῖν, des unmittelbar Gewiſſen durch das Wiſſen (als Weisheit) gerichtet iſt.

Aber der Menſch, der aus ſich, ſeinem Grunde Erſchaffene, des Menſchen eingeborner Sohn, kann ſich, den ewigen Grund, nicht in dem Wiſſensdrang vergeſſen oder verlieren; er trägt die beiden Weſenheiten, den Gott und den Menſchen, untrennbar, unverſchmelzbar in ſich. Die Grenze, die ihn wiſſentlich von ſeiner Gottheit trennt, iſt er ſelbſt, er ſehnt ſich nach ſich ſelbſt und weiß in ſeinem Dieſſeits wohl, daß er zugleich zu ſich und zu ſeinem Gott gelangt, daß dieſer aber nie in ſeinem Denken aufgehen kann, ſondern nur durch daſſelbe integrirt oder zum Begriff gebracht wird, daß aber ſeine Realität oder Weſenheit ſtets außerhalb ſeiner, des Menſchen, und vor ihm, dem Menſchen, aller unterſchiedenen Dinge und ihrer Begriffe, ſo wie des Selbſtbegriffs, den wir das Selbſtbewußtſein nennen, Grund und Begriffsinhalt iſt. So iſt der Menſch der unter dem Baume der Erkenntniß gefallene Gott.

## III.

Hiermit gewinnt die Philoſophie, als die Gedankenwelt der Menſchheit, — nicht etwa der Menſchheit als eines bloßen Gedankendings, das ſich von den Menſchen lostrennte, ſondern, wie wir geſehen haben, gerade als der wirklichen perſönlich gewordenen Menſchenallheit ſelbſt, — das ganze Dieſſeits zu dem Jenſeits, der Menſch der Welt zu ſich, dem Gott, — ein näheres und ſicheres Verhältniß.

Im Dieſſeits der Gedanken iſt der ganze Gott; doch nicht als ſolcher, alles Selbſterkennen iſt nur ein Erſchaffen des Gottmenſchen, ein endloſes Wahr- und Wirklichmachen des Weſens, das nicht Erkenntniß iſt, doch aller Erkenntniß Grund und Inhalt.

Aber dieſes Weſen wird nicht erſt real durch dieſes Inhaltwerden, ſondern iſt es und war es unbedingt und iſt, als ſolches, im Bewußtſein des Menſchen Gott, und die Richtung auf dieſen Thatgrund des Bewußtſeins heißt Religion.

Daher hat der Menſch um ſo mehr Religion, je mehr er noch ganz auf ſich, den ungeſchiedenen Grund, gerichtet iſt; er verliert die Form der Religion in dem Maße, wie er im Unterſcheiden den Gott in ſich zum Bewußtſein bringt; er verliert ſie und ſeinen Gott

endlich ganz, indem er ſich ganz gewinnt. Aber er hat ſich nun auch wieder in demſelben Acte als Nichtgott vor ſich. Er müßte ſeine Grenze ſelbſt zerſprengen, um in ſein Gott-Sein überzugehen; dann aber würde er die ganze Vollendung ſeines Dieſſeits, die er eben ſo wenig opfern kann, weil er in dieſer er ſelbſt iſt, hingeben, ſich ſelbſt in ſeinen Grund verſenken müſſen. — So feſtgebannt in ſeine Grenze des Unterſcheidens wird ihm ſein Erkennen zum Sehnen, ſein Begriff zum Geſetz: er ſoll ſich gleich ſein dieſſeits und jenſeits, in beiden Welten.

## IV.

Die Philoſophie muß demnach in ihre Erkenntniß das Weſen der Menſchheit nicht blos ſo aufnehmen, wie es ganz Philoſophie oder im Wiſſen iſt, ſondern auch ſo, wie es ganz Grund, oder im Jenſeits iſt. Sie darf und kann nicht durch ihr Bewußtwerden der Religion die Religion im Menſchengeſchlecht, — durch das Begriffwerden Gottes im Menſchen das weſentliche Gottſein des Menſchen als vernichtet oder im Fortſchritt aufgelöſt betrachten, ſondern ſie muß vielmehr die Religionsform und Gottesform im Menſchen eben ſo, als ſolche, anerkennen und objectiv in ſich tragen, wie ſie die Natur in ſich trägt und das Sein des Begriffs in ihr erkennt und nachweiſt.

## V.

Was wir jetzt als Religion erkannt haben, iſt das Verhältniß des Menſchen zu ſeinem (un-)vordenklichen Weſen, wie Schelling, obwohl in einem ſehr verſchiedenen Sinne, das unmittelbar Gewiſſe im Denkendſein bezeichnet, und iſt, als ſolches, nothwendig auch im Denkenden (dem Menſchen). Die Form, in welcher der Grund alles Denkens im Denken iſt, kann ſelbſt kein Denken ſein, muß aber doch Etwas, das denkbar iſt, — einen Inhalt in's Bewußtſein bringen. Da aber nichts in das Bewußtſein gelangen kann, was nicht auf dem Wege des Unterſcheidens und Beziehens dahin gelangt, ſo muß dieſe Form den Inhalt als ein ſchon vollbrachtes Denken, als einen ſeines Inhalts gewiſſen Gedanken übertragen. Wir nennen dieſen Factor im dieſſeitigen Menſchen den

Glauben, und ſtehen hier an deſſen Quelle aus welcher die nothwendige Geltung ſeines Inhalts für den Menſchen einleuchtet. So gewiß der Menſch an ſich glaubt, ſo gewiß glaubt er an Gott. Die Philoſophie hat den Glauben im Menſchen und deſſen Object, wie es durch den Glauben in der Menſchheit iſt, nicht etwa erſt in Wahrheit zu verwandeln, ſondern ſie hat den Glauben in ſeiner Glaubensform zu begreifen, ſie hat ihn, wie er ſich, als Religion, im Dieſſeits darthut, vollſtändig zu entwickeln und, ſo weit ſein Object Erfahrung geworden iſt, nachzuweiſen. Der Theil der Philoſophie, welcher dieſe Form des Dieſſeits entwickelt, iſt das Syſtem der Religion oder die Religionsphiloſophie.

## VI.

Wir haben uns nun noch weiter deutlich zu machen, wie der Menſch, und zwar jeder Einzelne für Alle, indem er ſich erkennt, zugleich und in demſelben Acte ſich ſelbſt auch außer ſich als Gott erkennen müſſe.

Der Grund des Dieſſeits iſt ein Act des Scheidens, ein Unterſcheiden, aus dem das Dieſſeits in der Nothwendigkeit des Denkens erfolgt. Weder im Dieſſeits, noch im Jenſeits iſt alſo ein Sein als abſtracter Nichtact, ſondern hier wie dort iſt Thätigkeit. Aber der Act jenſeits unterſcheidet ſich von dem Acte dieſſeits wie Thun von Geſchehen. Jenes, das Thun, kann auf ewige oder abſolute Weiſe vollendet ſein, das Geſchehen hingegen geſchieht immer fort, und iſt auch als Geſchichte nur alles Geſchehene, das nie aufhört zu geſchehen, und das, wenn es je aufhörte zu geſchehen, nicht mehr Geſchichte, ſondern That ſein würde.

Als ewige abſolute That ſteht alſo das Jenſeits vor dem Dieſſeits und iſt deſſen vollſtändiger, d. i. vollendeter Grund, weil nur der ganze (vollendete) Grund ſeine Folge hat oder Grund iſt. Damit iſt aber nur geſagt, daß der ewige Act des Grundſeins für das Dieſſeits der erkennenden Welt ein vollendeter ſei, nicht aber, daß damit das jenſeitige Thun ſchlechthin und in allen möglichen Beſtimmungen vollendet ſei. Es bleibt alſo im Jenſeits, vom Dieſſeits aus betrachtet, das Thun ein Begründen des Dieſſeits und außer dieſem auch ein ſchlechthin unbeſtimmtes Thun, das nur als ewige That im Erkennen

bekannt und ganz vorausgeſetzt, dieſes und kein anderes in ſich ewig beſtimmtes und vollendetes Thun iſt. So iſt nun das Jenſeits für das Dieſſeits ſeiend im ewigen Vollenden des Thuns, — was unſere Sprache, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſo ſcharf durch das ſubſtantive Zeitwort Weſen ausdrückt. Weſen (ſachlich) iſt das, was durch ſein Weſen (zeitwörtlich) ſich das von ihm, als dem Subject, ununterſcheidbare Prädikat giebt.

Um dieſes auf den erſten Blick ſchwierig Scheinende deutlich einzuſehen, muß man den Standpunkt der Erfahrung feſthalten, in welcher der Menſch nur als einzelnes Ganze, als Perſon, und folglich alles Erkennen auch nur als das Erkennen Einzelner iſt, ſo daß das höchſte Erkennen doch immer nur als das Erkennen eines beſtimmten Einzelnen erfahrungsmäßig da iſt.

Iſt nun in dem Einzelnen das Erkennen, wie wir eben im Allgemeinen eingeſehen haben, zugleich als ſein (des Erkennens) Grund, als ſolcher aber noch nicht als Erkennen, ſondern als das, vermöge deſſen das Erkennen erſt wird, ſo iſt Jeder erfahrungsmäßig als vor ſeinem Erkennen ſeiend, wie denn auch das Kind urſprünglich ein Daſein ohne ſein (des Kindes) Erkennen hat.

Dieſes Sein vor dem Erkennen iſt aber ſo in dem Erkennenden, wie er der Grund iſt, daß er erkennend iſt; es iſt alſo als ſein eigenes Thun in ihm.

Da ferner ein Begründetes nicht weiter reicht, als ſein Grund, ſo iſt das Erkennen dem Grunde gleich, nicht größer, nicht kleiner.

Iſt nun die Grundthat, die das Erkennen macht, an ſich kein Erkennen, ſo muß ſie, als das dem Erkennen gleiche, aber nicht ſelbſt Erkennen ſeiende Erkennbare, als der in einem Akte vollendete, alſo ewige Menſch im Menſchen, der fertige, aber noch nicht erkannte Inhalt des Erkennens in ihm ſein, und weil nun dieſer Inhalt doch eben nur der Menſch iſt, ſo wird die Erkenntniß, als Folge, Selbſterkenntniß ſein.

In dieſer Selbſterkenntniß iſt aber der Menſch an die Bedingungen des Erkennens und an die Denkformen gebunden, während er, der ſeines Selbſtbewußtſeins Inhalt ſein ſoll, nicht an dieſelben gebunden iſt, weil er ja in dieſer Bedeutung für ſich nicht denkend iſt; und dieſes iſt eben die Unterſcheidung in ein Jenſeits und in ein Dieſſeits. In dieſem (dem Dieſſeits) iſt der Menſch

an das Denken gekettet und trägt nothwendig alle Kategorien, mit dieſen die Natur und ſeine eigene Perſönlichkeit an ſich; er iſt, um nur Eins zu erwähnen, in Zeit und im Raum. Im Jenſeits aber ſteht er nicht unter den Kategorien und iſt z. B. nicht im Raume, ſondern wie des Denkens, ſo auch des Raumes Grund. Er verhält ſich alſo zu ſich, wie er erkennend im Raum (und in der Zeit) iſt, als außer dem Raum ſeiend, und da er doch zugleich als Er ſich in ſich als Beides trägt, und da der Inhalt ſeines Selbſterkennens gerade er, der Außerräumliche, iſt, ſo treten zwiſchen den denkenden Menſchen und die Aufgabe, das Selbſt in ſich zu erkennen, der unendliche Raum und die unendliche Zeit, d. h. das unerfüllbare Streben nach ſich, dem urſprünglich und ewig Vollendeten.

Für's logiſche Moment tritt nun dieſes (das Vollendete), als das in ſein Für-Anderes-Sein, alſo in ſein Andersſein, — dadurch aber in ſein Für-ſich-Sein getriebene Weſen des Begriffs hervor, dieſe beiden Fortſchritts-Momente aber ſind eben nur die beiden Momente des Denkens, — Unterſcheiden und Beziehen, — welche durch ſich das Anſich des Menſchen, ſeine Gottheit, nicht erſchöpfen können.

Wir dürfen nun das Weſen dieſes Unterſcheidens des Menſchen in ſich an ſich, und in ſich als ſein Anderes für ſich, ſchärfer ſo beſtimmen:

Das Jenſeits iſt der Menſch an ſich als abſolut vollendetes Weſen.

Das Dieſſeits iſt der Menſch der unendlichen Vollendung, des unendlich-möglichen, nie wirklichen Gottwerdens, des kategoriſchen Sollens und des ewig bedingten Könnens. Mit dieſem Proceſſe tritt die Religion als Sittenlehre in die dieſſeitige Welt und wird Erfahrung. Die Erfahrung iſt in der Philoſophie dieſſeits eine fixe Idee, die nämlich, daß das Denken weſentlich, nicht blos vorausgeſetzt ſei, daß folglich mit dem Erkennen des abſoluten Actes, wie er auch von uns hier erkannt worden iſt, der Menſch nicht nur in dem Wiſſen ſeiner Gottheit, ſondern daß er der Gott ſeines Wiſſens ſelbſt und das Jenſeits ſchrankenlos im Dieſſeits, mithin das Moment des Glaubens nicht blos erkannt, ſondern als altes Vorurtheil, als Vorzeit, ausgeſtoßen ſei.

## VII.

Wie dieſe Denkweiſe den Menſchen um einen Hauptheil ſeiner ſelbſt, ja, man könnte ſagen, um die Seele bringen und dem Mammon der Welt verkaufen kann, wenn ſie das Bewußtwerden des Glaubens in ihr als ein Vernichten des Glaubens betrachtet, iſt gezeigt worden. Das Jenſeits muß aber im Dieſſeits ſein Recht behalten; der Menſch darf ſeine Erſtgeburt, ſeine Gottheit, nicht um ein Linſengericht verkaufen. Daß er dieſes aber auch nie thun wird, das dankt er wieder lediglich jenem Bewußtwerden der Philoſophie, in welchem er ſein Weſen im Dieſſeits und Jenſeits erkennt und ſein nothwendiges Verſchiedenſcheinen von ſich in beiden verſtehen lernt. Damit gewinnt aber die Philoſophie ſelbſt für ihn wieder eine doppelte Geſtalt, indem er ſein Jenſeits ebenſowohl in die Form des Dieſſeits ſtellt, wie dieſes nothwendig darunter ſteht, und ſich demnach in der Philoſophie zugleich frei, als Gott, und abhängig, als Menſch, zu ſich verhält.

Im Jenſeits iſt die Philoſophie abſolut, das Unterſcheiden iſt nur übertragen, damit das Jenſeits Philoſophie ſei; es wird aber mit wiſſenſchaftlichem Grunde übertragen, weil es eben auf den Grund der Wiſſenſchaft übertragen wird. Während das Denken ſich im Gottweſen bewegt, iſt es im Bewußtſein, alſo im Menſchen, als frei, als nicht ſein könnend und anders ſein könnend; Subject und Object des Unterſcheidens ſind nur im Weſen, d. i. im Werden und Vergehen; ſie ſind, auch wenn ſie als geworden betrachtet werden, nicht für ſich das Eine oder das Andere, — das Object nur Object, das Subject nur Subject, — ſondern ſie können in jedem Acte die Stellen tauſchen und Jedes als ſein Anderes weſen. So ſchaffend iſt die Spekulation in ihrem Ideal. Alle Acte ſind ewiger Art oder reine Ideen. Zugleich aber ſind dieſe ewigen Acte den Formen des Dieſſeits gleich, aus denen ſie erſt hervorgehen. Sie ſind für das Dieſſeits nicht wirklich und werden daher von den Schwachen, die nur an die Empirie glauben können, nicht aber an ſich, als Phantaſiegebilde verſpottet, auch wohl von Philoſophen Abſtractionen genannt, was nicht recht zu begreifen iſt. Das aber iſt wahr: der Act des Uebertragens der Denkform aus dem Dieſſeits in's Jenſeits, aus dem Endlichen in's weſentlich Ewige oder in Gottes Gebiet iſt für das dieſſeitige Subject ein au-

tonomiſcher Act der zugleich dieſſeitigen und jenſeitigen Perſönlichkeit, welcher, wie die Perſönlichkeit ſelbſt, auf dem Glauben beruht, auf dem Glauben, wie wir ihn eben erkannt haben und welcher nichts Anderes iſt, als das Inſich-Gewiſſe der Perſönlichkeit aus Dies- und Jenſeits. Die aus dem Dieſſeits in ihr Jenſeits denkende Perſönlichkeit iſt die Phantaſie, und nichts zeigt mehr die Verſunkenheit der Zeit in ihr Dieſſeits, als das ſich oft kund gebende Streben, die Phantaſie aus der Philoſophie zu entfernen. Freilich, — man meint damit etwas Anderes; — man meint die Phantaſie im Dieſſeits, wo ſie gleichſam überflüſſig iſt und vielen Spuk treibt. Aber der Philoſoph ſollte doch ſeine Welt beſſer kennen und ſeine Genien nicht falſch beurtheilen. Die Phantaſie thut nichts, und nie, auch im Dieſſeits nie, etwas Anderes, als daß ſie das perſönliche Gottesrecht im Menſchen übt, vermöge deſſen er mit ſich im Jenſeits ebenſowohl zu verkehren befugt iſt, wie im Dieſſeits, und in der Selbſtgewißheit ſeiner beide Welten vereinigenden Perſönlichkeit die Formen des Dieſſeits auf das Jenſeits übertragen kann, um die Verbindung zwiſchen beiden im Dieſſeits auszudrücken, — die Grenzen zwiſchen dem Menſchen und dem Gott auf ideale Weiſe aufzuheben.

In dieſem ſeinem idealen reinen Denken des Jenſeits, und nur in ihm, erkennt der Menſch ſich als Natur*) und Intelligenz und Gott, verſteht er dieſe Trias in ihrem Weſen und überträgt ihre Ideen als reine Begriffe auf den Boden der Philoſophie im Dieſſeits.

## VIII.

Was das freie Denken im Jenſeits ſchafft, iſt von Anbeginn im Dieſſeits fixirt. Das Dieſſeits, die Welt der fixen Ideen oder der Empirie, hat den Menſchen, wie er aus ſeinem Grunde geboren iſt, fertig, und in dem Menſchen Seele, Leib und perſönlichen Geiſt, — jedes dieſer Principe als weſentlich beſtimmt, nicht umkehrbar, wenn auch unendlich übergehend eins in das andere; und der Leib iſt wieder Stoff und Kraft des Stoffs und Lebens-

*) Die Naturphiloſophie iſt das pantheiſtiſche Erkennen oder die objective Erkenntniß des Glaubens. Wenn man behauptet, der Glaube höre auf, Glaube zu ſein, wenn er Erkenntniß werde, vergißt man dabei die Natur ganz und gar; wohl deshalb, weil man eben ſo feſt an ſie glaubt.

einheit, der Geiſt aber erkennt und will und glaubt an Etwas, aus Leib und Seele aber iſt der Menſch ein ſelbſtbewußtes Individuum und geht nun von ſich aus, als von dem Einzigwirklichen, in's Ideale.

Das Ideale des Einzigwirklichen aber iſt nun nicht mehr Natur und Intelligenz und Gott, ſondern Geſchichte und Staat, weil ja das Unterſcheiden nur im Subject und Object beſteht; doch die Einheit iſt, wie wir oben geſehen haben, der Gott, als Aufgabe.

Wer aber ſein Recht bereits im Jenſeits frei geübt hat, der darf auch die fixen Ideen der empiriſchen Welt nehmen für das, was ſie ſind, und an die Stelle der mit dem Staate zum Selbſtbewußtſein verſchmelzenden Geſchichte die Religion ſetzen, als die Perſönlichkeit der beiden anderen, welche ſich in ihr verhalten wie Leib und Seele im Menſchenindividuum, wie Natur und Intelligenz in Gott.

Und dieſes Alles iſt nur der eine Menſch.

## IX.

Die beiden Ausgangspunkte vom Dieſſeits und vom Jenſeits machen, wenn eine Perſon ſie in ſich führt und ſammelt, dieſe ſich ſelbſt klar und zum gottgewiſſen Menſchen. Verweilt dieſe Perſon im Dieſſeits beim Sich-Durchleuchten und Erhellen, ſo wird ſie Philoſoph ſein.

Der Philoſoph, der mehr das Jenſeits als das Dieſſeits liebt und lieber von dem Gott zum Menſchen als von ſich zum Menſchen ſpricht, verkündet den Gott, iſt ein Prophet, ein Gottmenſch, ein Geſalbter, deſſen Ausſprüche in den Herzen, als den Mittelpunkten der Perſönlichkeiten, wiederklingen, dort ihr Verſtändniß haben und dem weiteren Verſtändniß im Dieſſeits, — wofern es geſucht wird, — den Boden bereiten, die Bahn ebenen. Ein Solcher war Chriſtus, der Mann, den man hiſtoriſch nicht vernichten kann, ohne ſich ſelbſt zu läugnen, und der, wie wir geſehen haben, gerade in dem, welcher ſeine hiſtoriſche Nichtexiſtenz zur Gewißheit erhübe, nothwendig zu allernächſt und augenblicklich wieder auferſteht, weil der Beweis ſeiner Nichtexiſtenz nicht ohne ſein Weſen im Andern geführt werden kann. Die entſprechende Erfahrung liegt vor.

## X.

Wer aber nicht als Philoſoph, ſondern als lautere menſchliche Perſönlichkeit ſein Gottesrecht auf Phantaſie im Jenſeits übt und dieſe Welt im Dieſſeits von jener aus bewegt, nicht um der Lehre und der Erkenntniß willen, ſondern um in jener Welt zu leben, und dann ſie dieſſeits zu zeigen, wie ſie iſt, und den Glauben der Dieſſeitigen an ſie und dadurch eines Jeden und Aller an ſich ſelbſt zu wecken, den ſchon erweckten Glauben aber wach zu halten und zu beleben, — der wird ein Dichter ſein, im weiteſten Sinne des Worts, welches das in ſich begreift, was man mit einem durch Mißbrauch ausgearteten Worte im Deutſchen die Kunſt*), den aber, der ſie übt, den Künſtler nennt.

Die Kunſt iſt durchaus, ſelbſt im Gemeinen noch, ſymboliſch; das Dieſſeits dient ihr überall nur als Mittel und Ausdrucksweiſe für Etwas, das der Künſtler im Jenſeits (in ſeiner Gottesnähe ſich) frei anerſchaffen hat und nun in Zeichen, Bildern oder Worten ſich und Andern vorſtellt.

---

Du warſt ein Dichter, mein Sallet! Doch warſt du nicht, gleich Vielen, der Dichtung nur als Dichter zugewendet. Du warſt nicht nur ein ganzer Menſch, du warſt auch Philoſoph, und dann ein Dichter.

Die Philoſophie gab Sallet ſeine Stellung in der Poeſie; ſie wies ihn an die Religion, und man darf behaupten: er würde der Stifter des Chriſtenthums geworden ſein, wenn die Zeit der Gründung deſſelben nicht ſchon vorüber geweſen wäre. Darum war Sallet dem Chriſtus der Evangelien ſo nahe befreundet; Chriſtus war ſein Held.

Aber Chriſtus war ſein Held nur wie er in den Evangelien erſcheint, als der Prophet Gottes und des Menſchen Sohn. Wie ſeine Weisheit überſehen, mißverſtanden, verdreht worden iſt, wie ſeine Sittenlehre in Sünde, Muthloſigkeit und Scheinheiligkeit ausgeartet iſt, wie ſeine unläugbare Gottheit bald durch übermüthige Prieſterariſtokratie als ein frevelhaftes Erbtheil gemißbraucht worden,

---

*) Von Können und Kunnen (Kunde haben oder geben, Jöl. Kynna) im Einklang, — ſo ziemlich alſo die Wortbedeutung von Poet.

bald gemeinen Zwecken und irdiſcher Herrſchaft dienſtbar gemacht, dann wieder, dieſer ſündhaften Auffaſſung gegenüber, vom Leichtſinn und Stumpfſinn geſchmäht worden iſt, — dieſe Verfinſterung des Lichts durch die Nebelgeſtalten der Dogmen, — die ganze Geſchichte des Chriſtenthums — erſchien ihm, dem Reinen, der — ſo einfach, ſo menſchlich wahr — im Lichte wandelte, dem Gott gegenüber als ein Schickſal, von welchem der Menſch durch den Dichter Erlöſung erwarte. Er begleitete die Religion in der Form des Chriſtenthums mit Chriſtus auf den Pfaden ihres Urſprungs und wandelte mit ihr ſtatt des erſten Begründers auf Erden.

Wäre ein ſolches Wandeln in unſern kirchlich-politiſch gebannten Zeiten noch geſtattet, er hätte ſicher den Wanderſtab ergriffen, um lehrend und Wunder der Begeiſterung, des Glaubens wirkend, der Erde ſeinen göttlichen Beruf zu bewähren, denn er war voll jenes göttlichen Geiſtes und Zornes, der die Käufer und Verkäufer unſanft aus dem Tempel treibt.

So war denn die Richtung ſeines Dienſtes unter uns eine doppelte: ſtrafend niederzureißen und das Uralte neu zu erbauen. In dieſer letzten Hinſicht ging ſeine Richtung auf die Erzeugung Gottes im Menſchen*) durch Chriſtus und wandelte alſo auf dem hiſtoriſchen Wege der Zeitphiloſophie.

---

*) Marie Verkündigung (L.-Ev. S. 11).

Die fromme Sage gleicht dem goldnen Ei,
Das blinkt geheimnißvoll aus weichem Neſte.
Neugier'ge Kinder lockt der Glanz herbei,
Wird ihnen, Tag für Tag, zu neuem Feſte.

Sie ahnen nicht im frommen Kindesmuth,
Daß in dem Ei lebend'ge Kräfte gähren,
Bis es, bebrütet von des Geiſtes Glut,
Den goldnen Wundervogel muß gebären.

Wie ſie ſich wieder nah'n, da iſt's entzwei.
Sie ſchelten, kindiſch, des Zerſtörers Tücke,
Und halten, unter Weinen und Geſchrei,
In ſchwachen Händen die zerbroch'nen Stücke.

Thörichte Kinder! Aus dem Wipfel dort
Hört ihr den Sang des Vogels nicht erklingen?
Das Weſen iſt erwacht, der Schein iſt fort,
Vor dem Gedanken muß die Schale ſpringen.

Wie Jeder, der aus dem Jenſeits der Menſchheit darſtellt (nicht blos begreift), war Sallet Dichter. Der, den er darſtellte, war Chriſtus; und wie die Evangelien dramatiſch ſind, iſt auch

---

„Maria, einer Jungfrau, nahte ſich
Ein Engel, wandernd Gottes Botenpfade:
Holdſel'ge, ſei gegrüßt! Nicht fürchte dich!
Gott iſt mit dir, du fandeſt vor ihm Gnade."

„Mit einem Sohne wirſt du ſchwanger ſein,
Den ſollſt du: Jeſus, den Erretter nennen.
Zum ew'gen König wird der Herr ihn weih'n,
Und als des Höchſten Sohn wird man ihn kennen."

Maria ſprach: „Was mir dein Gruß verheißt,
Wie ſoll's geſcheh'n? Ich weiß von keinem Gatten." —
„Ueber dich kommen wird der heil'ge Geiſt,
Die Kraft des Höchſten wird dich überſchatten."

„Drum ſoll das Heilige, das dir entſtammt,
Sohn Gottes (dem kein Ding unmöglich) heißen." —
„Ich bin des Herren Magd (ſprach, ſchamumflammt,
Maria), mir geſcheh', wie du verheißen." —

So ſpricht die Sage, tief und ahnungsvoll;
Doch wenn ihr ſie uns aufzwingt als Geſchichte,
Dann macht ihr ſie zum Mährchen, zwecklos toll,
Und den lebend'gen Geiſt in ihr zu nichte.

Wohl iſt's dem Dichter eine ſchlechte Luſt,
Daß er verheert, mit eh'rnen Kriegestritten,
Den Blumenpfad, doch in ihm ruft's: Du mußt,
Bis du der Wahrheit Feſte haſt erſtritten. —

Schuf Gott ſo ſtümperhaft denn die Natur,
Daß er, uns ſeinen Geiſt zu offenbaren,
Muß, ew'ge Offenbarung ſtörend nur,
Mit Taſchenſpielerkunſt dazwiſchen fahren? —

Noch geht an's Erdenweib des Engels Ruf:
Wenn immer Scham und Liebe dich durchglüh'te
Und dich, geläutert, neu aus Flammen ſchuf,
Biſt du jungfräulich rein tief im Gemüthe.

So lange du von Erdengier nichts weißt,
Und Gottes nur gedenkſt im Arm des Gatten,
Wird kommen über dich der heil'ge Geiſt,
Wird dich die Kraft des Höchſten überſchatten.

Sallets Darſtellung Chriſti, des Lehrers, in ihrer äußeren Anlage dramatiſch; — ſein Laienevangelium iſt ein Lehrgedicht des Chriſtenthums, aus dem Munde des Gründers deſſelben, wie eines unter den Lebendigen wandelnden Gottmenſchen, vorgetragen, — eine begeiſterungsvolle und Begeiſterung erzeugende Wiedergeburt des Erlöſers im Geiſte des gottſeligen Dichters.

Aber die Gegenwart, das hiſtoriſche Chriſtenthum im Dieſſeits, hat den Gottmenſchen von Jenſeits nur im kleinſten Maße verſtanden, im höchſten meiſt mißverſtanden und mißbraucht; die Stimme der Gegenwart ruft grell und widerſtreitend in die einfache Verkündigung aus jener Welt; der Dichter leidet um den göttlichen Helden und ſein Gedicht wird dadurch ſeinem Weſen nach lyriſch und elegiſch. Jetzt muß er laut werden, um jene lauten Stimmen zu übertönen, die in Schlaf befangene Gemeinde zu erwecken, — dadurch wird ſeine, wo er ſich frei bewegt, rhythmiſch-milde Stimme*) häufig rauh

---

Das Heilige, was du gebärſt, wird groß
Im Geiſt, ein ew'ger König ſein auf Erden.
Gott wählte deinen ſtillen Mutterſchooß,
Um fort und fort hienieden menſchzuwerden.

So du in Demuth, Jeſu Mutter gleich,
Aufnimmſt den Herrn in reiner Seelenſchöne,
Schafft du das Erdenthal zum Himmelreich
Und deine Kinder heißen Gottes Söhne.

*) Man höre:

Die Weiſen aus dem Morgenlande (L.-Ev. S. 17).

O Morgenland! wie ein Erinnern ſchallend —
Wie Heimweh zieht's nach deinen Mährchenfernen.
Hier lag die Menſchheit in der Wiege lallend,
Und langte ſpielend nach des Himmels Sternen. —

Im Taumel raſend und im Stumpfſinn brütend,
Wich dein Geſchlecht aus ſchöner Menſchheit Gleiſe,
Doch ſann, der Kindheit Tiefſinn ſtill behütend,
Im Schatten deines Hain's manch frommer Weiſe.

Was vor uns ſteht im Taglicht der Erkenntniß,
Fühlteſt du leis durch deine Träume wallen;
Was unſer Geiſt erkämpfte dem Verſtändniß,
Iſt dir als Spielzeug in den Schooß gefallen.

und hart*). Er bedarf mehr der Kraft, als der Milde; er zürnt für Chriſtus und aus ſeinem Geiſte. Das iſt es, was man nicht

---

In dir auch wachte mächtig auf ein Ahnen
Vom Gott, der in der Bruſt des Menſchen wohne,
Und deine Weiſen folgten froh den Bahnen
Des Stern's, zum neugebornen Menſchenſohne.

Sie boten fromm ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen
Und beugten ihre Knie' dem Lichtgedanken,
Bis ſie heimkehrend, auf des Weges Irren,
Vergeſſend in ihr altes Träumen ſanken. —

Doch was dich einſt durchzuckt' mit Blitzesſchnelle,
Das wird aufs Neue deine Völker wecken,
Und Gottbewußtſein, heiter, frei und helle,
Durchwandelt ſiegend deine Länderſtrecken.

Dann werden deine goldnen Traumesſchätze
Des Weſtens Geiſte dargebracht als Gabe,
Daß Mannesgeiſt an Blüthenhauch ſich letze,
Und Kindesſinn an reifer Frucht ſich labe.

*) Der Zinsgroſchen (L.-Ev. S. 189).

O ſeiner Pfiff der Mittelmäßigkeit!
Stets, wenn euch höh're Geiſteskraft verdutzte,
Voll Angſt, zu Schanden würd' auf ew'ge Zeit
Eure Armſeligkeit, die abgenutzte,

Habt ihr, was unverſtanden euch umklang,
Bei hoher Obrigkeit gemacht verdächtig,
Wähnend, erliegen könne robem Zwang,
Was eurem feinen Geiſt zu frei und mächtig. —

Auf fingen jedes Wort vom Mund des Herrn,
Gleich gier'gen Hunden, lauernd feige Späher.
Sie ſtempelten ihn zum Rebellen gern,
Und heuchelnd ſprechen ſo die Phariſäer:

„Wir wiſſen, Herr, daß du wahrhaftig biſt,
Lehrſt Gottes Weg und nichts nach Menſchen frageſt.
Ob's recht, dem Kaiſer Zins zu zahlen iſt,
Ob nicht, wir bitten, Herr, daß du's uns ſageſt.“ —

„Zeigt her den Groſchen! Sagt: wes Bild iſt das,
Und wes die Aufſchrift? Heuchleriſche Rotte!“ —
„Des Kaiſers.“ — „Wohl, ſo gebt dem Kaiſer, was
Des Kaiſers iſt, was Gottes iſt, gebt Gotte!“ —

ſelten an ſeinen Jamben tadeln hört. Freilich, das ſo friedlich eingelullte Ohr unſerer Zeit iſt verwöhnt, der Anſtand fordert Haltung, gemeſſenen Gang, Jamben im kurzlangen Taktſchritt, — keine fremden Einmiſchungen, die bei den Alten, — welchen wir doch nachſtreben, ja, denen wir eigentlich dieſe Versmaße ganz allein verdanken, — an den ungeraden Stellen ſogar als regelmäßig betrachtet wurden. — Dergleichen ſanfter Jambenwellenſchlag im Takte iſt bequem, aber ziemlich langweilig; im Eifer iſt er ſchwerlich durchzuführen, und der wechſelnd bewegte Schritt, wenn ſich gehörigen Orts nach der Licenz der Alten Tribrachen oder Spondeen, auch wohl Anapäſte oder Diktylen einmiſchen, gewähret im Leſen und Hören einen weit beſſeren oratoriſchen Klang und Nachdruck. Man wird ſich, iſt man nur erſt der Sache befreundet, gar bald dem Rhythmus des Verſes nicht weniger geneigt fühlen und die Uebereinſtimmung der Form und des Inhalts, einzelne Fälle abgerechnet, gewiß zu rühmen wiſſen.

---

So heißt der ganze Spruch. Merkt's, hohe Herrn!
Ob das Wort: Gott auch unbequemen Schalles.
Ich weiß, ihr ſtrichet die letzte Hälfte gern
Und ſchriebt am liebſten: Gebt dem Kaiſer Alles!

Ihr Erdenherrn! es ſei der Erdentand,
Geld, Güter preisgegeben eurer Schatzung.
Auch halten wir uns gerne ſtill im Land,
Die äußre Sitte fügend äußrer Satzung.

Nicht weiter dürft ihr. Den lebend'gen Geiſt
Habt ihr in euren Münzen nicht gepräget.
Das Bild iſt Gottes, das die Münze weiſt,
Und Gottes Wort die Aufſchrift, ſo ſie träget.

So geben wir, was Gottes iſt, nur Gott,
Und frei in Gott ſind unſres Geiſtes Thaten,
Mögt ihr euch auch erfrechen, wie zum Spott,
Den Zuſchnitt unſres Denkens zu beraten.

Sagt, was von reifem Mannesſinn ihr glaubt?
Daß ihr durchbrecht des innern Reiches Schranken,
Geſinnungen verbietet und erlaubt,
Und, wie Soldaten, muſtert die Gedanken.

Thut, was ihr wollt! Wir wahren unſer Recht.
Gott iſt der Kaiſer, der die Seele lenket.
Schmach jedem feigen, gottverlaſſ'nen Knecht,
Der nur, wie ihr geruht habt, fühlt und denket!

Ich bin bei dem Ziele meiner Betrachtung angelangt, ohne von Sallet, als Dichter, als Schriftſteller, nach ſeinen Hervorbringungen geſprochen oder für meinen Text auch nur einen Vers aus ſeinen Gedichten abgeſchrieben zu haben.

Daran erkenne ich, und Andere werden wohl auch daraus erſehen, daß mir Sallet nicht auf dem Papiere werth und ehrwürdig iſt. Er war Dichter, Philoſoph, Gelehrter, Sprachforſcher, Statiſtiker, Kriegskundiger, aber Alles als Menſch um des Menſchen willen; er wollte das ſittlich-freie Leben des Menſchengeſchlechts, wie es Chriſtus gewollt hat und wie es häufig die nach ſeinem Namen ſich nennende Kirche nicht will; er war berufen als einer von denen, durch welche der Fortſchritt in die Menſchheit geboren wird, und er hat eine Geſchichte begründet, als Tauſende ſein Laienevangelium zur Hand nahmen und ſich wieder daran erbauten, nachdem ihnen längſt eine ſolche Erbauung fremd geworden war. Mehr noch als Tauſende werden künftig das Gleiche thun und das Gleiche durch ihn empfangen, und das Denkmal, welches wir dem Verſtorbenen hier ſetzen, will von ſeinem Wandel auf Erden vor Allem dies verkündigen und ſoll die Ausſender deſſelben als Bekenner des Chriſtenthums in ſeinem menſchlichen Fortſchritt bezeichnen.

Sallet war auch Dichter in anderen Weiſen, in lieblich-kindlichen, — in künſtlich-ſpielenden, — in ſinnig-zärtlichen, — in trüb-elegiſchen, — in ſatyriſch-geiſelnden, — in heiß-politiſchen. Alle dieſe Weiſen lagen auf dem Wege deſſen, der ſich berufen fühlte, die Wurzel der Menſchheit in der Religion mit fruchtbarem Boden zu erfriſchen und von dem ausſaugenden Unkraute zu befreien. Hätte Chriſtus Schriften hinterlaſſen, oder wäre es damals an der Zeit geweſen, noch Nebendinge zu beachten, wir würden Aehnliches auch von ihm wiſſen. Was Chriſtus nicht that, thaten für ihn Andere. Wer ſieht aber hier überhaupt die Perſon des Einzelnen an?*) Vorzüglich hat man ſich bei Sallet an manche ſeiner politiſchen Lieder

*) Man kann ſagen, beweiſen ſogar, Chriſtus habe nie exiſtirt. Was will man damit? Will man damit bewieſen haben, daß nicht ein Menſch, oder einige Menſchen das Evangelium einmal ſo niedergeſchrieben haben, wie es iſt, oder wie es doch nachmals conſequent ergänzt werden konnte, ſo behauptet man das größte Wunder. War aber ein Menſch, oder waren mehrere, in denen die Zeit ſo zu ihrem Bewußtſein kam, ſo waren dieſe Chriſtus.

gehalten; man hat ſie nicht drucken laſſen wollen, und aus den gedruckten hat man gegen ihn und ſeine Verehrer ſeltſame Folgerungen abieiten, dieſe auch zum Druck gelangen ſehen. Wie ſollte aber der, welcher das für heilig Erklärte zu beſtreiten und mit Chriſtus dagegen zu kämpfen wagte, das Irdiſche verſchonen, wenn es, wie der Staat unſerer Zeit, mit dem Theologiſchen verwebt, von dieſem ganz durchdrungen, ihm im Wege lag? Doch war's ihm ſicherlich dabei nicht um's Zeitliche zu thun, ſondern um's Ewige und um das Reich Gottes, daß es nicht blos komme, ſondern daß es auch zu uns komme.

Alle übrigen Gedichte Sallets werden, — doch ſpät erſt, wie wir hoffen, — gleich allem Irdiſchen vergehen. Aber ſein Evangelium wird bleiben und Folge haben; ihm gilt mein Denkzeichen. Während ſich vielerlei Beſtrebungen, die alte Kirche zu ſtützen, kund geben, auch wohl manche Blicke ſich rückwärts wenden zum heiligen Grabe, als habe man vergeſſen, daß es leer ſei, daß nicht allein der Gott nicht in daſſelbe gelegt worden, was ſich von ſelbſt verſteht, ſondern daß auch der Menſch gar bald wieder daraus erſtanden, — ſchreitet einer der Unſern aus dem Volke hervor und zeigt vor der erſtaunten Menge auf den Gott, der vor Aller Augen wandelt und den ſie nur nicht ſehen, weil ſie ſchon längſt für die Liebe zu ihm erblindet ſind.

An einem andern Orte*) habe ich über das Hauptwerk Sallets, das Laienevangelium, ausführlicher geſprochen. Ich wiederhole hier den Schluß jener Abhandlung um einer Anführung aus dieſem Werke willen, welche ſie enthält und durch welche Sallet im Kreiſe derer, die ihm dieſe Schrift weihen, als Mit-Fortlebender auch mitreden ſoll.

„Dieſes nun ſcheint uns Sallets Verdienſt, daß er die Weisheit Chriſti durch die Aergerniſſe und Spitzfindigkeiten und Oberflächlichkeiten theologiſcher Syſteme rein hervorleuchten zu laſſen ſtrebt, daß er ihr die Kraft der poetiſchen Sprache verleiht, die, indem ſie die Wärme ſeiner Liebe ausdrückt, zugleich dazu dient, die in der Ferne der Jahrhunderte verklingende Stimme zu verſtärken und unter dem Gerede und Gewühle der Gegenwart hörbarer zu machen."

„Man hat geſagt, Sallet trage den Hegelianismus in das Evan-

*) „Welche Zeit iſt es im Reiche Gottes? von R. v. E."

gelium hinüber und ſeine Geſänge ſeien nur rhythmiſche Ausdrücke für Hegels Religionsphiloſophie. Man hätte mit demſelben Rechte, wo nicht mit größerem, ſagen können: er habe das Evangelium in die Hegelſche Religionsphiloſophie übertragen, und dann würde man wohl einſehen, daß dieſe Behauptung zwar hinke, daß aber das Daſein der Philoſophie in der Religion der Liebe gerade die Poeſie der Philoſophie ſelbſt ſei und daß demnach dieſes Laienevangelium ſich als das höchſte Lehrgedicht, welches unſere Zeit aufſtellen kann, ausweiſe."

„Ueber den Begriff des Lehrgedichts iſt man ſo wenig einig, daß Manche das hier ausgeſprochene Lob für ſehr zweideutig halten werden. Wir aber meinen es ſehr ernſtlich, wünſchen aber nicht, daß man dabei an bekannte Muſter denken möge. Das Lehren widerſpricht allerdings der Dichtung, deren Werke ideale Organismen, alſo Selbſtzwecke ſein müſſen. Die Darſtellung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, die zur Belehrung poetiſche Formen oder Empfindungen entlehnt, kann folglich nie zum Kunſtwerke werden und iſt und bleibt, wenn ſie dieſe Abſicht hat, eine leere Spielerei. Es iſt aber dieſes auch nur der Buchſtabenſinn des Wortes »Lehrgedicht«; der eigentliche Sinn dieſes Wortes iſt, daß die Lehre in der Dichtung, oder daß ſie eben als das ſich in der Dichtung Selbſt-Bezweckende oder als lebendig Erſcheinende ſei, und in dieſer Weiſe kommt dem Lehrgedicht eine dreifache, nämlich eine epiſche oder objective, eine ſubjective oder lyriſche und eine dramatiſche Form zu. Wenn ſich irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt aus ihrem dunkeln, plaſtiſchen Anfange zum perſönlichen Bewußtſein entwickelt und in dieſer Entwickelung als Organismus dargeſtellt wird, erſcheint gerade dieſes, daß die Richtung des Gedichtes auf das Bewußtſein ſeines Inhalts, ſeines dunkeln Grundes geht, als ein Epos der Lehre, und große Maſſen der indiſchen Poeſie, überhaupt alle Theogonien, ſind Elemente dieſer Dichtungsweiſe; ſie bewegt ſich, im engſten Kreiſe, in der Fabel, der Parabel, in der modernen Novelle; ihre höchſte Aufgabe aber wäre die Entwickelung des Mythus, im weiteſten Sinne des Worts, zum Chriſtenthum."

„Wenn man nun aber das Chriſtenthum als ein ſchon Gewordenes, als ein Lebendiges, wie es die Schuld ſeiner menſchlichen Geſtaltung, ſeiner Verirrung und Entartung in ſich trägt und ſich verlangend nach dem reinen Bewußtſein ſeines Grundes, nach dem, was in ihm

das Leben iſt, hindurchkämpft, erfaſſen und das Bewußtſein des Erlöſers als das eigene haben, ihn, wie er lebte und lehrte, zur wahren und warmen Lebenserkenntniß haben will, ſo iſt die Darſtellung dieſes lyriſchen Aufſchwungs des perſönlich und endlich gewordenen Chriſtenthums zur Höhe ſeines göttlichen Urſprungs zugleich die Höhe des lyriſchen Lehrgedichts. So dichtete Sallet das Laienevangelium."

„Blos anführungsweiſe ſollen als Belege für den Begriff des dramatiſchen Lehrgedichts Platons Dialogen, wenigſtens die meiſten derſelben, genannt werden. Das Ideal dieſer Gattung iſt eine in der Gemeinde lebendige Liturgie, deren Zeit kommen wird."

„Wenn nun eine Idee, wie die des Chriſtenthums, aus der Unklarheit ihrer Zerſplitterung in der Zeit und der endlichen Form ſich zum Bewußtſein entwickelt, ſo kann ſie dieſes Ziel nicht auf direktem Wege gewinnen, wie in ihrer einfachen Entfaltung aus dem Mythus. Sie hat ſich ja ſchon zu einem Bewußtſein in der Menſchheit erhoben und lebt ſchon wirklich in Vielen. Aber dieſes Bewußtſein iſt in unſerem Falle ſelbſt wieder ein trübes, ein gegebener Stoff, der in dieſer Geſtalt dem ihm urſprünglich zum Grunde liegenden religiöſen Geiſte gar nicht entſpricht, vielmehr deſſen Bewußtwerden entgegenſtrebt und welcher nur dadurch zu ihm und zu ſich ſelbſt gelangen kann, daß er frei und mit Willenskraft ſeinen Grund und Anfang wieder ſucht, um nun von dieſem aus zu ſich ſelbſt zu kommen."

„Das lyriſche Moment, wie es ſich nothwendig im Einzelnen offenbart, iſt alſo hier zugleich ein polemiſches, dem Beſtehenden, ſofern dieſes ein Entfremdendes, zwiſchen den göttlichen Begründer und den einzelnen Menſchen Tretendes iſt, feindſeliges Moment. Es ſtürzt um, was die Unmittelbarkeit des Chriſtenthums in der Menſchheit verdunkelt, — es iſt voll heiligen Zornes, und die Propheten des alten Bundes kehren in ihm für eine andere Epoche der Entwickelung wieder."

„Der Gang der Darſtellung muß dieſer ſein. Wie ein treues Echo fängt der Geiſt des Dichters die Urlaute aus dem Munde Chriſti auf und giebt ſie aus der Tiefe ſeines Weſens, das zwar in einer ſpäteren Zeit ſteht, dennoch aber ſich dem Geiſte der Wahrheit und des Lebens gleich weiß, wieder. Dieſer Widerhall des Geiſtes ſchallt hundertfältig, wie Donner, durch die Berge und Schluchten,

die ihn von ſeinem Urſprung trennen, und durchbricht das engherzige, beſchränkte und beſchränkende Geflüſter der Scholaſtik, das, den urſprünglichen Irrthum der Jünger um Chriſtum verbreitend und mehrend, durch die Umwege der geheimnißvollen Thäler zieht. Er möchte der Welt Stille gebieten, daß Alle den Sohn des Menſchen wieder unmittelbar ſelbſt hören und, zu ihm kommend, zu ſich kommen möchten. Dieſen Charakter trägt die Sprache des Laienevangeliums, und wir müſſen ihr gerade das zum Schmuck anrechnen, was Andere ihr zum Vorwurf gemacht haben, — daß ſie nicht ohne Härten ſei, daß ſie dem Jambus hie und da, wie man ſich ausdrückt, Gewalt anthue."

„Dieſe Art lyriſcher Begeiſterung, die erſt richten und ſtrafen, — die ſich erſt durch ein Volksgedränge zu dem, der ihr die rechten Worte verleihe, hindurchkämpfen muß, ehe ſie die reinen Saiten des göttlichen Wortes anſchlägt, — dieſe Begeiſterung muß den Kontraſt des Herben gegen die Milde des göttlichen Lehrers ſcharf, ja ſchneidend hervortönen laſſen, und Gallet hat uns doch wohl ſchon in Gedichten anderer Art hinlänglich bewieſen, wie er des reinſten Rhythmus und Wohlklangs mächtig ſei. Auch hier tönt im Ganzen eine ſanfte, harmoniſche Bewegung der Sprache vor und mit vollem Bewußtſein leiht der Dichter nur am rechten Orte dem ſtrafenden Gedanken das herbe Wort, den gehemmten Rhythmus. Das wird Niemand verkennen, der leſen kann; und wer dieſe Gedichte von einem Solchen vorleſen hört, der wird nur noch der Kraft des Ausdrucks, nicht aber einer wirklichen Härte inne werden."

„Der im Geiſte dieſes Gedichts liegende Gedankengang iſt der, daß gewöhnlich zum Eingange die reine Stimme des Erlöſers, ſo viel wie möglich wörtlich nach dem Evangelium, vernehmbar gemacht wird. Ihr gegenüber tritt dann die Entartung ihres Sinnes und Willens, ihr Mißverſtehen, die Heuchelei des Phariſäismus, der ihren Sinn in abſtracten Unſinn ſteigert und ſich dann geberdet, als vermöge er, in Folge ganz beſonderer Gnadenwirkung, ſolch Gebot zu befolgen, — dieſe und andere Gebrechen der abhängig und unnatürlich gewordenen Form des Chriſtenthums treten hervor und geſtalten ſich als die feindliche Macht, die das Gemüth von dem Verſtändniß ſeines Gottes, das zugleich ſein Verſtändniß mit ſich ſelbſt iſt, ſcheidet und in die Irre treibt. Nun aber, wenn das Wort, an dieſer feindlichen Unnatur gebrochen, in ſich zurücklenkt, findet es in

dem Gemüthe des Dichters plötzlich ſein volles Verſtändniß, und dieſes Verſtändniß, in welchem er ſich des Wortes Chriſti voll erkennt, giebt ihm die Stellung zu ſeiner Zeit, und die Kraft, die den Leſer ergreift und im richtigen Sinne des Wortes erbaut."

„Der Eindruck würde hie und da noch mächtiger geweſen ſein, wenn nicht der Standpunkt der Erkenntniß zuweilen ſtatt unmittelbar auf die ideale Situation des Dichters (des Propheten), nur mittelbar auf dieſe, unmittelbar aber auf eine außerhalb dieſer Dichtung ſtehende Religionsphiloſophie hinzuweiſen ſchiene. Dieſes iſt indeß nur zuweilen der Fall, und es wurde ſchon früher auf den Ungrund des Einwurfs, daß der Einfluß des Hegelſchen Syſtems der Philoſophie hier die Poeſie beeinträchtige, hingewieſen."

„Die 130 Geſänge, welche das Evangelium ſelbſt berühren, gehen den Gang der Geſchichte, von der Geburt Chriſti bis zu deſſen Himmelfahrt. Eine Eintheilung in drei Hauptglieder hat der Dichter angedeutet. Einen Abſchnitt bezeichnet er ſelbſt durch die Ueberſchrift: »Das Evangelium«, welches Chriſti Geburt, Beruf und Wandel berührt. Dann führt die »Bergpredigt« zu Chriſtus, dem Lehrer, und giebt ihm Wort und That in allen wichtigen Momenten, welche das Chriſtenthum ſich angeeignet hat. Dieſer Abſchnitt geht von S. 67 bis S. 400, wo er mit dem erſchütternden Weheruf über die »Schriftgelehrten und Phariſäer« ſchließt. S. 408 beginnt dann die Erlöſungsthat des Leidens, welche ſich erſt mehr äußerlich und als ein bürgerliches Geſchick durch den »vergeblichen Verhaftsbefehl«, und dann tief aus dem Innerſten durch das »Weltgericht« und die »Salbung Chriſti« einleitet und mit der »Himmelfahrt« ſchließt."

„Wir wollen auch mit dieſen Worten unſeres Dichters ſchließen, die, wie wir hoffen, in einem Beiſpiel mehr über den Geiſt ſeiner Dichtung lehren werden, als wir zum Verſtändniſſe deſſelben beibringen könnten; auch war es nicht ſowohl unſere Abſicht, über Sallet und das Laienevangelium zu ſchreiben, als vielmehr von ihm ausgehend über das Weſen einer der erhabenſten Dichtungsweiſen."

## Die Himmelfahrt (K.-Ev. S. 488).

Haſt du's erlebt, daß tief'gen Jammers Faust
Betäubend, Schlag auf Schlag, dein Haupt getroffen,
Bis dir vor deines Buſens Oede grauſt,
Daraus hinwegzog Glück und Troſt und Hoffen?

Die Lieben all' gebrochnen Augenlicht's —
Im Grab — nach Thränen lechzt umſonſt dein Kummer,
Und auf der Welt, der weiten, blieb dir nichts,
Nichts — doch im Nichts liegt ſchon das All' im Schlummer.

Aus Nichts ſchuf Gott die Welt. So muß der Geiſt
Dem Nichts entrufend, ſeine Welten ſchaffen. —
Eh' ſich der Tiefe Demant blitzend weiſt,
Muß bis zum Grund dein Herz, der Fels, zerklaffen.

Die Jünger, die vor wenig Tagen noch —
Kindiſch im Zank gegeizt nach Ehrenplätzen,
Ja ſtill gemurrt: „Wann wird der Meiſter doch
Mit Macht auf ſeinen Königsſtuhl ſich ſetzen?"

Wie ſind ſie jetzt zertreten und verwaiſt!
Fort ſtob ihr Hofſtaat thörigter Gedanken,
Im Grabe liegt ihr Kern, ihr Lebensgeiſt,
Das ſie, gleich hohlen Schatten, ſcheu umſchwanken.

Der ſtolze Königsbau, da liegt er nun
In Trümmern, den ſie ſah'n im Geiſte ragen;
Der Meiſter iſt entflohn; nichts bleibt zu thun,
Als einſam, unter'm Schutt verſteckt, zu klagen.

Hülflos, verhöhnt, gehaßt, vor Schrecken bleich,
Sind ſie beiſammen in des Grams Betäubung,
Der furchtſam dichtgedrängten Heerde gleich,
Die nur die Angſt zurückhält von Zerſtäubung.

Da tauchten aus dem grauen Zwitterlicht
Leis auf des Morgens erſte, fahle Streifen.
„Er lebt, er ſchied aus Eurer Mitte nicht."
Das Wort beginnet ſchon, ſie zu ergreifen,

Erſt war's ein Spuk, verworren, wunderbar;
Der ſah ihn hier, und dem erſchien er dorten.
Doch mehr und mehr wird ihnen offenbar
Der Geiſt des Meiſters in lebend'gen Worten.

Was unſät nur dem Einzelnen ſich wies,
Kommt über ſie in der Verſammlung Hallen.
Daß ſie der Gottgeſalbte nicht verließ,
Von neuem Leben trunken, ſpüren's Alle.

Da ſchwindet hin die Nacht, das Dämmerlicht,
Die Lerche ſteigt, des Jubels ſich erfreuend,
Und der Gewißheit Siegesſonne bricht
Hervor, vom Tode jedes Herz erweckend.

Sie gingen (ſagt die Schrift), ihn zu empfah'n,
Auf einen Berg, dahin er ſie beſchieden,
Und nieder ſanken ſie, da ſie ihn ſah'n;
Er aber ſprach: „Im Himmel und hienieden

„Alle Gewalt iſt mir gegeben. Auf!
Geht aus und lehrt, macht Alle zu den Meinen!
Lenkt zu den fernſten Völkern Euren Lauf
Und taufet ſie im Namen des Dreieinen!

„Lehrt Alles halten ſie, was ich befahl!
Und ſiehe! ich bin bei Euch alle Tage,
So lang' die Welt erhellt des Himmels Strahl."
Sprach's und verſchwand. Zum Himmel geht die Sage.

Und lügt nicht. Ob es auch kein Auge ſah;
Er ſtieg empor in's Lichtreich der Gedanken,
Sitzt, freier Geiſt, der Kraft zur Rechten da,
Das Dort und Hier beherrſchend ohne Schranken.

Da bricht der Jünger Geiſt das Band entzwei,
Wagt, mit dem Meiſter Himmelfahrt zu halten.
Dort ſchau'n ſie kühn, was ihres Amtes ſei:
Ein göttlich-ſchöpferiſches Erdenwalten.

Die Völker alle, geiſtig blind und taub,
Sollen ſie wecken mit des Meiſters Worten,
Die Welt zum Licht erheben aus dem Staub,
Bis Eines das Hienieden ward und Dorten. —

Das große Werk, nicht enden kennet ihr's,
Die Menſchen zu erlöſen ganz zum Geiſte.
Für uns, für fernſte Zeit (ich danke Dir's
Für Alle, Gott!) bleibt noch zu thun das Meiſte.

Laßt unſre Lenden denn gegürtet ſein,
Die Welt verkündend, mahnend zu durchſchreiten.
Ein Jeder kann ſich zum Apoſtel weih'n,
Kann helfen, Gott dem Herrn ſein Volk bereiten. —

Gott iſt der Vater. Alle Kreatur
Zeugt er im Wort. Er iſt der Geiſt, der Eine,
Stets bei ſich ſelbſt, ob er herab auch fuhr.
Der Sohn, Er lebt in uns, in Fleiſch und Beine.

Im Geiſte nur ſind Sohn und Vater Eins,
Denn jeder hat in ihm ſein tiefſtes Weſen.
Werft ab die Laſt des Stoffs, des Erdenſcheins!
Dann ſeid ihr, frei in Gott, zu Gott geneſen. —

Das iſt der Lehre Kern. Wer ſie gefaßt,
Der weiß, ſie iſt lebendig nur im Werden,
Der wird ſich gönnen weder Rub' noch Raſt,
Bis daß ein Gottmenſch jeder Menſch auf Erden.

Das lehrt! Und ſo die Erd' euch niederreißt,
Dann ſchaut zu Chriſto auf, dem ewig wahren!
Er war im Himmel ewiglich, im Geiſt,
Er brauchte nicht gen Himmel erſt zu fahren.

Er hatte ſeine Wahrheit hier, wie dort,
Drum bleibt er bei euch, in euch alle Tage. —
Wenn ſich in allem Fleiſch vereint das Wort
Erkannt, dann iſt erfüllt die heil'ge Sage.

Dann iſt vollbracht die große Himmelfahrt,
Dann hat der Menſch die Heimath wiedergefunden;
Zur Rechten ſitzet er, der Kraft gepaart,
Dem Vater iſt der Sohn, im Geiſt, verbunden.

# VI.

# Aus dem Nachlasse des Dichters.

Zusammengestellt

von

**Theodor Paur.**

# A.

# Zur Biographie.

## Autobiographiſche Knittelverſe.

Du liebe Mit- und Nachwelt!
Wenn's auch nicht euer Verlangen iſt,
Zu erfahren, wie's zugegangen iſt,
Daß ich in eigner Sprachwelt
Ein Herregott geworden bin
(D. h. in unſrem Ordensſinn:
Ein Dichter, wenn ihr's verſteh'n wollt)
Alſo, wollt' ich ſagen hier:
Wenn's euch auch nichts angeh'n ſollt',
So macht es doch Behagen mir,
Und geht mich an, wahrhaftig!
Darüber nachzuſinnen tief,
Wie mich geſängt nahrhaftig,
Da findiſch noch mein Sinnen ſchlief,
Die Poeſie, mein Mütterlein,
Bis ich aufwuchs zum Sprachritterlein.
Da denk' ich denn an dies und das,
An halbvergeſſ'ne Wie's und Was'e,
Aus goldner Kindheit Fabelzeit. —
Wo manch ein lockiges Kindelein
Zu nichts Andrem aufſperrt das Mündelein,
Als nach beladner Gabel weit,
Und, wie ein Spatz, mit dem Schnabel ſchreit
Nach Zuckerwerk und ſo was:
Da hatt' ich ſchon ſo meine Mucken,
Z. B. wenn ich, ſtill froh, ſaß
Vor dem Flügel ganz alleine; gucken
Thät ich nach dem buntſcheckigen Bildlein,
Das dran gemalt war auf ſchiefeckigem Schildlein.
Einen Amor hat das vorgeſtellt,

Dem war ein Laubencher geſellt.
Dann tappt' ich auf den Taſten umher,
Denn ich wollte nicht ruh'n, noch raſten nunmehr,
Bis ich einen ſchönklingenden Accord gefunden.
Dem hab' ich mit der Stimme mein,
So kindiſch, wie Summen der Imme ſein,
Manch merkwürdiges Wort verbunden.
Ich habe nämlich, vom beſten Glauben durchdrungen,
Vielen Unſinn von Amor und Tauben geſungen. —
Dann haben wir auch ein großes Zimmer gehabt,
Drein hat die Sonne ſo freundlich und heiter geſchaut,
Mit ganz abſonderlichem Schimmer begabt.
Und am Fenſter war eine Stufenleiter gebaut,
Wo man, von unten nach oben, immer weiter geſchaut
Lauter ſchöne und große Stöcke und Pflanzen grün,
Dran rothe Beeren und Pomeranzen glüh'n,
Und Blüthen mit bunten Glanzen blüh'n,
Und durch des Laubwerks Spalten ſah
Die Sonne mit freundlichem Walten da.
Aber nun kommt erſt der rechte Spaß.
Mein Vater, der immer über dem Rechte ſaß,
An Actenſtößen halbe Nächte las,
Dem war vonnöthen ſehr Bewegung;
Nur leider kam in Erwägung,
Daß ihm zu knapp die Zeit gemeſſen,
Als daß er zum Spazieren Freiheit beſeſſen.
Da mußte das große Zimmer dran,
Drin ging er auf und ab immer dann.
Dazu aber rollt' er in der Regel
Herbei ein Korbwägel,
Darein ich mich ernſthaft ſetzte dann;
Mein Vater ſich ergetzte dran,
Packte von der Schnur das Letzte an
Und ſich in Bewegung ſetzte dann.
So hat er durch die Stube mich Knaben gerollt,
Ich hätt's nie beſſer haben gewollt.
Dazu pfiff er ſo ſchön noch gar:
(Ach! was das für ein Getön doch war!)
„Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens
Quälet ſich ſo mancher viel zu ſehr.“ —
Nun denkt! wie ich in dem Korbwagen reckte,
Mich mit Behagen ſtreckte,
Im Herzen vor heitrer Ruh' lachte,
Vor Vergnügen die Augen zumachte,
Nicht ſehend, halb im Traum lauſchend

Auf das Radrollen, durch den Raum rauſchend,
Und auf das wunderſchöne Lied,
Das hell und fein die Töne zieht,
Dabei der Sonne Schimmerlicht
Mir durch's Augenlied mit Flimmer bricht,
Des Himmels denkend, nicht der Erden —
Und dabei ſoll einer kein Dichter werden! —
Aber aus der großen Stube, wohin kam man?
Einen ſchweren Vorhang weg nahm man,
Machte dann auf eine ſchwere Thür,
Und trat in eines großen Saales Leere für.
Das war die aula Leopoldina,
Zum Durchgang uns verlieh'n da.
In dieſen kirchengroßen Saal herein
Ging ich als kleiner Junge vielmal allein.
Für viele Hundert ſtanden Banken da,
Und Chöre ruhten auf den Schultern Steinmännern,
Deren Schaar herab ohne Wanken ſah.
Wo Platz iſt bereitet ſo vielen 'Reinrennern,
Da fühlt man die Einſamkeit wunderlich;
's iſt Niemand da,
Und doch gemahnt's einen ſo abſunderlich,
Als wär' Jemand da.
Wie ich durch die Mitte wallte,
Der Hall meiner Kindertritte ſchallte;
Ich — ganz mutterſeelenallein,
Es müßten denn lebende Seelen ſein
In den großen Bildern rings umher,
Die Männer abſchildern, ernſt und ſchwer,
Oder in dem ſchönen Deckengemälde,
Um das ich mich mit Halsrecken quälte.
Halb Uebermuth, halb Angſt ergriff mich,
Plötzlich laut auf ſchrie ich oder pfiff ich,
Daß es ernſt dröhnend widergehallt,
Mir ſchauernd durch alle Glieder gewallt:
„Störe nicht, Gelbſchnabel, allzufreier,
Der Einſamkeit ernſte Ruhfeier!“ —
Ein vergüldet, geſchnörkelt Katheder,
Das bei vollem Saale ſah jeder,
Stand da; drauf ſtellt' ich mich kecklich,
Und hatte, halb kühn, halb erſchrecklich,
Eine Ahnung vom Gefühl, in dem hauſenden,
Der laut ſprechen ſoll zu Tauſenden.
Zwei weiße, rieſige Steinritter
Standen ſich gegenüber, ohne Regen anragend,

Vor die trat ich mit Beinzitter,
Mich innerlich der Angſt wegen anklagend;
Da hat ſich über mich der Humor gemacht,
Daß ich Complimente hervorgebracht,
Womit ich die Rieſen verhöhnt und gelacht —
Meiner Lache Nachhall hat gedröhnt und gekracht.
Wem, als Kind, vertraut ſolche Geſichter geworden,
Wer wäre da nicht ein Dichter geworden? —
Und durch den Saal und manchen langen Gang,
Daß es einen Abends zum Bangen zwang,
Gingen wir wöchentlich einmal zum Abendbrot,
Das uns der Onkel labend bot.
Dieſer Onkel war ein ſtattlich Mann,
Der tief und unermattlich ſann,
Und nach den Sternen guckte ſehr,
Bis ihn die Geſcheutigkeit druckte ſchwer.
Ueber der ſchönen krummen Naſ',
Unter der buſchigt dunkeln Brau,
Die Klugheit ſtolz, mit Funkeln ſchlau,
Im Auge, dem nimmer ſtummen, ſaß,
Im Felſenneſte dem Adler gleich,
Trotz jedem ſpottenden Tadler reich.
Gepudert war voll und dicht das Haar,
Obgleich die Mode nicht das war;
Ueber großen Stiefelſchaften plump
Sah man einen geſtafften Strumpf,
Wo der an die Hoſe, die pralle, ſtieß,
Sich eine große, blanke Schnalle wies. —
Bei dem nun ſah ich viel Uhren ſteh'n,
Wie ſeltſame Creaturen zu ſeh'n,
Mit Wunderzierrath und Ticktack;
Auch von Inſtrumenten viel Schnickſchnack,
Die ich bewunderte gar ſo ſehr,
Weil mir's zu begreifen gar ſo ſchwer,
Was ſie doch wohl bezwecken möchten,
Und was für Thiere drin ſtecken möchten.
Alles war im ſchönſten Glanze immer,
Ein Zeughaus war das ganze Zimmer,
Drin in Figuren, vielgeſtalteten,
Gelahrtheit und Geheimniß walteten.
Denn aus viel tauſend gar nicht kleinen Büchern
Der Onkel eins fürzog, dick und ſchwer,
Den Staub abwiſchend mit reinen Tüchern,
Und reicht' es mit Genick uns her.
Da waren Kupferſtiche drin,

Ich guckt' auf's Wunderliche hin;
Das konnte mich begeistern sehr,
Obgleich es nicht bewußt mir war,
Daß, was so große Lust mir war,
Alles von den größten Malermeistern wär'.
Und dann auf einmal kam ein Band voll Affen,
Die, wie Menschen, mancherhand toll schaffen,
Daß man sich um den Verstand soll gaffen,
So pudelnärrisch, wer's sieht, beginnt zu lachen,
Es war, um satyrisch ein Kind zu machen.
Und manchmal holt' er gar den Guckkasten,
Wo wir alle auf seinen Ruck paßten;
Da kamen große Straßen und Bauten,
Daß wir verwundert faßen und schauten;
Viel that man von erleuchteten Städten da seh'n,
Als ob sie wirklich thäten dasteh'n.
Bei solchem Spuck und Lichtertreiben:
Da soll wohl einer noch ein Nichtdichter bleiben? —
Und nun erst gar war ich einmal ausgeflogen,
Hatte die Stadtkaulheit ausgezogen,
Und trieb mich auf dem Lande 'rum.
In einem schönen großen Garten ich stande stumm,
Denn zwischen hohen Bäumen grün
Sah ich einen Springbrunn mit Schäumen sprüh'n.
Und andre Kinder waren da,
Darunter ein Mädchen, so alt wie ich;
Als ich der in die Augen, die klaren, sah,
Was mußte mir widerfahren da,
Wie ergriff mit Gewalt sie mich!
Wir ordneten an ein gar klug Spiel,
Worin sich ein Ritterpaar schlug viel,
Eine Prinzessinn zu erringen sich.
Da mußte das Glück umschlingen mich,
Daß ich des Mädchens Ritter war,
Welches mir gar nicht bitter war.
Und in dem Spiel geschah es so,
Daß sie schlafen mußte im Pavillon;
Ich kam herzu und sah es froh,
Wie eine Blume der Pavillon.
Sie lag, anmuthig hingestreckt,
Das lange Haar herniederhing,
Da ward mein ganzer Sinn geweckt,
Daß mir's durch alle Glieder ging.
Mir ist's noch ganz deutlich erinnerlich:
„Madonna!" rief ich innerlich;

Hätte mögen vor ihr niederknie'n,
Wenn's dem Jungenſtolz nicht zuwider ſchien.
Nachher hatt' ich im Turnier gekämpft;
Meines Vetters Muth ward von mir gedämpft
Mit einer langen Bohnenſtange.
Da fiel's meinem klugen Mühmchen ein:
Vergebens nicht dürfte mein Rühmchen ſein,
Das Mädchen müſſe mich lohnen. Lange
Hat ſie ſich nicht beſonnen drauf:
„Einen Kuß hat er gewonnen. Auf!
Und gieb ihm ſeinen Lohn!“ ſie rief.
In's Mark ging mir der Ton, wie tief!
Ein wenig zauderte ſie anfänglich zwar,
Weil ihr die Sache doch bedenklich war,
Bis ſie zuletzt gewährte ſtumm,
Daß ſich mein Herz verklärte drum.
Ich nahm den Kuß beſcheiden hin,
Und ſie fand auch kein Leiden drin;
Wohl wußt' ich, was ich entwendet ihr,
Wohl wußte ſie's, was ſie geſpendet mir.
Kurz — ich war verliebt, ſo alt von Jahren,
Wie Dante, als er die Gewalt erfahren
Von Beatrice's Kindesblick.
Welch frühes, frohes, lindes Glück! —
So etwa ging mir's und ſo weiter;
Manches erlebt' ich, ſo bunt, ſo heiter;
Und ſo mag's wohl gekommen ſein,
Daß ich in die Dichterzunft, im Umwenden,
Nachher mußte aufgenommen ſein;
Wüßte auch nicht, wie ich's hätte anfangen wollen,
Hätte ich, unter ſothanen Umſtänden,
Nicht zur Dichterei gelangen wollen.
Wie in der Welt hätt' ich mich gebärden ſollen,
Daß ich hätte kein Dichter werden wollen?

# B.

# Jugendversuche und Studien.

# Zubereitung des Klingemannſchen Fauſt.

## Eine Hexenſcene.

(Vom Jahr 1831.)

### Perſonen:

Pariſia, Königin des Unſinns und der Langweiligkeit ꝛc. ꝛc.
Zada
Anüſanta } drei Hexen, ihre Dienerinnen.
Abſurda
Auguſt Klingemann.
Der Verſtand.
Die tragiſche Muſe, als ſtumme Perſon.

Die Handlung geht vor in einer finſtern, doch nicht allzu grauſenhaften Höhle, mit Schlafmützen und andern Inſignien ausgeſchmückt. Pariſia, in einer idealiſchen Kleidung, ſteht in der Mitte. Zada, Anüſanta und Abſurda liegen zu ihren Füßen und gähnen.

---

Pariſia. Bevor ich euch, getreue Dienerinnen,
Verkünd'ge, was ihr jetzo ſollt vollbringen,
Wird's nöthig ſein, daß ich euch treu erzähle,
Was ich damit bezwecke, und um dieſes
Recht einzuſeh'n und zu begreifen, iſt es
Vonnöthen auch, daß ihr erfahrt, woher
Und wer ich bin. Wie, oder hätt' ich's euch
Wohl ſchon einmal erzählt?
Die drei Hexen. O tauſendmal
Haſt du uns ſchon damit die Zeit verlängert.
Pariſia. Thut nichts, ſo hört es denn noch einmal an.
Ich, von des Teufels Gnaden, Königin
Des Unſinns, ſowie der Langweiligkeit,
Gekrönte Herzogin der Abgeſchmacktheit,
Und was mir ſonſt für Titel noch verlieh'n,

Ich ſtamme eigentlich aus Frankreich her.
Allein trotz meiner faden Sinnesart
Fühlt' ich ſchon früh der Herrſchſucht ſtarken Trieb
Und ſuchte, bald mit Unglück, bald mit Glück,
Wo möglich mir die Welt zu unterwerfen.
So faßt' ich auch in Deutſchland feſten Fuß.
Allein trotz meinem eifrigen Bemüh'n,
Sind ſtets noch viele trotz'ge Männer da,
Die meiner Herrſchbegier ſich widerſetzen,
Und meine Macht zu unterdrücken ſuchen.
Doch fand ich auch viel' treue Freunde hier,
Und einer, welchem ich beſonders hold,
Scheint mir dazu geeignet, meine Pläne
Aufs deutſche Volk zu unterſtützen. Bald
Wird er in dieſer Höhle hier erſcheinen.
Braut unterdeſſen mir ein Werk zuſammen,
Das eurer, ſowie meiner würdig ſei,
Und gebt's, wenn es vollendet, in die Hände
Des guten, mir ſo ſehr gewognen Dichters.

(Sie verſchwindet. Wo ſie geſtanden hat, ſteigt ein Keſſel und ein mattes Feuer aus dem Boden, die Hexen beginnen ihre Arbeit.)

Fada. Gießet Waſſer denn hinein,
Wäſſ'rig muß die Miſchung ſein.
Laues, ekles, trübes Waſſer,
Das entzücket den Verfaſſer.

Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lohe, Keſſel brodle.

Abſurda. Um das Ding pikant zu machen,
Schöpfet aus dem Höllenrachen
Etwas heiße Schwefelflammen.
Doch damit's den zarten Damen,
Welche von den Logen aus
Einſt erblicken dieſen Graus,
Nicht die zarten Nerven ſchwäche,
Schöpft nur von der Oberfläche,
Weil es, wenn ihr tiefer dringt,
Gar zu ſchrecklich brennt und ſtinkt.

Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lohe, Keſſel brodle.

Anüjanta. Jetzt werft Fluch, Entſetzen, Grauſen,
Schaudern, Schrecken, Sturmesſauſen
Und dergleichen Bagatellen
In die ekelhaften Wellen.
Aber nur die Redensarten,
Die ich nannte, werft hinein;

Denn die Sachen ſelber möchten
Gar zu derb und kräftig ſein.
Ein'ge Schock Interjectionen,
Ach's, O's, Huh's dürft ihr nicht ſchonen,
Auch Ausrufungszeichen viele
Führen euch zu eurem Ziele.

Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lope, Keſſel brodle,

Abſurda. Gift und Dolch und Mord und Tod
Und dergleichen ſchwere Noth,
Eine unglückſel'ge Kugel,
Die der Teufel lenken kann,
Daß zum grauſen Vatermörder
Wird der erſte beſte Mann,
Ohne ſelber einzuſeh'n,
Wie ihm eigentlich geſcheh'n,
Und dergleichen Tollheit mehr
Reichet auch, ihr Schweſtern, her.

Alle Drei. Lodre, brodle, daß ſich's modle,
Lodre Lope, Keſſel brodle.

Zada. Koſtet, Schweſtern, fehlt noch was
Zu dem ſchauderhaften Fraß?
(Sie koſten, es ſcheint ihnen noch nicht recht zu ſchmecken.)

Abſurda. Könnt ihr ſo vergeßlich ſein?
Ja, das Beſte fehlt darin:
Unſinn gießet noch hinein,
Laſſet ihn den Brei durchzieh'n.
Nehmt recht viel, damit die Seele
Nicht dem ſchönen Werke fehle.

Anüjanta. Doch, wo kriegen wir ihn her?

Zada. Ob da viel zu fragen wär?
Unſinn giebt es überall.
Geh', o Schweſter, hol' einmal
Jenes kleine Fläſchchen her,
Drin ſich ein Extract befindet
Aus der eleganten Welt,
Aus Journalen, Operntexten,
Der des Unſinns g'nug enthält.

(Das Fläſchchen wird gebracht, geöffnet und ausgegoſſen. Während dieſer Zeit ſprechen)

Alle Drei. Es erfüllet ſüßer Duft
Aus der Flaſche rings die Luft,
Herrlich wird das Werk gedeih'n,
Wo ſolcher Unſinn kommt hinein.

(Sie gähnen den Keſſel mit Entzücken an. Der Verſtand tritt auf.)

Verſtand. Wenn ich nicht der Verſtand ſelbſt wäre, würde ich mich

manchmal recht unglücklich fühlen. So viele Leute haben mich dummer, ungerechter Weise verſtoßen, und nun muß ich mich noch in dieſer öden Gegend verirren. Wo in aller Welt bin ich hier hingerathen? Es iſt hier eine ſo dumpfe Luft, in der ich's nicht lange aushalten kann. (Er erblickt die drei gähnenden Ungeheuer.) Pfui Teufel! was ſind das für ſcheußliche Ungethüme! ich wäre vor Schreck faſt umgeſunken. Was machen die denn hier? (Er nähert ſich dem Keſſel, fährt aber raſch wieder zurück und mit der Hand an die Naſe.) Pfui, pfui, welch ſchauderhafter Brei, der ſtinkt ja ärger, als alle Kinderſtuben Europas zuſammengenommen. Hier hält's der Henker länger aus. (Indem er wegläuft, ſpuckt er aus, zufällig fällt etwas von ſeinem Speichel in den Keſſel, welcher mit großem Getöſe aufſchäumt. Die Hexen ſind zu Boden geſunken und liegen in fürchterlichen Zuckungen da.)

Zada (ſich erhebend).
Schweſtern, ſagt, um's Teufels Willen,
Welch ein Unthier war denn das?

Abſurda. O ich kenn' ihn, den Abſcheul'chen.
Schon in meiner Kindheit ſchreckte
Meine Mutter mich mit ihm.
Hört's, ihr Schweſtern, hört's mit Grauſen!
Dieſer Mann war — der Verſtand.

Die beiden Andern. Der Verſtand!? Au au, hu hu!

Anüjanka. Weh, er hat in unſren Brei geſpuckt!
Unſre ganze Müh' iſt nun verloren,
Etwas vom Verſtande nur verdirbt
Unſer ſchönes, mühevolles Werk.

Zada. Ach, vielleicht iſt aber noch zu helfen.
Daß man vom Verſtande nichts drin ſchmecke,
Laßt uns mehr des Waſſers dazu gießen,
Daß es wieder ſchön und wäſſ'rig werde.
(Es geſchieht.)

Alle Drei (piano).
Lodre, brodle, daß ſich's modle.
Lodre Lohe, Keſſel brodle.

Abſurda. Juckend ſagt mein Daumen mir,
Etwas Fades naht ſich hier.
Nur herein!
Wer mag's ſein?

Klingemann (tritt auf und verbeugt ſich). O meine allervortrefflichſten Damen, ſind' ich Sie hier beiſammen? (Er küßt ihre Hände) Was haben dieſe niedlichen Händchen wieder vollbracht?

Hexen. Ein namenloſes Werk.

Klingemann. Nun, ſo brauche ich blos den meinen darauf zu ſchreiben: dann iſt's nicht mehr namenlos. Ihre hohe Königin hat mich hierher beſtellt, haben Sie die Güte, meine Damen, und geben Sie mir das, was für mich beſtimmt iſt.

(Die Hexen ziehen ein Manuſcript aus dem Keſſel und überreichen es ihm.)

Absurda. Leider, lieber Herr Poet,
Iſt es nicht ſo ganz gerathen;
Der Verſtand kam vorher irrend
Zu uns her und ſpie hinein.
Und ſo hat es denn auch leider
Einen kleinen, kleinen Beiſchmack
Vom Verſtande beibehalten.

Klingemann. Nun was thut's, wenn es diesmal auch nicht ein ganz vollkommnes Meiſterſtück iſt. Leben Sie wohl, meine Damen; vielen Dank für Ihre Bemühungen. Hier bringe ich Ihnen einen Band Kotzebuescher Trauer- und Schauſpiele. Apropos, ich habe mich ſeit einiger Zeit auf die Taſchenſpielerei gelegt, wollen Sie eine Probe meiner Kunſt ſeh'n?

Heren. Laſſen Sie denn ſeh'n, was Sie vermögen.

Klingemann. Nehmen Sie ſich aber zuſammen, meine Süßen, es werden Namen und eine Erſcheinung vorkommen, die Ihnen ſehr fürchterlich ſind. Erſchrecken Sie aber nicht, es iſt Alles nur Täuſchung. — Muſe der tragiſchen Dichtkunſt! bei Aeſchylus, Sophocles, Shakespear, Calderon, Göthe und Schiller beſchwöre ich dich, Melpomene, erſcheine!

(Melpomene, eine hohe, herrliche Geſtalt, erſcheint mit zurnender Stirn. Die Heren, die ſchon bei Nennung der Namen gewaltig erſchrocken ſind, fangen an, an allen Gliedern zu zittern. Klingemann zieht eine Feder hinter dem Ohre hervor und fängt damit an, an der tragiſchen Muſe zu hantieren, welche ſich unter Zürnen und Wehklagen verkleinert und umgeſtaltet, bis ſie zuletzt als kleine, verkrüppelte Zigeunerartiſtin, heulend und wimmernd, herumtrippelt. Ihr ganzer Anblick iſt ekelhaft lächerlich.)

Die Heren (voll Freude und Erſtaunen). Ha brave, brave, braviſſime!

Klingemann. O, ich bitte.

(Der Vorhang fällt.*)

*) Darunter ſteht im Manuſcript die ſpätere Selbſtkritik: „ungerecht und unbeſtimmt.“

# Fragment

aus

# Blutigste Schuld und blutigstestete Rache.

## Schicksalsdrama in 5 Acten

von

**Anastasius Dunkeldolch.**

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.
Schiller.

In dem Nachlasse des hoffnungsvollen jungen Mannes aufgefunden.

(Vom Jahr 1831.)

---

## Act I.

(Wald. Unter einem Baume liegt Fritz von Plundrowitz und ißt ein Butterbrot.)

**Fritz.** Was thuet mich doch nur für eine Ahnung schrecken,
Das liebe Butterbrot selbst will mir nicht mehr schmecken;
Es quält, es drückt, es drängt, es ängstigt fürchterlich
Mein armes Herz, als sollt ein' Mord begehen ich.
O grauses Schicksal du, du unerbittlich Wesen,
Wenn du mich hast verdammt, dann bin ich ja verlesen.
Jetzt bin ich freilich noch unschuldig wie ein Lamm,
Willst du's, bin ich ein Mörder, noch eh' der Abend kam.
Um mich vor deinem Zorn, vor Sünde vorzusehen,
So schlaf' ich lieber ein, dann kann ja nichts geschehen.

(Er schläft ein, in der einen Hand das Butterbrot, in der andern das Brotmesser haltend.)

**Franz** (sein Bruder, tritt auf).
Mein Bruder doch nichts thun, als schlafen, essen kann,
Da liegt er wieder da, und schnarcht, der faule Mann.

Mein Vater ſchickt mich her, ich muß den Fritze wecken,
Doch plötzlich hält mich feſt ein unbekanntes Schrecken;
Mir iſt's, als würde er, weckt' ich ihn, prügeln mich,
Doch was! an Ahnungen und Geiſter glaub' ich nich,
Ich wage mich heran. He, wach' doch auf, mein Bruder,
Der Vater ruft nach dir. (Rüttelt ihn.)

Fritz (halb wachend, halb im Traum, fährt plötzlich auf).
O du verfluchtes Luder!

(Durch eine gewaltſame Bewegung ſeiner Hand fährt das Brotmeſſer in Franzens Herz. Dieſer ſinkt blutend nieder.)

Franz. O meine Ahnung! Weh! ermordet haſt du mich. (Stirbt.)

Fritz (noch gähnend).
War nicht die Katze hier und ennupirte mich?
(Er ſieht die Leiche.)
Doch nein, die Katze nicht, o weh, o weh, o wehe!
Mein Bruder liegt von mir ermordet, wie ich ſehe.
Ach, acherach, oh, oh, ohweh, ohweh, hu hu!!!!!
Du grauſes Schickſal du, du Ungeheuer du!!
Dem Morde zu entgeh'n, ergab ich mich dem Schlafe,
Doch meiner Faulheit folgt die fürchterlichſte Strafe.
Ich Scheuſal der Natur, ich mehr als Scheuſal ich!!
Erſchlagen iſt mein Bruder, erhängen will ich mich.

Brigitte (ſeine Schweſter, tritt auf).
Ich hörte hier etwas, wie einen Ochſen brüllen,
Was es geweſen ſei, die Neugier mir zu ſtillen,
Kam ich hierher — doch weh, was ſeh' ich liegen da,
O wehe doppelt mir, daß ich ſah, was ich ſah!!

(Sie verhüllt ihr Geſicht mit beiden Händen und beugt ſich laut heulend über die Leiche ihres Bruders. Fritz hat indeſſen vergebliche Verſuche gemacht, ſich zu erhängen, indem er, den Strick um den Hals, ihn oben um einen Zweig ſchlingt, dann in die Höhe ſpringt, um ihn auf der andern Seite herunter, und ſo ſich ſelbſt in die Höhe zu zieh'n. Bei einem gewaltigen Sprunge läßt er den Strick los und fällt herunter auf ſeine Schweſter, der er das Genick bricht. Sie ſinkt um und ſtirbt mit einem leiſen Seufzer.)

Fritz. Wie, Schickſal, willſt du mich durchaus nicht hängen ſehen?
Doch wer iſt dieſe hier, was iſt denn hier geſchehen? — —
Wo nehm' ich Lunge her, das Elend auszuſchrei'n?!!
Gefallen hab' ich todt mein trautes Schweſterlein!
Nichts weiß zu ſagen ich, die Zunge ſtockt vor Grauſe,
Drum mach' ich lieber hier im Jammern eine Pauſe.
(Er ſteht eine Weile ſchrecklich da, dann bricht er los.)
O Schickſal, Ungethüm, wozu haſt' mich gebracht,
Welch ein verworfnes Vieh haſt du aus mir gemacht!
Ach, Kain iſt gegen mich ja nur ein dummer Bengel,
Franz Moor, der Satanas, iſt gegen mich ein Engel.
Den Kain überkaint, den Moor ſelbſt übermoort
Hab' ich durch dieſen zweiten, noch fürchterlichern Mord;

Und wollt' ich jetzo auch mich gleich zu Tode ſchlagen,
Wer weiß, wen träf' ich mit, ich darf es gar nicht wagen,
Au, au! höchſt ſchauderhaft, ganz ohne viele Müh'
Ward ich ein Böſewicht, ich weiß es ſelbſt kaum wie!

(Der alte Plumbrowitz tritt mit ſeiner Frau auf.)

D. a. P. Das ungezogne Volk! wo nur die Jungen bleiben?
Den Ungehorſam muß man ihnen doch vertreiben.
Ich hab' dir's oft geſagt, du biſt für ſie zu gut,
Durch Strenge nur allein zähmt man den Uebermuth.

Frau. Daß doch die alten Herrn nur immer brummen können,
Du willſt den Jungen auch nicht eine Freude gönnen. —
Doch weh! was ſeh' ich da, ich ſink' in Ohnmacht hin! (Sie thut es.)

D. a. P. Entſetzlich, unerhört, es wirbelt mir der Sinn.

(Er ſteht erſtarrt da.)

Fritz. Da kommen meine Aeltern, du grauſer, ſchwarzer Fritze,
Lauf' fort in alle Welt, hier biſt du nichts mehr nütze!

(Er läuft fort.)

D. a. P. Welch Ungeheuer, weh, hat dieſes mir gethan?

Frau (ſich erholend). Wo bin ich, leb' ich noch? Was ſagſt du, lieber Mann?

D. a. P. Der Fritze hat's gethan, da läuft er fort, der Bube.
Mein eigen Fleiſch und Blut! Bald ſink' ich in die Grube;
Doch eh' ich es gethan, will ich verfluchen ihn!

Frau. O, willſt du mehr des Jammers noch auf den Hals dir zieh'n?

D. a. P. Schweig' ſtill, ich will nunmehr den grauſen Fluch beginnen!
Dein blut'ger Doppelmord, er treibe dich von hinnen
Und immer fort und fort, bis ganz dein Fuß wird wund,
Die Kleider dir zerreißen, verdorrt der ſchnöde Mund,
Der heuchelnd hundertmal: lieb Väterchen, mich nannte,
Indeß des Mordes Glut in deinem Herzen brannte;
Als einem Räudigen ſoll man vor jeder Thür
Voll Ekel und voll Hohn die Wege weiſen dir!
Nie ſollſt du andre Dinge, als Noth und Haß erwerben!

Frau. Halt' ein, mein lieber Mann, ſonſt muß ich gleich hier ſterben.
Genug hat er des Grams, mit Fluchen ihn verſchon',
Bedenke doch, mein Schatz, er iſt doch unſer Sohn.

D. a. P. Du falſches Rabenaas, du haſt ihn mir geboren,
Krepir' du immerzu, an dir iſt nichts verloren!
Verflucht ſei Alles, was ihm jemals theuer war,
Das Haus, worin er wuchs, der Schooß, der ihn gebar,
Verflucht ſein Vater — nein, bald hätt' ich mich verſprochen,
Sein Vater bin ich ſelbſt, an dem ſei nichts gerochen.

Frau. Ich ſterb', ich fühl' es wohl, das matte Herz mir bricht,
Leb' wohl, mein lieber Mann, dir fluchen thu' ich nicht. (Sie ſtirbt.)

D. a. P. Nun iſt die Alte auch zum Belzebub gefahren!
Das Schickſal iſt erboſt auf mich, mich alten Narren!

Wer kocht nun fürder noch ſo gut den Kaffee mir?
Wie ein verdorrter Baum ſteh' ich verlaſſen hier.
Doch jetzo muß ich geh'n, den Spuck hier zu erzählen,
Und bei dem Tiſchler gleich drei Särge zu beſtellen.

(Er ſchwankt ab.)

(Die Bühne verfinſtert ſich. Donner und Blitz. Es erſchallt ein fürchterliches Gelächter. Das Schickſal, eine dunkle Geſtalt, der man eigentlich nicht recht anſieht, was ſie vorſtellen ſoll, tritt auf.)

Schickſal. Hi, hi, ha, ha!
Was ich hier ſah,
Erfreut mich ſehr.
Die armen Menſchlein
Sind durch den Willen mein
Bald fromm, bald Mörder,
Müſſen gehorchen mir,
Folgen, wohin ich ſie führ'.
Alter Plundrowitz,
Plunder iſt all dein Witz,
Haſt dich verſprochen,
Das wird gerochen!
Haſt verflucht dich,
Das benutz' ich.
Biſt zwar ſchon ſehr alt,
Könnt'ſt auf natürliche Weiſ' werden kalt,
Will aber an den Tod ſchreiben,
Ihn bitten, ſollſt mir aufbewahrt bleiben.
Sollſt fallen von Mörderhänden,
Blutig dein Leben enden,
Will zum Räuber geh'n
Dein verzweifeltes Söhnlein,
Hier in dieſem Walde
Gar balde.
Hi hi, ha ha!
Mich freut, was ich ſah!

(Donner, Blitz und Schwefeldampf. Das Schickſal verſchwindet.)

---

Weiter reicht das ſchätzenswerthe Fragment nicht, aber der Leſer wird auch aus dieſer kurzen Probe erkennen, welch ein herrliches Werk es hätte werden können. Der geniale Verfaſſer konnte es leider nicht vollenden; denn er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre an einem Pflaumenkern, der ihm im Halſe ſtecken blieb.

---

# Die Prophezeiung.

## Scenen aus dem Mittelalter.

Zebruar und März 1832.

Perſonen:

Ritter Otto.
Berta } ſeine Töchter.
Marie }
Ritter Kurd.
Franz, ein Minneſänger.

Otto und Kurd.

Otto. Ich ſag' dir's ja: du biſt ein braver Junge,
Doch meine Tochter kannſt du nicht bekommen.
Warum? Das hab' ich dir ſchon oft erzählt,
Wie oft willſt du es noch von mir erfahren,
Welch eine Prophezeiung einſt mir ward
Durch die geheimen Künſte eines Weibes,
Das mit Zigeunern in die Gegend kam?
„Einſt, ſprach ſie, wird ein fremder Ritter kommen,
Der trägt auf ſeinem Haupte eine Krone,
Koſtbarer, als von Gold, und wird mit Waffen,
Die ſtärker ſind, als die von Stahl und Eiſen,
Dein Kind beſiegen, es zum Tod verwunden
Und unter ſeinen Herrſcherwillen beugen." —
Nun, ſage ſelbſt, wer kann das Kind wohl ſein?
Ich habe keinen Sohn, mit Weibern aber
Kämpft man mit Waffen nicht, die Rede muß'
Von einem Schwiegerſohne alſo ſein.
Drum dich vor Schmach und Unglück zu bewahren,
Verſag' ich meine Tochter Berta dir.

Kurd. Und bauend auf das Schwatzen eines Weibes
Zerſtört ihr eurer Tochter Glück und meines.
Wie könnt ihr glauben, ſolch ein Teufelskerl
Erſchiene, weil's ein altes Weib geſagt?
Und käm' er wirklich auch; ich nehm' es auf
Mit jedem Kämpfer auf dem Erdenrund;
Er komme, bin ich denn nicht Mann's genug,
Mich, ſowie euch, vor ſeiner Kraft zu ſchützen?

Otto. Sorg' du für dich; ich brauche keines Schutzes.

Kurd. O, ihr ſeid alt und ſchwach.

Otto. Was war das, Junge?
Man braucht nicht jung zu ſein, um brav zu fechten.
Glaubſt du, das Mark ſchwand mir aus den Gebeinen?
Nein, junger Fant, bald ſollſt du anders denken.
He, Burgvogt, Burgvogt!

Kurd. Was beginnt ihr, Ritter?

Otto. Gleich ſollſt du's fühlen, ſollſt erkennen, daß
Ich auch noch Knochen habe. Burgvogt, Burgvogt! (Der erſcheint.)
Bring' mir mein Schwert, das ich in Paläſtina
Getragen, gleich hierher.

Kurd. Was ſoll's damit?

Otto. Was ſoll's? Beleidigt haſt du mich vorhin;
Ich will doch ſeh'n, ob deine Glieder feſter,
Als die des ellenlangen Sarazenen,
Den ich mit dieſem Schwert zu Brei gehau'n.
(Das Schwert wird gebracht.)
Heraus mit deiner Klinge, wenn ſie nicht
Schon eingeroſtet iſt, heraus, ich ſchlage.

Kurd. Stellt jeden Andern gleich mir gegenüber.
Es ſoll an mir und meinem Schwert nicht fehlen,
Euch aber ehre ich als meinen Vater,
Für euch hab' ich nur Liebe, keine Streiche.

Otto. Ho? junger Herr, mit glatten Worten kommſt
Du nicht davon; ich glaube, du verſtehſt
Es mehr, zu prahlen, als das Schwert zu führen.

Kurd. Kränkt mich ſo viel ihr wollt, ich bleibe feſt.

Burgvogt. Herr Ritter, eben naht ein Fremder ſich,
Einlaß begehrend.

Otto. Nun ſo laßt ihn ein.
Was iſt es für ein Menſch?

Burgvogt. Ich weiß es nicht,
Doch ſeltſam ſieht er aus. Halb wie ein Ritter,
Halb wie ein Narr. Mit einer ſchönen Laute
Und einem grünen Kranz im Haare ging er
Das Thal entlang mit raſchem kecken Schritt;

Bald blieb er ſteh'n und pflückte bunte Blumen,
Die er dann ſinnend in das Waſſer warf,
Bald ſah er lächelnd in den blauen Himmel,
Dann ging er weiter, ſpielend auf der Laute
Und leiſe wunderbare Lieder ſingend.

**Otto.** So laßt ihn ein denn.

**Burgvogt.** Seht, da iſt er ſchon.

**Franz** (raſch eintretend).
Willkommen, edler Ritter; doch was ſeh' ich?
Ein blankes Schwert? das deutet ja auf Kampf.
Wo ich erſcheine, da ſei Fried' und Eintracht.
Steckt euer Schwert doch ein.

**Otto** (thut es). Es war nur Scherz,
Ich wollte meine alten Muskeln prüfen.
Mein grauer Kopf ſprüht oft noch Jünglingsfeuer.'
Kurd, deine Hand; es bleibt mit uns beim Alten.

**Franz.** So, das iſt brav. Nun, Ritter, bitt' ich euch,
In eurem Schloß mir Obdach zu gewähren
Auf eine Zeit lang. Habt ihr gute Koſt,
So nehm' ich gern ſie mit; vermögt ihr nur,
Mir ſchmale Biſſen vorzuſetzen, gut,
Auch damit will ich gern zufrieden ſein;
Nur ein's iſt, was ich nicht entbehren kann
An meinem Wirth: ein freundliches Geſicht;
Das zeiget mir, ſonſt wahrlich, auf der Stelle
Verlaß' ich euch, und das wird euch nicht lieb ſein.

**Otto.** Seid ihr gewiß, daß ich euch gern hier ſehe?

**Franz.** Stets war ich gern geſeh'n bei braven Leuten.

**Otto.** Ihr ſeid ein kecker Burſch.

**Franz.** Das mag wohl ſein,
Doch beſſer, keck ſein, als verzagt.

**Otto.** Ja wohl,
Das mein' ich auch; darum ſeid mir willkommen.
Ihr habt wohl einen weiten Weg gemacht
Und werdet durſten; doch ich weiß es nicht,
Da ihr ſo ſeltſam ſeid in eurem Weſen,
Ob man euch einen Humpen Wein darf bieten.

**Franz.** Mein Gott, ſeht ihr denn nicht, ich bin ein Dichter.
Den fragt man doch nicht, ob er Wein kann trinken.
Je beſſer euer Wein iſt, deſto lieber.

**Otto.** Sogleich. Nun Kurd, du bleibſt doch und trinkſt mit?

**Kurd.** Ich bin jetzt grade nicht gelaunt zum Zechen,
Entlaßt mich, Ritter.

**Franz.** Bleibt doch, denn zu Dreien
Trinkt ſich's und ſchwatzt ſich's noch einmal ſo gut.

Doch könnt ihr anders nicht, als sauer seh'n,
Wie jetzt, so gehet lieber, denn ihr würdet
Mit dem Gesichte nur die Freude stören.

Otto. Kurd, meine Töchter laß ich herbescheiden,
Dann bleibst du doch wohl hier?

Kurd. Dann gar nicht, Ritter,
Ich kann sie jetzt nicht seh'n. So lebt denn wohl. (Ab.)

Franz. Das ist doch seltsam. Sagt mir, lieber Herr,
Gewiß sind eure Töchter alt und häßlich.

Otto. Nein, Freund; man soll sein eigen Werk nicht loben,
Allein sie gleichen ihrer sel'gen Mutter,
Und die war schön und lieblich, wie ein Engel.

Franz. Warum denn will der Ritter sie nicht sehn?

Otto. Das hat so seinen Haken. Ihr, mein Freund,
Ich seh's euch an, seid wohl kein Weiberfeind?

Franz. Wie, seh ich einem Narren denn so gleich,
Daß ihr noch zweifelt? Nein, hört meinen Wahlspruch:

Schöne Weiber, guter Wein,
Spiel und Sang und Frühlingsgrün,
Dafür werd' ich ewig glüh'n,
Nichts kann wonniglicher sein.

Otto. Brav, brav! so muß ein Minnesänger denken;
Doch seht, dort kommt der Burgvogt mit dem Wein,
Und meine Töchter nah'n sich, daß wir nicht
Wie Blinde von der Farbe reden dürfen.

Franz. Bei Gott, zwei schöne Kinder.

Otto. Kommt, ihr Mädchen,
Begrüßet meinen Gast.

Berta. Seid uns willkommen.

Marie (ihn verwundert anſehend).
Was ist das für ein Mensch?

Otto. Du schnipp'sches Ding!
Was ist das für 'ne ungezogne Frage,
Empfängt man einen Gast auf solche Weise?
Gleich bitt' ihn um Verzeihung.

Maria. Lieber Herr,
Es war nicht bös gemeint, doch wenn's euch kränkte,
Vergebt es mir; ich bin nun einmal so.

Franz. O gebt euch keine Mühe, schönes Fräulein,
Von solchen Lippen lautet Alles lieblich,
Drum redet, wie ihr wollt.

Maria. Es ist verzeiblich,
Daß ich die Frage that, denn ihr seht aus,
Als wäret ihr ein ganz besondrer Mensch.

Franz. Ein ganz besondrer, ja; denn ich bin glücklich,

Und leider iſt das Glück ſo ſelten, daß
Ein Glücklicher ein ganz beſondrer Menſch iſt.

**Berta.** O leider nur zu wahr.

**Franz.** Wie, ſchönes Fräulein,
Ihr habt das auch erfahren ſchon?

**Otto.** Ach Poſſen!
Sie iſt verliebt, das iſt das ganze Unglück.

**Franz.** In dieſem Unglück ruht das höchſte Glück,
So wie in düſtrer ſchwarzer Nacht ein Stern
Am ſchönſten und am hellſten leuchtet.

**Otto.** Kommt,
Ich hab' euch noch nicht Willkomm' zugetrunken:
Glückliche Ankunft denn in meinem Schloſſe,
Und daß es euch hier lange mag gefallen!
Thut mir Beſcheid.

**Franz.** Von Herzen; doch das Letzte
Wird ſich wohl nicht erfüllen. Könnt' es mir
An irgend einem Orte wohlgefallen,
So wär' es hier; doch ich vermag es nicht,
Auf einer Stelle lange zu verweilen,
Stets treibt mich's wieder fort, und ſo in Wahrheit
Kann ich mein Leben eine Reiſe nennen.
So wie ihr mich hier ſeht, durchwandle ich
Seit Jahren ſchon die Welt, und nichts beſitz' ich,
Als dieſes Kleid, mein Schwert und meine Laute.
So ſtreif' ich denn von Ort zu Ort und ſinge,
Und werde gern geſeh'n und wohl bewirthet.

**Berta.** Mir würde bang' bei ſolcher Lebensweiſe,
Man muß doch irgendwo zu Hauſe ſein.

**Maria.** O nein, ich denk' es mir recht hübſch und luſtig.

**Franz.** Das iſt's gewiß. Wenn hinter dumpfen Mauern
So Mancher ſitzt ergeh' ich mich vergnügt
In Gottes liebem Sonnenſchein, das Herz
Geht auf im Angeſicht des blauen Himmels;
Wo ich auch bin, begegnet man mir freundlich,
Weil ich ein Fremder bin; und ohne Freude
Und Freundlichkeit hielt' ich es nirgend aus.

**Otto.** Allein ihr müßt doch eine Heimath haben.

**Franz.** Die hab' ich freilich, und ich liebe ſie,
Wie man ein ſüßes Traumbild liebt, das längſt
Entſchwunden; denn ich ſah ſie lange nicht.

**Maria.** Da ihr ſo viel ſchon in der Welt geſeh'n,
So könnt ihr uns gewiß recht viel erzählen.

**Otto.** Neugierig biſt du doch, trotz einer Andern.

Franz. O laßt ſie, Ritter, denn wer gern erzählt,
Der läßt auch gern ſich fragen. Nun, mein Fräulein,
Von was erzähl' ich euch, von meiner Heimath,
Oder von fremden Ländern?

Maria. Wie ihr wollt,
Erzählet nur, ich höre Alles gern.

Franz. So will ich denn von meiner Kindheit reden.
Mein ſel'ger Vater hatt' ein ſchönes Schloß,
Allwo er mich und einen ältern Bruder
Erzog; allein an mir erzog er wenig,
Denn ich war gar ein wunderlicher Knabe.
Nicht einen halben Tag litt mich's zu Haus;
Mich trieb ein heißes, unerklärtes Sehnen
Fern von dem Schloß in Thal und Wald hinaus,
Ja, mich ergriff gar oft ein thöricht Wähnen,
Einſt werd' es meinem heißen Wunſch gelingen,
Zum fernen Sonnenaufgang hinzudringen.
Und wenn im wilden Thalesgrund ich ruhte,
Umtönet von des Eichwalds heil'gem Sauſen,
Zu Füßen mir des Gießbachs dumpfes Brauſen,
Da ward mir oft gar wunderbar zu Muthe;
Denn wie ich ſinnend blickte in die Wellen,
Begann die junge, tiefbewegte Bruſt
Mit Allgewalt zu athmen und zu ſchwellen,
Nicht wußt' ich es, vor Schmerzen oder Luſt.
Gern woll't ich es der ganzen Welt verkünden,
Was mich bewegt, doch wo die Sprache finden?
Da horcht' ich auf der Vögel Waldgeſang,
Und ich verſuchte leiſe nun, und bang
Die Lippen öffnend, ob es mir gelänge,
Zu kleiden mein Gefühl in gleiche Klänge.
Und ſiehe, Klang geſellet ſich zum Klange,
Und freundlich füget Wort zum Worte ſich,
Stets lauter in harmoniſchem Geſange
Entlad' ich ſtaunend meiner Sehnſucht mich;
Es ſtrömet Wonne mir durch alle Glieder,
Indeß der Lipp' entſchweben ſüße Lieder.
Und plötzlich fühlt' ich nun mein Herz geſunden
Von aller Schwermuth, mir ward frei und leicht,
Denn eine Sprache hatt' ich aufgefunden
Für mein Gemüth, mein Sehnen war erreicht.
So fühlt' ich, ohne ſelbſt es zu begreifen,
Mich plötzlich unbewußt zum Dichter reifen.

Otto. Hört, Freund, was ihr erzählt, das klingt recht ſchön,
Doch kann ich euch nicht eben ganz verſteh'n.

Maria. Auch ich begriff nicht Alles, was ihr ſagtet,
Doch war es mir ſo wohl, euch anzuhören.
Berta. O ihr erzählt ſo lieblich, fahrt nur fort.
Otto. Ein andermal; allein ihr ſeid ein Dichter;
Beim Glaſe Wein lieb' ich ein muntres Lied,
Singt uns denn eins, wenn es euch nicht beläſtigt.
Franz. Nichts thu' ich lieber. Wenn die helle Freude
So recht mein Herz beſitzt, dann drängt es mich
Von ſelber dazu hin, und nichts vermag
Mit größrer Freudigkeit mich zu erfüllen,
(zu Marien)
Als ſolch ein liebes, heitres Angeſicht;
(zu Berta)
Doch gern auch mag ich meinen Blick verſenken
In Augen wie die euren, die dem See,
Wenn ſchwarze Wolkenbilder ernſt und düſter
In ſeiner ſonſt ſo hellen Flut ſich ſpiegeln,
An Schwermuth und an Schönheit ähnlich ſind.
Berta. Nun etwas habt ihr doch auf euren Reiſen
Gelernt, das Schmeicheln.
Franz. Nein, ich ſchmeichle nicht.
Doch hört mein Lied jetzt an.

Der holde Frühling iſt erwacht*),
Die Sonne lächelt wieder,
Der Wald erglänzt in grüner Pracht,
Es ſchallen Jubellieder.
Im Wieſengrün
Die Blumen blüh'n
Und ſchwanken auf und nieder.

Was irgend fähig iſt zur Luſt,
Das jauchzt aus ganzer Seele,
Was nur Geſang trägt in der Bruſt,
Das ſingt aus voller Kehle;
Drum ziemt es ſich
Auch nicht für mich,
Daß ich im Chore fehle.

Wohlan, vom lieben Sonnenſchein
Sing' ich in vollen Tönen;
Seht, wie die Strahlen rings den Hain
Mit goldnem Feuer krönen.

---

*) Schon abgedruckt in der Sammlung der Gedichte, Berlin 1835. Finckeſche Buchhandlung. S. 81. Die Abweichungen des gedruckten Textes ſind hier, wie in drei folgenden Liedern, nicht berückſichtigt worden, ſelbſt da nicht, wo ſie den Vorzug vor dem Manuſcripte verdient hätten.

Doch ſchöner glänzt,
Von Huld umkränzt,
Das Antlitz meiner Schönen.

So ſoll dem ſchönen Himmelblau
Mein Loblied ſich ergießen.
Wie lieblich blickt es auf die Au,
Als wollt' es freundlich grüßen.
Doch ſanfter blickt
Und mehr entzückt
Das Auge meiner Süßen.

So preiſ' ich denn die Nachtigall,
Die Fürſtin der Geſänge,
Wer lebt, dem ihrer Stimme Schall
Nicht tief zum Herzen dränge?
Doch Liebchens Mund
Thut mehr mir kund,
Als ihre ſchönſten Klänge.

Ach, ich vermag auf ſie allein
Stets meinen Sinn zu lenken;
Was Himmelblau und Sonnenſchein!
An ſie nur will ich denken.
Ach möchte ſie,
Die Holde, nie
Mein Herz durch Untreu' kränken.

Otto. Das läßt ſich hören. Als ich jung, wie ihr,
Hatt' ich ſolch tolles Zeug wohl auch im Kopfe.
Maria. Sagt, ſeid ihr denn auf euren langen Reiſen
Eurer Geliebten immer treu geblieben?
Franz. Wer ſagt euch, Fräulein, daß ich eine habe?
Maria. Ihr ſprecht in eurem Liede ja von ihr.
Franz. Ach, das iſt blauer Dunſt nur. In dem Liede
Beſchreib' ich ſie nur, wie ich ſie mir denke,
Doch in der Wirklichkeit beſitz' ich keine.
Maria. Das glaub' euch, wer da will.
Franz. O wenn wir Dichter
Alles, was wir beſingen, fühlen ſollten,
Dann würden wir geplagte Weſen ſein.
Berta. Faſt fühl' ich mich geneigt, es euch zu glauben,
Denn liebtet ihr, ihr wäret nicht ſo heiter.
Franz. Vielleicht doch glücklicher noch, als ich bin;
Allein auf meinen ſchnellen Wanderungen
Hab' ich ja keine Zeit, mich zu verlieben.
Maria. Sagt mir, ihr tragt ſo koſtbar reiche Kleider,
Sind die beim Reiſen euch nicht unbequem?

Franz. O nein, ich mag ſie gar zu gerne leiden.
Nennt's eine Narrheit, oder wie ihr wollt,
Allein ich lieb' es, mich in Gold und Seide
Und ſchöne, bunte Farbentracht zu kleiden.

Maria. Allein was ſoll der grüne Kranz bedeuten,
Geht ihr nie anders, als bekränzt einher?

Franz. Nein, ſchönes Fräulein, der iſt wohl erworben.
Ich komme von der nächſten Stadt hierher;
Da ward, den holden Lenz zu ehren, geſtern
Ein Feſt gefeiert auf dem grünen Plan.
Es waren ſchöne Zelte aufgeſchlagen
Bei klaren Quellen, und die holden Frau'n
Luſtwandelten im friſchen Wieſengrün,
Erfreuten ſich am heitern Tanz und Spiel,
Indeß wir Sänger einen Wettkampf hielten,
Wobei mein Lied den Preis errungen hat.
Drum ſeht ihr mich mit dieſem Kranz geſchmückt,
Den ich, bis er verwelkt, nicht von mir lege.

Otto. Nun macht der Neubegier einmal ein Ende.
Kommt her, ihr trinkt ja nicht. Das liebe Deutſchland
Soll leben! nun, ihr ſtimmt doch ein?

Franz. Wie gern!
Denn blüh'n die Fluren anderswo auch grüner,
So blüht doch nirgends in der ganzen Welt
So biedrer Sinn bei Männern und bei Frau'n,
Als da, wo deutſche Herzen ſich begegnen.

Otto. Ha, wohlgeſprochen. Aber wahr iſt's doch,
Es gibt ſonſt in der Welt noch ſchöne Länder.
Denkt nicht, daß ich zu Hauſe ſtets geſeſſen;
Auch ich war weit von hier, und es behagte
Mir unter Paläſtina's Palmenbäumen
Beinah ſo gut, als hier bei meinen Eichen.
Die Menſchen freilich taugen dort nicht viel;
Nun, das hab' ich auch vielen eingeträukt.

Franz. So habt ihr wohl im heil'gen Land gefochten?

Otto. Das will ich meinen! kommt ihr einmal hin,
So fragt nach mir, ſie kennen meinen Namen.
Die Sarazenen denken ganz gewiß
An mich und meine Knechte noch. Das war
'ne ſchöne Zeit für einen frommen Ritter!
Es ſind nun zwanzig Jahr, daß ich zurück bin.
Die letzte Schlacht —

Maria. O Väterchen, nicht weiter!
Ich fürchte mich vor dir, wenn du nicht aufhörſt.

Otto. Kannſt du nicht ſchweigen, naſeweiſes Ding?
Stets unterbrichſt du mich, wenn ich erzähle.
Du haſt vorhin doch ruhig zugehört,
Was da der Sonderling geredet hat.

Maria. Das war auch ganz was anders; aber du
Sprichſt immer nur von Wunden und von Tod,
Von Blut und Hieben, daß die Haut mir ſchauert;
Zuletzt thun mir dann alle Glieder weh,
Als wär' ich ſelbſt am ganzen Leib zerhackt.

Otto. Ei, nichts iſt ſchöner, als in froher Stunde
Sich alter Noth und Arbeit zu erinnern.
Ich wette, ſo etwas auch hörſt du gern,
Wenn der da es erzählte. Nun wie ſteht's?
Wißt ihr ein Lied von Kampf und Waffenthat,
So ſingt es mir zu Lieb

Maria. Thut's meinetwegen,
Der Klang der Laute mildert dann die Härte
Des Gegenſtandes.

Franz. Nun wohlan, ſo hört.

In allen Adern kochet *)
Mir kühn und wild das Blut,
Mein Herz ſchwillt auf und pochet
Vor freudig trotz'gem Muth.

Drum laßt ein Schwert mich nehmen,
Zieh'n in die Welt hinaus,
Braucht mein euch nicht zu ſchämen,
Mit Ruhm kehr' ich nach Haus.

Kaum ſprach's der junge Ritter,
Saß er zu Roſſe ſchon,
Und raſch, wie Ungewitter,
War er dem Blick entflog'n.

Die Sarazenen ſcheuten
Bald ſeines Schwertes Klang,
Sah'n ſie ihn nur von weiten,
Ward ihnen eng und bang.

Ob auch die beſten Krieger
Mit ihm den Strauß gewagt,
Stets blieb der Ritter Sieger,
Stets war er unverzagt.

*) Schon abgedruckt in der Sammlung von 8136, S. 33.

Nach langen blut'gen Kämpfen
Zog endlich ihn ſein Sinn,
Die Sehnſucht dort zu dämpfen,
Zur lieben Heimath hin.

Noch war er unbezwungen,
Doch es gelang gar bald,
Was keinem Schwert gelungen,
Der Liebe Allgewalt.

Wohl ſtrahlten hell und funkelnd,
Gleich einem guten Schwert,
Die Sonne ſelbſt verdunkelnd,
Die Augen lieb und werth.

Der ſtets nur Gnade ſchenkte,
Er fleht um Gnade nun;
Der ſtets das Schwert nur ſchwenkte,
Wird jetzt beim Liebchen ruh'n.

Ja, herrlich iſt's, zu ſiegen
Auf ruhmvoll blut'ger Fahrt;
Doch ſchöner, zu erliegen
Auf ſolche ſüße Art.

Maria. Ei das iſt herrlich! und wie hübſch es endet!

Otto. Das Ende eben will mir nicht gefallen;
Ihr wollt von Schlachten ſingen, und die Liebe
Spielt doch am Ende noch die größte Rolle.
Könnt ihr kein Lied denn dichten, junger Freund,
Ohne von Liebe etwas vorzubringen?

Franz. Ich könnt' es wohl, doch thät ich es nicht gern.
Glaubt mir, Herr Ritter, gäb' es keine Liebe,
Wir Dichter wären alle arme Stümper.
Die Liebe nur iſt ächte Poeſie,
Und was wir Dichtkunſt nennen, iſt von dieſer
Nur eine ſchwache Ahnung; denn die Liebe
Iſt ja der ew'ge Urquell alles Lebens,
Und nur was Leben ſchafft, iſt Poeſie.

Otto. Was ſchwatzt ihr wieder da für tolles Zeug!
Nehmt mir's nicht übel, doch es ſcheint mir faſt,
Daß ihr den Wein nicht recht vertragen könnt.

Franz. Das wohl, allein ich will's euch nur geſtehen:
Ich bin berauſcht oft, ohne Wein zu trinken,
Da ſchwatz' ich denn ſolch wunderliches Zeug.

Berta. Mir ſcheint's nicht eben gar ſo wunderlich.

Otto. Dich kennt man ſchon; nun freilich, den Verliebten
Iſt nichts zu wunderlich. Doch weil vom Wein

Wir eben ſprachen; dürft' ich euch wohl bitten,
Ein ſchönes, heitres Trinklied uns zu ſingen?

Franz. Ob ſchön es iſt, das kann ich nicht entſcheiden,
Allein, ſo gut ich's kann, ſing' ich's euch gern.

Was leuchtet in der Welt ſo ſchön *),
Als meines Liebchens Augen?
Wer ſie kann ohne Wonne ſeh'n,
Des Herz muß wenig taugen.
Doch etwas glänzt und leuchtet klar,
Wie meines Liebchens Augenpaar,
Das iſt der goldne Wein
Im Becher hell und rein.

Welch ſüßre Ruhſtatt hat mein Mund,
Als meines Liebchens Lippen?
Mir iſt, als würd' ich erſt geſund,
Darf ich von ihnen nippen;
Und eines iſt mir doch bewußt,
Woran mein Mund mit gleicher Luſt
Sich fühlet feſtgebannt:
Das iſt der Kelchesrand.

Kann wohl ein Klang mit größrer Macht
Zum Herzen freudig dringen,
Als wenn die Schwerter in der Schlacht
Mit Schall zuſammenklingen?
Ja, etwas giebt's, das einem Mann
Das Herz gleich ſehr erfreuen kann:
Das iſt beim Rundgeſang
Der laute Becherklang.

Drum ehrt den edlen Rebenſaft,
Preiſt ihn zu allen Zeiten,
Er giebt dem Herzen Luſt und Kraft,
Zur Liebe, wie zum Streiten.
Mit Schmach und Hohn ſei der belegt,
Des Herz nicht lauter, freud'ger ſchlägt
Bei Liebe, Kampf und Wein:
Trinkt aus und ſchenket ein!

Otto. Seht, das gefällt mir; eh' ihr von uns geht,
Müßt ihr die Worte mich behalten lehren.
Jetzt, wenn es euch genehm iſt, kommt mit mir,
Ich will euch meinen Garten zeigen.

Franz. Gern;
Doch ohne euch (zu den Mädchen), dann bleib' ich lieber hier.

*) S. Sammlung von 1810, S. 31.

Berta. Geht nur, wir kommen bald euch nach.

Otto. So kommt.

[Mit Frau ab.]

Maria (läuft zu ihrer Schweſter und umarmt ſie).
O laß dich küſſen, liebe, gute Schweſter.

Berta. Was haſt du denn, Marie? du biſt mit eins
So ausgelaſſen und ſo ungeſtüm.

Maria. Ich bin ſo froh, ſo überſchwenglich heiter.

Berta. Weshalb denn aber?

Maria. Weiß ich es denn ſelbſt?
Nur eines fühl' ich: daß ich glücklich bin;
Und doch iſt mir's, als ob mir etwas fehlte.

Berta. Ich ſeh' es wohl, die wunderlichen Reden
Des Fremden haben dich verdreht gemacht.

Maria. Das iſt ein toller Menſch.

Berta. Und doch gefällt er mir.

Maria. Gefällt dir? Sehr gefällt er dir, nicht wahr?

Berta. O ja, recht ſehr.

Maria (ernſt). Wart', das ſoll Kurd erfahren.
Iſt das wohl Treue gegen den Geliebten?
Ein Andrer kommt, und gleich gefällt er dir,
Gefällt dir noch dazu recht ſehr. Gewiß
Haſt du ihm wieder auch recht ſehr gefallen;
O armer Kurd!

Berta. Kind, ich verſteh' dich nicht,
Worüber zürnſt du denn, biſt du denn Kurd?
Kurd ſelber würde das nicht übelnehmen,
Du aber thuſt, als hätt' ich dich beleidigt.

Maria. Ach Gott, ich weiß es nicht mehr, was ich rede.

Berta. Hör', Schweſterchen, es ſcheint, der junge Fremde
Gefällt dir beſſer noch, als mir; gefällt
Zu ſehr dir, für die Ruhe deines Herzens.

Maria. Geh, geh, du biſt nicht klug, wie ſollt' er das?

Berta. Mariechen, redlich!

Maria. Ach, es iſt wohl wahr,
Es klingt ſein Ton mir noch in meine Ohren.
So lieblich floß die Red' ihm von den Lippen,
Wie durch die Blumenflur ein Silberbach,
Und ſein Geſang! Ich weiß nicht, wo ich war,
Als er geſungen, doch mir war ſo wohl,
Wie nie im Leben noch.

Berta. So liebſt du ihn?

Maria. Wie, liebe Schweſter?

Berta. Ja, ich fürchte es.

Maria. Du fürchteſt es, was iſt denn da zu fürchten?
Liebt' ich ihn auch, ſprich, wäre das ein Unglück?
Berta. Gewiß. Du kennſt ja unſres Vaters Grille,
Die mir ſo manche Thräne ſchon gekoſtet:
Wir ſollen ewig ohne Männer bleiben.
Du weißt, weshalb.
Maria. Die dumme Prophezeiung!
Doch ſieh', im ſchlimmſten Fall bin ich im Stande,
Ich laufe mit dem jungen Ritter fort.
Berta. Pfui doch, Mariechen! Aber weißt du denn,
Ob er dich wieder liebt?
Maria. Warum denn nicht?
Wenn ich ihn liebe, wird er es doch auch. —
Doch freilich, das kann ich nicht eben wiſſen.
Liebt er mich nicht, verhüt's der liebe Gott,
Dann werd' ich niemals heiter mehr und glücklich. (Ab.)

---

## Franz. Maria.

Franz. Nun, Fräulein, was iſt mit euch vorgegangen?
Ich fand euch geſtern ja ſo froh und heiter;
Heut ſenkt ihr traurig euer ſchönes Haupt
Und aus dem feuchten Auge leuchtet es
Gleich einer Thräne, ſprecht, warum ſo traurig?
Maria. Ja traurig bin ich, doch unglücklich nicht.
Seht, ich begreif' es nicht, ſonſt war ich glücklich
Entweder, oder traurig. Heute aber
Iſt mir's ſo wunderlich, daß ich nicht weiß,
Ob ich ſoll weinen oder fröhlich lachen;
Wie geht das zu? ich bin mir ſelbſt ein Räthſel.
Franz. Ein Räthſel, das ich leicht euch löſen will.
Maria. Wie wollt ihr das, da ich es ſelbſt nicht kann.
Vermögt ihr in mein Inn'res denn zu blicken?
Franz. Könnt' ich ein Dichter ſein, wenn ich die Sprache,
Mit der die heilige Natur die Seele
Des Menſchen auf ſein Antlitz deutlich ſchrieb,
Nicht leſen könnte? Hört nur, ob ich prahle.

Ewig wechſelnd iſt im Leben
Leid und Freude uns gegeben,
Freude iſt ſo lieb und gut,
Leid dem Herzen wehe thut.

Aber wenn auch Freud' und Leiden
In der Bruſt ſich ewig ſcheiden,
Eines doch iſt mir bewußt,
Das vereinet Leid und Luſt.

Sollt' es euch unmöglich ſcheinen,
Leid und Freude zu vereinen,
O, ſo denket nur daran,
Daß die Liebe Alles kann.

Darum, Jungfrau, fühlt im Herzen
Du vereinet Luſt und Schmerzen,
Glaube: weder Leid noch Luſt,
Liebe wohnt in deiner Bruſt.

. Nun, hab' ich es getroffen, ſchönes Fräulein?

**Maria.** Geht, ihr ſeid nicht geſcheut.

**Franz.** Ha, was war das?
Ihr ſcheltet mich um meiner Verſe willen,
Wißt ihr, daß dafür ſich ein Dichter rächt?

**Maria.** O weh, die Rache wird wohl blutig werden?

**Franz.** Das nicht, will man an ſchönen Frau'n ſich rächen,
So kommen rothe Wunden nicht ins Spiel,
Nur rothe Lippen, Blut nicht, aber Glut,
Und ſeht, ſo räch' ich mich. (Er küßt ſie.)

**Maria.** Was fällt euch ein?

**Franz.** Ihr zürnt doch nicht? o nein, ihr zürnet nicht

**Maria.** Der Himmel mag es mir vergeben, daß
Ich Sünderin euch nicht vermag zu zürnen,
So gottlos ihr auch ſeid.

**Franz.** Gott iſt die Liebe,
Wie ſollte ſolch ein Kuß denn gottlos ſein!

**Maria.** Im Ernſt, jetzt höret auf mit dieſer Sprache,
Es ziemt mir nicht, ſie länger anzuhören,
Laßt uns von andern Dingen lieber reden.
Wie lange wird's euch noch bei uns gefallen?

**Franz.** Ihr wünſcht wohl, daß ich euch recht bald verließe,
Nicht wahr, das wünſcht ihr?

**Maria.** Nein, das ſagt' ich nicht
Nein, meinetwegen bleibt nur immer hier.

**Franz.** O dürft' ich es, ich würde glücklich ſein.

**Maria.** Ei ſeht, auch ihr habt ja ſeit geſtern Abend
Gar ſeltſam euch verwandelt. Saget ihr
Nicht geſtern noch, ihr könntet nirgend weilen,
Stets trieb es in die weite Welt euch fort?

**Franz.** Ja, das war geſtern.

**Maria.** Nun, erklärt mir doch,
Weshalb ihr plötzlich euern Sinn geändert.

**Franz.** Auch dieſes Räthſel will ich gern euch löſen.

Es ſang gar froh und munter *)
Ein Vogel in dem Hain,
Es war ein luſt'ger, bunter,
Er hüpfte hinauf, hinunter,
Mocht' nirgend ſtetig ſein.

Mit lieblichem Geſange
Flog er von Ort zu Ort,
Nichts macht' ihm's Leben bange,
Doch nirgend weilt' er lange,
Bald war er hier, bald dort.

Ein Mädchen hört' ihn ſingen:
„Wär' doch der Vogel mein!" —
Da legte ſie ihm Schlingen,
Leicht konnt' es ihr gelingen,
Er ſchlüpfte bald hinein.

Nun ſah er ſich gefangen,
Doch heiter war ſein Sinn;
Er blickte mit Verlangen
Die Augen an und Wangen
Der ſchönen Jägerin.

Drauf band ſie ohne Plagen
Ihn an ein ſeidnes Band;
Das mocht' ihm wohl behagen.
Er ließ vergnügt ſich tragen
In ihrer weichen Hand.

Von allen Seiten nahten
Mit Jammer und Geſchrei
Sich ſeine Cameraden:
Weh dir, am ſeidnen Faden,
Weh, du wirſt nie mehr frei! —

Da hüpft' er ohne Klagen
An ſeiner Herrin Bruſt:
„Mag Freiheit euch behagen,
Doch ſolche Feſſeln tragen,
Das iſt die höchſte Luſt!" —

Maria. Was meint ihr denn mit dieſem Liede nun?
Der Vogel ſollt ihr ſelber ſein, nicht wahr?
Nun, bunt genug ſeht ihr dazu wohl aus.
Franz. Müßt ihr mich immer necken?
Maria. Kränkt es euch?
Das wollt' ich nicht; o nein, es kränkt euch nicht.

*) S. Sammlung von 1833, S. 36.

Denn was ſich neckt, das — doch was ſchwatz' ich da!
Ihr alſo ſeid der Vogel in dem Liede?

Franz. Wohl bin ich's.

Maria. Und die Dame?

Franz. Könnt ihr rathen?

Maria. Kenn' ich ſie denn?

Franz. Ich zweifle faſt daran,
Denn ſelten kennt man recht genau ſich ſelbſt.

Maria. Was ſagt ihr da?

Franz. Daß ich euch innig liebe,
Mehr als mein Leben, mehr als meine Kunſt;
Allein wozu ein Gleichniß dazu ſuchen!
Was könnte man ſo lieben, als ich euch?
Beim erſten Blick flog euch mein Herz entgegen,
Doch immermehr ward es durchglüht, gefeſſelt,
Je mehr ich euch ins ſchöne Auge ſah.

Maria. Steht auf, Herr Ritter, auf! ich laufe fort.

Franz (ihre Hand ergreifend).
Nein, ihr entkommt mir nicht, hier will ich knien,
Bis mir auf eine Frage Antwort wird:
Liebt ihr mich auch?

Maria. O warum fragt ihr noch?
Ich bin euch ja ſo unausſprechlich gut.

Franz (aufſpringend in ihre Arme).
O Harmonie des Ton's! jetzt weiß ich erſt,
Was Gott, was Poeſie, was Leben iſt.

Maria. Wie habt ihr mich erſchreckt, ihr wilder Menſch!

Franz. Von lieben Lippen tönt auch Vorwurf ſüß.

Maria. Doch jetzt verlaßt mich. Wenn mein Vater nahte!

Franz. Und wenn er nahte, könnt' er uns denn zürnen?
Gleich geh' ich ſelbſt zu ihm, mit offnem Sinn
Um meines Glücks Verſicherung ihn bittend.

Maria. O dieſes Glück wird nimmer uns zu Theil.

Franz. Wie, ſollt' er meinen Bitten ſich verſchließen?
Ich bin von edlem Stamme und mein Bruder
Beſitzt genug der ird'ſchen Güter, die er
Gern mit mir theilte, wenn ich ſie bedürfte.

Maria. Das iſt es nicht, weshalb mir vor ihm bangt.
Mein Vater weiß euch nach Verdienſt zu ſchätzen,
Allein er will, daß ich mich nie vermähle.

Franz. So ſoll die liebreich ſpendende Natur
Solch holde, ſüße Roſe ganz umſonſt
Mit ſolchem lieblich zauberiſchen Duft,
Solch zarter Farbenpracht verherrlicht haben?
Sagt doch, was euren Vater dazu treibt?

Maria. Nur eine Prophezeiung, weiter nichts,
Die ein Zigeunerweib ihm einſt geſagt.
„Einſt, ſprach ſie, wird ein fremder Ritter kommen,
Der trägt auf ſeinem Haupte eine Krone,
Koſtbarer, als von Gold, und wird mit Waffen,
Die ſtärker ſind, als die von Stahl und Eiſen,
Dein Kind beſiegen, es zum Tod verwunden
Und unter ſeinen Herrſcherwillen beugen.“ —
Da er nun keinen Sohn hat, und mit Weibern
Man nicht mit Waffen kämpft, ſo meinet er:
Die Rede ſei von einem Schwiegerſohn;
Darum hat er beſchloſſen, daß wir Schweſtern
Nie durch die Liebe glücklich werden ſollen,
Um keinen ſeines Glückes zu berauben.
Deshalb hat er den Ritter abgewieſen,
Den ihr ſchon geſtern hier im Schloſſe ſahet,
Und der um meiner Schweſter Hand geworben.
Nun ſeht ihr, daß wir nichts zu hoffen haben.
Doch wie! mir will der Schmerz die Bruſt zerreißen,
Und meine Augen füllen ſich mit Thränen,
Euch aber ſeh' ich kalt und ruhig lächeln?
So gilt euch mein Beſitz, mein Glück denn gar nichts?
Iſt das auch Liebe?

Franz. Ruhig, ſüßes Mädchen,
Uns Allen wird geholfen, glaubt es mir.

Maria. Wer kann uns helfen?

Franz. Ich. — Ich bin der Ritter,
Von dem die böſe Prophezeiung ſpricht,
Und freudig ſoll der Knoten bald ſich löſen.

Maria. Ihr ſeid? — Wie wollt ihr das zuſammenreimen?

Franz. Seid unbeſorgt, das Reimen iſt mein Handwerk.
Doch ſeht, dort kommen Alle wie gerufen.
Verberget eure Thränen; wie die Sonne
Mit lichter Glut den Thau der Roſ' entküßt,
So ſollen eure Thränen bald ſich trocknen,
Verſcheucht vom warmen Strahl der hellen Freude.

(Otto, Kurd und Berta treten ein.)

Otto. So ſollen wir denn keine frohe Stunde
Mehr miteinander haben? Muß du ſtets
Mit deinen, wie du weißt, unnützen Klagen
Den heitern, freundſchaftlichen Ton verſcheuchen?
Geh, geh und ſchäme dich, daß du ein Mann?

Kurd. Ihr tragt das Eis nicht nur auf eurem Haupte,
Auch in dem Herzen, da ihr nicht begreift,
Was ſich im Buſen eines Jünglings regt.

Franz. Hört auf mit eurem Streit, auf immer auf:
Der Ritter, den die Prophezeiung nennt,
Iſt angekommen, iſt bei euch im Schloſſe.

Kurd (mit der Hand an's Schwert greifend).
Ha, iſt er da, und wo?

Franz. Ich bin es ſelbſt.

Otto. Seid ihr geſcheut, ihr wunderlicher Menſch?

Kurd. Ihr ſeid es? Wahrlich, nach der Prophezeiung
Hätt' ich mir einen andern Kerl gedacht,
Doch wenn ihr es denn ſein wollt, zieht das Schwert,
Damit ich eurer mich entledige
Und mir mein lang erſehntes Glück erkämpfe.

Berta. Nein, Kurd, das iſt ein edler, wackrer Menſch,
Ich will mein Glück nicht ſeinem Tod verdanken.

Maria. O Gott im Himmel, laß es glücklich enden!

Franz. Halt, halt, Herr Ritter! glaubet mir, ich weiß,
Obgleich ein Sänger, auch das Schwert zu führen,
Und wer ein ächter Dichter iſt, verzagt nicht,
Wo es das Leben einzuſetzen gilt,
Weil er im Buſen wohl was Höh'res trägt,
Als dieſes arme Leben; aber hier
Iſt blutige Entſcheidung nicht vonnöthen.
Das Schickſal hat ſchon freundlicher entſchieden,
Und jene Prophezeiung iſt erfüllt.

Otto. Ihr ſeid nicht klug.

Franz. Wie lauten doch die Worte?
Sagt ſie mir, Ritter, ich erkläre ſie.
Das Weib ſprach: —

Otto. „Einſtens wird ein Ritter kommen,
Der trägt auf ſeinem Haupte eine Krone,
Koſtbarer als von Gold" — wo habt ihr die?

Franz. Als ihr in eurer Burg mich geſtern aufnahmt,
Trug ich nicht einen grünen Eichenkranz?
Was iſt koſtbarer nun: was kalt und todt
Hervorgeſcharrt wird aus des Berges Nacht,
Oder was voller Leben und Gedeihkraft
Im hellen Sonnenlichte wächſt und blüht?
Vermöget ihr dem Helden ſeinen Muth,
Sein heißes Blut, das er zum Opfer bringt;
Vermöget ihr dem Dichter ſeine Lieder,
Den ſchönen Quell zaubriſcher Melodie'n,
Der aus dem reinen Buſen tönend ſprudelt,
Mit Gold zu lohnen? Ihr vermögt es nicht!
Doch windet ihr mit dankbar reinem Herzen

Den grünen Eichenkranz in ſeine Locken,
Dann fühlt ſo Held als Dichter, ſtolz und freudig,
Sein Blut, ſein Lied am würdigſten belohnt. —
Ihr ſeht, der erſte Punkt der Prophezeiung
Iſt nun erfüllt, ſo fahrt denn weiter fort.

Otto. Fürwahr, ihr ſetzt mich in Erſtaunen, Ritter.
Wer lehrte euch ſo ſchöne Auslegung?

Franz. Fahrt fort, ich bitt' euch.

Otto. Hört: „der wird mit Waffen,
Die ſtärker ſind, als die von Stahl und Eiſen,
Dein Kind beſiegen und zum Tod verwunden."

Franz. Halt, Ritter. Was iſt ſtärker, Stahl und Eiſen,
Oder das innige beredte Wort,
Der Blick, die aus der Seele Tiefen ſtrömen,
Und zu der Seele Tiefen wieder dringen?
Mit eurem Schwert vermögt ihr nur die Leiber
Mit roher Kraft zu bänd'gen, zu zerſtören;
Mit Wort und Blick bezwinget ihr die Seelen
Durch lieblich überredende Gewalt,
Und braucht zu tödten nicht, um zu bezwingen.
Mit ſolchen Waffen hab' ich euer Kind,
Dort eure jüngſte Tochter überwunden,
So wie ſie mir ein Gleiches angethan,
Das heißt mit einem Wort: wir lieben uns.
Seht ſie nur an, dann werdet ihr es glauben,
Daß ich, wie es die Prophezeiung will,
Sie bis zum Tod verwundet. Liebe dringt
Tief bis zum Herzen, wie die tiefſte Wunde;
Und wie wir durch den Tod ein neues Leben,
Ein ſchön'res, blühenderes Sein beginnen:
So ſterben wir dem vor'gen, trüben Leben
Auch durch die Liebe ab, und helle Wonne
Umgiebt uns, der die Wonne nur vergleichbar,
Die wir im beſſern Jenſeits einſt genießen.
Ja, Lieb' iſt eine ſüße Todeswunde.

Otto. Fürwahr, ich hör' euch mit Erſtaunen an.

Franz. Nun bleibt der letzte Punkt noch zu vollenden.
Ich ſoll, die ich beſiegt, zum Tod verwundet,
Auch unter meinen Herrſcherwillen beugen;
Und dies erfüllt ſich, wenn ihr, wie ich hoffe,
Marie zum ehlichen Gemahl mir gebt;
Doch frei ſoll ſie in dieſer Knechtſchaft leben.

Berta. O Gott, ſchon hatt' ich allem Glück entſagt,
Wie dringt die Freude plötzlich mir ins Herz,
Mit Allgewalt, als wollte ſie's zerſprengen!

Maria. Nun, Väterchen?
Otto. Nun, liebes Töchterchen,
Was sagest du dazu?
Maria. Ich, lieber Vater?
Ich — sage nichts.
Otto. Das ist sehr viel gesagt. —
Wohlan denn, Kinder, kommt an meine Brust,
Kommt her, ihr bunter, wunderlicher Kauz,
Ihr seid ein braver Kerl, umarmet mich.
Kurd. So willigt ihr in unser Aller Glück?
Otto. Versteht sich, was soll mich denn dran verhindern?
O Gott, das ist ein Seelen-Jubilo!
Das alte Weib, verzeih's der liebe Gott,
Ich habe sie im Stillen oft verflucht,
Sie hat es doch so böse nicht gemeint.
Kurd (zu Franz) Nun, Ritter, nehmet meinen heißen Dank.
Verzeiht, bis jetzt hab' ich zwar stets geglaubt,
Daß ein Poet zu nichts zu brauchen sei,
Allein in euch hab' ich den braven Mann,
Aus dem die lautre Weisheit spricht, erkannt.
Gebt eure Hand. O Berta, Berta mein! —
Hätt' ich doch ein paar Dutzend Türken hier,
Daß ich im wilden Kampf mein Herz befreite.
Berta. Glaubt mich nicht undankbar, weil ich nicht spreche,
O Gott, ich habe Thränen mehr, als Worte.
Franz. Verdien' ich Dank noch? hab' ich mir nicht selbst
Das schönste Glück errungen? Süße Braut,
Seid ihr mit mir zufrieden?
Maria. Könnt ihr fragen? —
Doch daß ihr mich zu strenge nicht beherrscht!

# Sonette.

Motto: Viel Geſchrei und wenig Wolle.

(April 1832, auf der Feſtung in Jülich.)

1.

O möcht es einem guten Gott gefallen,
Mich als Beherrſcher der Natur zu krönen;
Ein lautes, holdes Loblied meiner Schönen
Lehrt' ich den klangbegabten Weſen allen.

Wind, Waldesbrauſen, Wellen, Nachtigallen
Wollt' ich des regelloſen Klangs entwöhnen,
Die ganze Schöpfung ſollt' in klaren Tönen
Von meiner heißen Liebe nur erſchallen.

Luſtwandelte mein Mädchen dann an Quellen,
In grüner Zweige lieblichem Gedränge,
Im klangerfüllten, blumigten Gefilde:

Zuflüſtern ſollten dann ihr Wald und Wellen,
Zujauchzen ihr der Vögel Luſtgeſänge
Das ſüße Wort: ich liebe dich, Mathilde.

2.

Wenn meine Blicke fern am Himmel liegen,
Dann fühl' ich heiße Sehnſucht mich durchdringen,
Dorthin zum Lichte treibt mich's; hätt' ich Schwingen,
Hinſtrebend mich in lauer Luft zu wiegen.

Wenn meine Blicke ihr entgegenfliegen,
Und ihre holden Augen mich bezwingen,
Dann treibt es mich, ſie liebend zu umſchlingen,
An ihren Buſen feſt mich anzuſchmiegen.

Doch ach, ich wünſche Schwingen mir vergebens,
Fern bleibt der Himmel trotz des heißen Strebens,
Dorthin gelang' ich nur am Schluß des Lebens. —

Und ach, umſonſt iſt all mein heißes Bangen,
Nie werd' ich hier die ſüße Gunſt erlangen,
Mit meinem Arm die Holde zu umfangen.

3.

Und muß mein Leib ſich auch in Ketten ſchmiegen,
Mein Geiſt iſt frei, drum will ich nicht verzagen.
Wohlan mein Geiſt! vergiß des Kerkers Plagen,
Auf! rüſte dich, die Welten zu durchfliegen.

Doch du auch mußt der Ketten Laſt erliegen,
In die Mathildens Blicke dich geſchlagen,
Ihr Bild hält dich gebannt in Schmerz und Klagen;
Weh' mir! du doppelt muß gefangen liegen.

Gefangen hier, und auch bei dir gefangen,
Nach dir nur ſtrebend, doch in Ketten hier
Iſt zwiefach meine Bruſt von Schmerz zerriſſen.

Doch könnt' ich, Holde, ganz zu dir gelangen,
Wie gern blieb ich gefangen dann bei dir
Und wollte nie von Freiheit etwas wiſſen.

4.

Iſt's Qual, iſt's Glück, was ich im Buſen trage?
Stets muß ich ihrer Lieblichkeit gedenken,
Und doch vermag ihr Bild mich nur zu kränken;
Iſt das wohl Glück, was mich erfüllt mit Klage?

Iſt's Qual? Wie kommt es, daß ich es nicht wage,
Den Geiſt auf ewig von ihr abzulenken,
Stets treibt mich's an, in Gram mich zu verſenken;
Süß iſt der Gram, den ich um ſie ertrage.

O dürft' ich einmal nur ſie wiederſehen,
Gern wollt' ich Alles dann zum Opfer bringen,
Ja ſollte mir ihr Kuß auch Tod bereiten:

In ihren Armen wollt' ich gern vergehen;
Kein holdrer Engel kann ſich niederſchwingen,
Um meinen Geiſt zum Himmel zu begleiten.

5.

Die bittre Zeit der Trennung war entſchwunden,
Aus Kerkernacht eilt' ich zu dir, mein Leben;
Schon trat ich ein und ſah mit freud'gem Beben
Dich ſitzen, wo ich oftmals dich gefunden.

Noch ſchöner, als die Freud' in heitren Stunden,
Hielt holder Gram dein Angeſicht umgeben,
Ein leiſes Flüſtern hört' ich dir entſchweben,
Mein Name war's, der ſich der Lipp' entwunden.

Da ſtürzt' ich zu dir hin voll Hochentzücken,
Doch weh! — erwacht war ich in Kerkermauern,
Verſchwunden meines ſüßen Traumes Blendung.

O weh mir Armen, dem des Schickſals Tücken
Nichts Liebes gönnen, nichts, als Schmerz und Trauern,
Nicht einmal eines holden Traums Vollendung!

6.

Sonſt zählt' ich jeden Tag mit bangem Zagen,
Den ich erlebte fern von deiner Nähe;
Nun, da ich ewig nie dich wiedererſehe,
Wie zähm' ich meine Seufzer, meine Klagen?

Was hindert mich, dem Leben zu entſagen,
In dem ich keine Freude mehr erſpähe?
Die Hoffnung? — Nein, ſchon oft zu meinem Wehe
Erkannt' ich, daß ſie lügt auf alle Fragen.

Doch ach, hier darf mein Geiſt doch um dich ſchweben,
Mein Herz iſt ewig voll von deinem Bilde,
Wird mir der Tod dies Glück auch ferner gönnen?

Wüßt' ich, daß nach dem Tod mein ew'ges Leben
Ein ew'ges Träumen ſei von dir, Mathilde,
Wie gern wollt' ich von dieſer Welt mich trennen!

7.

Umſonſt ſeh' ich den Himmel ſich verklären,
Die Maiensonne kann mich nicht entzücken;
Nacht iſt's vor meinen thränenſchweren Blicken,
Ich muß der lieben Augen Licht entbehren.

Die holden Blumen ſeh' ich wiederkehren,
Doch, fern von dir, wie kann es mich beglücken?
Mein Lebenspfad wird nimmermehr ſich ſchmücken,
Mir keine Freudenblüthe mehr gewähren.

Laut ſchallen rings der Nachtigallen Lieder,
Doch mich erfreut kein ſüßer Ton, denn nimmer
Hör' ich ein holdes Wort aus deinem Munde.

Der Frühling kehrt noch oft beglückend wieder,
Doch meines Lebens Frühling ſchwand auf immer,
O wär' ſein Ende meine Todesſtunde!

8.

Der Eichbaum, wenn vom Himmel abgeſendet
Ihm Blitzesflammen Stamm und Mark durchſprühen,
Wird ſich vergebens fortzuleben mühen;
Erſtorben iſt, was Leben ihm geſpendet.

Die Blume, der das Tageslicht entwendet,
Verwelkt, um niemals wieder aufzublühen;
Der Quell vertrocknet durch der Sonne Glühen,
Sein Daſein iſt mit ſeinem Schmerz geendet.

Doch du mein Herz, von Liebesſchmerz zerſplittert,
Qualvoll durchdrungen ganz von heißen Gluten,
Und von Mathildens liebem Blick ſo ferne:

Wie kommt's, daß ſtets noch Leben in dir zittert?
Verwelkſt du nie, willſt du dich nie verbluten?
Hör' auf zu ſchlagen, denn ich ſterbe gerne.

9.

Einſt hob ſich zwiſchen Luſt und Leid ein Streiten:
Wer kann mit ſüßrem Reiz ſie wohl beleben?
Luſt ſprach: Wenn meine Strahlen ſie umgeben,
Siehſt du den ganzen Himmel ſich verbreiten.

Leid ſprach: Wenn Thränen ihrem Aug' entgleiten,
Und Sorgen ihre holde Stirn umweben,
Was gleicht ihr dann an Schönheit? — So erheben
Die Tropfen Thau's der Roſe Lieblichkeiten.

Da kam die Liebe, ſie beſiegte beide,
Sie füllte ihren Blick mit ſanften Thränen;
Doch durch den Schmerz ſah man ein Lächeln dringen.

Der holde Mund war halb von herbem Leide
Umgeben, halb von Luſt und ſüßem Sehnen.
Sieh, da verſtummten Luſt und Leid und gingen.

10.

Ich habe manches Holde doch genoſſen,
Oft freute mich der Abendröthe Prangen,
Oft horcht' ich froh, wenn Nachtigallen ſangen,
Manch ſchöne Blume ſah ich freudig ſproſſen.

Bald war das Abendroth in Nacht zerfloſſen,
Das Lied verſchallt, der Blumen Pracht vergangen,
Ich ſah ſie ſcheiden ohne Schmerz und Bangen,
Und keine Thräne hab' ich drum vergoſſen.

Wie kann dein Angedenken denn mich ſchmerzen?
Was kann das Bild von jenen ſchönen Tagen,
Wo deine Nähe mich beglückt, verbittern? —

Zu groß iſt Liebesglück für Menſchenherzen,
Drum muß die Bruſt, die es mit Müh' getragen,
Verläßt es ſie, von Schmerz und Qual erzittern.

11.

Wo iſt auf Erden wohl die ſchönſte Stelle?
Iſt's in der Schweiz, wo in erhabnen Räumen
Von himmelhohen Felſen Fluten ſchäumen,
Und heitre Fluren grünen um die Welle?

Iſt's in Italien, wo ewig helle
Der Himmel lächelt über üpp'gen Bäumen,
Wo ſich's ſo lieblich läßt von Liebe träumen,
Weich hingeſchmiegt in duft'ge Blüthenzelle?

Doch ſtill von Blüthen, Bächen, Bergeshöhen;
Wo du nicht athmeſt, liebliche Mathilde,
Wird keine Stelle je mir hold erſcheinen.

Mich freut, ſeitdem ich dich nicht mehr geſehen,
Kein ſchöner Ort. Im ödeſten Gefilde
Kann ich ja an dich denken, um dich weinen.

12.

Jetzt ſieht man Alles ſeine Kerker ſprengen,
Die Blüthe, die gefangen mußte liegen,
Sieht man die grüne Knospe froh beſiegen
Und duftend ſich durch Licht und Freiheit drängen.

Der Schmetterling, der lang im dumpfen, ſtrengen
Gefängniß lag, jetzt darf er gaukelnd fliegen
Und frei und freudig ſich auf Blumen wiegen;
Nur mich allein muß Kerkernacht beengen!

Doch ſchwerer, als mein Leib in Kerkermauern,
Liegt meine Seele noch in Grames Schlingen,
Umſchloſſen ganz von bangem Liebestrauern.

O könnte ſie mit Kraft den Leib durchdringen,
Der ſie umkerkert, um mit Wonneſchauern
Sich frei zum ew'gen Licht emporzuſchwingen.

---

## Schlußſonett.

„Du dauerſt mich, du armer Tropf,
Du mußt gewiß recht elend ſein,
Wie kämen ſolche Reimerei'n
Dir ſonſt in den geſunden Kopf?" —

Zwar hält das Unglück mich beim Schopf,
Doch bildeſt du zu viel dir ein.
So lange man kann Hülfe ſchrei'n,
Iſt noch nicht zugeſchnürt der Kropf.

Drum, ſing' ich noch ſo jammervoll,
Mein Freund, betrübe dich nicht drum,
Bis dato geht's noch immer an.

Gebehrd' ich mich auch noch ſo toll,
Verlaß dich drauf: ich komm' nicht um,
So lang' ich Verſe machen kann.

# Fragment aus dem Tagebuche eines Jenſeitigen.

(Im Manuſcript aufgefunden und aus dem Jenſeitigen ins Undeutſche überſetzt vom Verfaſſer.)

---

(Mai 1832, auf der Feſtung in Jülich.)

---

Einſt erwacht' ich aus einem langen Schlafe, aber ich fand mich beim Erwachen nicht mehr denſelben, der ich früher war. Mein Körper war für mich nicht mehr ſichtbar noch fühlbar, ich empfand nichts, als eine innige Ueberzeugung, daß ich exiſtire, ich war zu einem reinen Gedanken des Daſeins geworden. Keine Sonne ſchien mir entgegen, keine Bäume, Felder und Häuſer ſah ich, rings um mich war ein ätheriſches Licht verbreitet, von keiner Farbe, ſondern die Schönheit aller Farben, die ich früher geſehen hatte, in ſich zu harmoniſchem Glanze verſchmelzend. Die Welten kreiſten um mich her; ich ſah ſie alle in ihrer Unendlichkeit, aber alle zugleich in ihrer wahren Größe und Stellung zu einander, nicht verkleinert oder verrückt durch die Unvollkommenheit des Auges; jeder optiſche Betrug hatte aufgehört; ich war allen gleich nah. Ich dachte an die Ewigkeit, dieſen Abgrund, vor dem mein Geiſt ſo oft nach langem, fruchtloſen Sinnen halb wahnſinnig zurückgetaumelt war; und ſiehe, ich erkannte ſie, ich faßte ſie, ich erſtaunte nicht über ſie. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinten ſich in mir zu einem einzigen Begriff, und dieſer Begriff war die Ewigkeit. Ich verſtand das Walten der Gottheit bis in die geheimſten Triebfedern ihrer Kraft. Ich ſelbſt fühlte mich einen Theil Gottes und ſchuf mit ihm an der ewigen Wiedergeburt des Alls; denn ich empfand ſeinen Willen mit ihm zugleich, es war auch der meinige. Der Wille aber bedurfte keiner Ausführung, denn Wille und That verhielten ſich nicht mehr

zu einander wie Urſache und Wirkung; Wille, Kraft und That waren eins geworden, in demſelben Augenblicke gedacht, empfunden, ausgeführet. —

Ich hörte nicht, roch nicht und ſchmeckte nicht. Es war weder Muſik, noch Duft, weder Wärme noch Wohlgeſchmack, was mich umgab. Ein Gefühl, das alles dies in ſich zu vereinigen ſchien, und doch ein einiges, untheilbares war, durchdrang und füllte mein ganzes Weſen ſo innig, daß es mein eignes Ich zu ſein ſchien. —

Ich beſann mich, daß ich ſchwer geträumt habe von Sorgen und Mühſalen, Freuden und Thränen, Kränkungen und Wohlthaten, Haß, Freundſchaft und Liebe, und ſo viel Schmerz und Bangigkeit mir der Traum auch bereitet hatte, ſo war er doch ſchön geweſen, ſo daß ich mich vor dem Erwachen fürchtete. Durch einen heftigen, beklemmenden Schmerz war ich erwacht. Aber eine Geſtalt meines Traumes wollte mir nicht aus dem Sinn; ich fühlte einen kurzen Augenblick lang (ſo ſchien es mir, vielleicht mögen es Jahre geweſen ſein) eine Sehnſucht, eine Leere. Aber kaum hatte ich ſie empfunden, da erſchien eine Lichtgeſtalt. Wir nahten uns, und als wir uns berührten, floſſen wir zuſammen in einen Gedanken, ein Gefühl, eine Seele, ein Ich. Ich war es, der mich ſelbſt empfand, und doch war ſie es zugleich. Sie war es, die mit ihren Gedanken die Unendlichkeit, die Ewigkeit, die Gottheit in ſich ſog, und doch war ich es zugleich. Jetzt erſt empfand ich die Vollſtändigkeit, die Vollkommenheit meines Weſens. Die Scheidewand zwiſchen Sehnſucht und Gewährung war geſunken, beide vereinigten ſich zu dauernder Wolluſt. Ich war zum erſten Male ganz, glücklich, befriedigt; Luſt, Thätigkeit und Ruhe zu gleichzeitigem, harmoniſchen Daſein in mir vereinigend. —

Aber ich ſeh' dir's an, lieber Leſer, daß du glaubſt, ich lüge oder ich träume. Um dir dieſen Glauben zu benehmen, bedarf es eines Wortes. Wiſſe: ich war geſtorben.

# Linguiſtiſche Träumereien.

J'aime de tes concerts la sauvage harmonie.
*Lamartine.*

Die engliſche Sprache ſteht faſt allgemein im Rufe der Unſchönheit, ja Widerwärtigkeit im Klange. Wie kommt es doch, daß mich ein gewiſſer geheimer Zauber zu ihr hinzieht, mehr als zu jeder anderen? Es iſt nicht allein die weiſe Zweckmäßigkeit und Gekerntheit in Ausdruck und Fügung, die oft eigenſinnig ſonderbare (und freilich zieht geiſtreiche Sonderbarkeit jeden mit Einbildungskraft Begabten an) und doch ſtets treffende, bis ins Mark der Sache dringende Bezeichnungsweiſe; das Alles könnte in hohem Grade intereſſiren, aber nicht zauberiſch anlocken. Dies liegt tiefer und ich ſuche es im Klange (wenigſtens wie ich mir ihn denke), alſo gerade darin, weswegen dieſe Sprache am meiſten verſchrieen iſt. —

Von der franzöſiſchen Sprache wollen wir nicht reden. Sie iſt blos aus Höflichkeit, aus Lebensart weich und wohlklingend, blos um Anderer Ohren nicht durch harte, unverſchmelzende Töne unanſtändiger Weiſe zu verletzen. In dem Herüberziehen der Endconſonanten vor Vocalen, in der weichen Ausſprache des x u. ſ. w. merkt man dieſe Abſicht deutlich, und iſt verſtimmt, denn man vermißt den aus innerer Fülle und Uebereinſtimmung ſtrömenden Wohllaut. Der Wohlklang der franzöſiſchen Sprache iſt nur Convenienz, nicht Natur. Aber vergleichen wir z. B. die italieniſche mit der engliſchen; wohl gemerkt, nur in Hinſicht des Klanges. In der erſtern ſehe ich ein regelmäßig gebildetes Antlitz, von edler, weicher Form, üppig, ohne übervoll zu ſein, ein ſchwärmeriſch großes Auge, das ebenſowohl tief

ſchmachten, als lebhaft umherblitzen kann, ſchwellende, warme Lippen, welche die Wolluſt lächelnd umſchwebt. Es entzückt beim erſten Anblick; aber eben deshalb begnügen wir uns auch mit dem erſten Eindruck, und in ſchlaffer Luſt verſunken, geben wir uns keine Mühe weiter, den Geheimniſſen dieſes Antlitzes nachzuforſchen, wir glauben, ſie alle ſogleich herausgefühlt zu haben, und vielleicht haben wir nicht ganz Unrecht.

In der engliſchen Sprache hingegen erblicke ich ein Antlitz mit ſcharfen, ſpitzen Zügen, ohne ſchwellende Weichheit und glühendes Colorit, von etwas unregelmäßiger, ſonderbar kecker Zeichnung. Es erſcheint uns fremd, da wir ſeine eigenen Lineamente nicht ſo raſch in unſerer Einbildungskraft aufnehmen und richtig nachzeichnen können, als die eines regelmäßig ſchönen Geſichtes. Ein tiefeindringendes, faſt ſeltſames, aber nicht eben unangenehmes Gefühl ergreift uns. Wir bilden uns ein, dieſe Züge ſtoßen uns ab, und doch ſind wir durch eine unbegreifliche Macht gezwungen, immer ſchärfer und feſter darauf hinzuſehen, wie wir von dem wiederholten Leſen eines Räthſels nicht ablaſſen können, wenn uns die Auflöſung deſſelben auch eine verdrießliche Mühe dünkt. Was wir für Abſchreckung hielten, war aber nichts weiter, als geheimer Reiz und Bezauberung, denn bald werden wir gewahr, daß dieſe blaſſe, durchſichtige Wange für das Erröthen der Liebe wie des Zornes ſehr empfänglich iſt; dieſe ſchmalen Lippen können ſich ſehr wohl in edelgeſchwungene Linien fügen und die Anmuth ſtillen Freudelächelns, ſowie das leiſe Zucken tiefen Seelenſchmerzes annehmen. Auf Stirn und Naſe überraſchen uns Hoheit und Geiſt, die wir früher nicht zu bemerken wähnten, und aus den unbedeutend ſcheinenden, lichtgrauen Augen quellen Strahlen des Gefühls, flammen Blitze des raſchen Witzes und der Leidenſchaft. Die Form, in der wir erſt befremdende Unregelmäßigkeit zu ſehen glaubten, tritt nun, da wir den belebenden Geiſt derſelben erkannt, als harmoniſche Bildung vor unſere Seele, ſelbſt die ſchroffen, ſpitzen Linien erſcheinen uns weicher und reizender vom Schimmer des Gefühls und Geiſtes umfloſſen, kurz, was dem Antlitz an der Form mangelt, wird durch den Ausdruck erſetzt; und wie wir einen Menſchen oft nur deshalb liebgewinnen, weil wir ihm im Stillen ein Unrecht abzubitten haben, wie wir bereit ſind, in dem, den wir früher verkannt, alle möglichen Vorzüge und Tugenden zu erkennen und eifrig aufzuſuchen, ſo geht es uns mit dieſem Antlitz.

Da ich nicht im Sinn habe, eine regelmäßige Abhandlung zu ſchreiben, ſo will ich von dieſen allgemeinen Betrachtungen zu Einzelnheiten überſpringen, wie ſie mir zufällig in den Sinn kommen.

Beſonders verrufen iſt das engliſche th, und wir Deutſchen ſchneiden auch wirklich ſo gräuliche Geſichter, wenn wir es ausſprechen wollen, und bringen einen ſo herzzerreißenden, gewaltſamen Ton heraus, daß dem Zuhörer angſt und bange wird, wir möchten uns die Zunge verrenkt oder zerbrochen haben. Beim Engländer ſchlüpft es leicht und ſanft zwiſchen Zunge und Zähnen hindurch und bildet einen weichen, ſäuſelnden Ton, der durchaus nicht weichlich iſt, da er durch ſtärkeres Hervorſtoßen zum kräftigen Sauſen werden kann. Dieſer Klang, obgleich etwas zu oft in der engliſchen Sprache wiederholt, ſcheint mir viel angenehmer, oder doch weit weniger ſtörend, als die in der italieniſchen Sprache entſchieden vorherrſchenden, naſſen, ſchmatzenden Laute ci, cci, gi, ggi (lies tſchi, ttſchi, dſchi, ddſchi), die in vielen Worten, z. B. in bacio (l. batſchio, Kuß) an ekle Sinnlichkeit erinnern. Das Spaniſche hält ſich freier von dergleichen läppiſchen Tönen, ſeine Klänge ſinken faſt alle voll und ſtark, wie fließendes Gold, in die Seele, dafür iſt es aber auch ſo majeſtätiſch, ſo prätentiös, daß es ihm faſt unmöglich iſt, ſich ſeiner Grandezza zu entäußern, um ſich zu leichtem, anmuthigen Scherze zu ſchmiegen, zu dem das Italieniſche hingegen wieder wie geſchaffen iſt.

Wenn mir ein italieniſches Wort ſchön vorkommt, ſo weiß ich mir jedesmal die Urſache davon deutlich zu erklären. In dieſem Worte kommen die und die volltönenden Vocale vor, von den und den weichen oder kräftigen Conſonanten verbunden, alſo muß es natürlich ſchön ſein. Die italieniſchen Worte ſcheinen nur erfunden zu ſein, um ſchön zu klingen, und dieſe Offenbarheit, dieſe Abſichtlichkeit geben der Sprache den Anſchein einer etwas unverſchämten Coquette, die ihre Reize genug bloßgiebt, um üppigen Sinnenrauſch zu erregen, aber zu viel, um einen tiefen Eindruck auf die Seele zu machen. Denn die Seele des Menſchen iſt zum Forſchen geſchaffen, alſo wird das Verhüllte ſie immer eher anziehen und den Geiſt in Thätigkeit ſetzen, als das Offenkundige.

Ganz anders iſt es mit den ächt engliſchen Worten. Sie ſind unbefangen und ohne Abſicht aus dem innerſten Geiſte entſprungen. Viele derſelben könnte ich, wenn ich ſie als bloßen Klang ohne Sinn kritiſch betrachte, für häßlich erklären, und doch weht mich aus ihnen

ein Zauber an, der mich um ſo tiefer ergreift, je geheimnißvoller er iſt. So geht es mir z. B. mit dem Worte sky (l. ſkei, Himmel). Welch' eine heitere Wonne liegt in dieſem Wort! Ich will die Schönheit deſſelben zu ergreifen und zu zergliedern ſuchen, aber ich weiß im Voraus, daß ich, anſtatt auf wahre Gründe, nur auf paradoxe, ſeltſame Einfälle gerathen werde. Ein Hauptreiz des Wortes liegt wohl in dem Doppelvocal ei. Ei iſt der hellſte, heiterſte aller Doppelvocale. Deshalb haben ihn die Engländer in delight (Wonne), in ligth (l. leiht, Licht), in brigth (l. breiht, hell), deshalb haben wir ihn in dem Wort heiter ſelbſt, in der urſprünglich fröhlich ſchalkhaften Interjection: ei, ſowie in dem wildfreudigen Schlachtrufe: hei. Aber wie ſeltſam! ei und hei ſind nur durch einen Buchſtaben verſchieden und jedes dieſer Worte trägt doch einen ganz andern Charakter an ſich. Das ei in dem hei bezeichnet nur die reine Luſt ohne nähere Beſtimmung, aber das ſtark gehauchte, gleichſam über das ganze Wort hinwehende h fügt das Sauſen der Schwerter und Speere, das Schnauben der Streitroſſe, das Rauſchen der Banner hinzu. So wird aus dem harmloſen ei das wildfrohe hei. Aber im Worte sky reizt mehr, als der Vocal. Schon das vorhergehende, etwas gedehnt liſpelnde s hat mannigfache Bedeutung. Einmal gebietet es mit leiſem Klange allen Zuhörenden Schweigen, um ſie auf ein hohes, erhabenes Wort vorzubereiten. Dann bezeichnet es das ſchüchterne Zögern des Sprechenden, der nicht wagt, etwas ſo Herrliches raſch hinzuſprechen, der mit wollüſtigem Geiz das Ausſprechen verzögert, um ſich deſto länger an der Ahnung und dem Genuß des holden Klanges zu laben. Da aber ſchwillt das Herz über, der Drang des Gefühls bricht in den ſtarken, muthigen Conſonanten k aus, um ſich zu entladen, und gleich nach dieſem raſchmuthigen Anlauf ſchmilzt er in dem weichen Freudenlaut ei dahin.

Es fällt mir ein, daß wir auch für den Ausdruck des Schmerzes dieſen Vocal haben, nämlich in dem Wort: Leiden. Dies iſt ein ſchöner Zug edlen, deutſchen Zartgefühls. Wenn wir dem Unglücklichen ſeine Qual nicht anders lindern können, ſo wollen wir dieſer wenigſtens einen ſo ſanften, ſchonenden Namen geben, wie ihn unſer geliebtes Deutſch nur bieten mag, damit er nicht bei dem bloßen Namen ſchon erſchrecke, damit ſeine Seele lerne, den Schmerz ruhig und mit ſo wenig gewaltſamer Aufregung zu betrachten, als ſeine Lippe das ſchöne Wort Leiden leicht und ſanft ausſpricht. Es iſt nicht zufällig,

daß der ganze Bau dieſes Wortes auffallend an den des Wortes Liebe erinnert. Derſelbe einſchmeichelnde, zarte Anfangsconſonant, darauf ein ähnlicher langgedehnter, heller Vocal, in der Mitte ein ähnlicher weicher Conſonant, der gerade nur feſt genug iſt, um dem Worte Haltung zu geben, endlich eine ähnliche Endung mit dem ſtummen e. Dieſe Erinnerung iſt ein Troſt des Leidenden. Sie flüſtert ihm zu: du haſt nicht Alles verloren, denk' an die Liebe, die du noch im Herzen trägſt, die dir auf Erden noch Andere weihen, und iſt dein Loos ſo bitter, daß dir auch dieſe verloren iſt, ſo denk' an die ewige Liebe, die dir nie verloren gehen kann.

Welch muntere, ſchalkhafte Anmuth liegt in dem Worte girl (l. göel, Mädchen)! Ich ſehe ſie hauptſächlich in der Endung rl, in dieſem unerwarteten (und doch nicht harten, eckigen, ſondern anmuthig gerundeten) neckenden Sprunge von einem Conſonanten zu einem ganz entgegengeſetzten, in dieſem plötzlichen, lachenden Entſchlüpfen von dem Tone r, den wir feſtzuhalten glauben, zum lieblichen, gerundeten l. Ich denke mir dabei ein launiges, muthwilliges, liebes Mädchen, das das ſchnarrende, verſpottende r nur vorſchützt, damit man nicht zu tief in ihr forſche, nicht das ſanfte, allzuweiche l in ihrem Gemüth entdecke, das ſich hinterher durch alle Schwänke hindurch doch immer in dem frommen Auge kund giebt, ein eigenes Weſen, das wir, weil es jeden Augenblick anders iſt, nie ganz begreifen und doch immer lieb haben. Klingt dies Wort nicht ganz ſo wie ein von zarten Fingern geſchlagenes Schnippchen? Hingegen kann ich mir unter dem italieniſchen fanciulla (l. fantſchiulla) nichts denken, als ein überüppiges Weſen mit fetten Schenkeln, das im Stande iſt, einen Stuhl zum Seufzen zu bringen.

Welch ein kräftiges, männliches Wort iſt warrier (l. uarrier, Krieger)! Dies fühlt Jeder. Das engliſche w (dobbliu) iſt überhaupt in ſtarken Worten von außerordentlicher Wirkung. Man ſpricht es aus, indem man ein u vorhergehen läßt und dann das w über die Unterlippe, die nicht wie bei unſerem w an die Zähne geklemmt wird, ſondern frei vorgeſtreckt bleibt, hinwegbrauſen läßt.

Das Wort wind (l. uinnd, Wind) iſt eine zuſammengedrängte, ganz genaue Nachahmung der Sache ſelbſt. Man ſpreche es gedehnt aus, ſo kann man dies deutlich beobachten. In dem dumpfen u ſammelt der Wind dräuend Athem, dann bricht er mit dem ſtarken Hauch des (uneingeklemmten, aus offener Lippe geblaſenen) w los,

tönt in dem i pfeifend fort, verfängt ſich in dem engen, klemmenden n zwiſchen Schluchten oder Gebäuden, und ſtößt ſich endlich mit dem kurzen d hart an eine Mauer oder einen Fels. Ueberhaupt erkennt man in der engliſchen Sprache das an Ungewitter, Meeresbrauſen und Schwerterklang gewöhnte Seevolk (wie es wenigſtens ſonſt war), in der italieniſchen mehr eines, das von Glocken umklungen, in üppigen Träumen gewiegt unter Orangenbäumen ruht und müßig zum tiefblauen Himmel auflächelt. Im Engliſchen iſt die nachahmende Harmonie vorzüglich in den Worten, die ſich auf Meer und Sturm beziehen, anzutreffen (und zwar nicht in affectirt vollen, majeſtätiſchen, ſondern in ſchroffen, natürlichen Klängen), im Italieniſchen mehr in denen, die Bachesmurmeln, Blätterſäuſeln u. ſ. w. bezeichnen.

Aber man wird mir einwenden, daß ich nur von den wenigen ſchönen Worten der engliſchen Sprache rede, ohne der Unzahl ſchöner italieniſcher Worte zu gedenken. Freilich hat die italieniſche Sprache viel mehr ſchöne Worte, als die engliſche, ja ſie beſteht faſt nur aus ſolchen. In der engliſchen hingegen ſehen wir eine unendliche Stufenleiter vom Scharfen, Schneidenden, Verletzenden zum Milden, Weichen, Einſchmeichelnden; vom Tändelnden, Ziſchelnden, Unbedeutenden bis zum Gewaltigen, Donnernden, Erhabenen. Aber gerade hierin liegt die eigenthümliche Schönheit, das Romantiſche, der zauberiſche Licht- und Schattenwechſel der engliſchen Sprache. Wie mich dünkt, iſt es von dem Worte susurrare (das unbegreiflicher Weiſe: ſummen und: rieſeln zugleich bezeichnet) bis zum tuonare (donnern) lange nicht ſoweit, wie von drizzle (l. briſſl, rieſeln) zum thunder (l. t'thonder), und gewiß wird man im Engliſchen keinen ſo argen Verſtoß finden, als ihn die Italiener begehen, wenn ſie aus Armuth das gewaltige, volle Wort rimbombare (widerhallen) auch vom Widerhall des Nachtigallengeſangs brauchen.

Schon das macht die ital. Sprache ſehr eintönig, daß ſie gänzlich der Diphthongen entbehrt. Wie kann man die unendliche Stufenleiter von dem düſteren, hohltönenden u bis hinauf zum hellen, ſcharfen i mit den drei übrigen, einfachen Vocalen und ihren geringen Modificationen ausfüllen? — Wir Deutſchen ſind darin, glaube ich, am glücklichſten, uns mangelt keiner von den ſchönen Mitteltönen au, ei, eu, äu, ö, ä, ü, in denen die ſcharfen, entſchieden ausgedrückten Farben der Hauptvocale in lieblichen, ungewiſſen Dämmerſchein zerfließen. Aber auch die Engländer ſind hierin bei weitem reicher als

die Italiener. Und was die Conſonanten betrifft, ſo mögen die, welche das Engliſche mehr hat (th, w) immerhin ſeltſam und ſchroff genannt werden, ſie dienen doch zur Mannigfaltigkeit und heben wenigſtens durch Contraſt.

Die italieniſche Sprache iſt ein heller, lieblich gewundener, ſanftfließender Strom, von Orangenbäumen beſchattet, deren Blüthen ihn mit Düften beſchütten, und deren goldene Früchte ſich mit der klaren, wolkenloſen Bläue des Himmels in ſeinem Glanze ſpiegeln; die engliſche ein Waldſtrom, in zerriſſenen, mit überhängenden Rieſenbäumen als Hauptſchmuck winkenden Felſen entſprungen, ſich bald murmelnd durch heimliche Waldſchatten fortſchlängelnd, bald unter Ziſchen und Brauſen, Winſeln und Donnern, Sprudeln und Pfeifen, unter Tönen, die unſer Ohr betäuben und bewildern, deren Daſein wir früher gar nicht ahnten, von hohen, ſteilen Abhängen ſtürzend und unten in wilden Strudeln wühlend, bald ſich ausbreitend und als ſtiller, ſchwermüthiger See zwiſchen friſchgrünen, ſanftgeformten Bergufern ausruhend. —

Welch ein Abſtand zwiſchen Alfieri's, ſelbſt in Schrecken und Graus noch eintönigen, kalt erhabenen und dem Klange nach doch etwas weichlichen Tragödien und Shakespears Alles umfaſſender, keck und wunderbar gemiſchter Zauberwelt. Der Geiſt eines Dichters iſt immer dem ſeiner Sprache analog und Shakespear hätte nicht Shakespear werden können, wenn in ſeiner Sprache nicht die milden und ſchrecklichen Schönheiten verborgen ruhten, die der Seher, mit dem Stabe des Moſes begabt, aus der harten Rinde hervorquellen ließ.

Die Sprache iſt die Geliebte des Dichters; aber das edle Weib giebt ſich nur der feurigen Umarmung des Würdigen, Hochgemuthen hin, der erzeugt mit ihr Kinder, die mit dem Geiſt des Vaters und der Schönheit der Mutter begabt ſind. Den Mattherzigen, Niederträchtigen täuſcht ſie, wie einſt die königliche Juno den Ixion, mit einer leeren Wolke, die er ſtatt ihrer umfängt. Natürlich können hieraus nur Centauren, Ungeheuer mit Menſchengeſichtern und Pferdefüßen entſtehen.

Die italieniſche Sprache iſt faſt immer ſchön und voll, auch im gewöhnlichſten Geſpräch, aber eben dieſe Alltäglichkeit raubt ihrer Schönheit den Werth. Im Engliſchen wird man die ſchönen Klänge mehr in den Aufſchwüngen begeiſterter Dichter, in den Ausbrüchen edler Leidenſchaften zu ſuchen haben. Daß ihr der Wohlklang fehle,

kann Niemand behaupten. Nur verwechſele man nicht den äußern Klang einer Sprache, der ſich auch dem gröbſten Ohre ſinnlich und unverſchämt aufdringt, mit dem innern, geheimen Tone, der nur dem Odem des Geiſtes ſein Leben dankt und ſich nur dem kundgiebt, deſſen Seele würdig iſt, ihn zu erkennen; nur verwechſele man nicht ein buntes, ſchönfarbiges Colorit mit tiefgedachter, tiefempfundener, wenn auch weniger glänzender Farbenharmonie.

Man hat einen Ausſpruch über Sprachen, der vielleicht mehr als witzig iſt; es iſt dieſer:

Spaniſch ſpricht man mit Gott,
Italieniſch mit den Engeln,
Franzöſiſch mit den Damen,
Engliſch mit den Vögeln,
Deutſch mit den Pferden.

Gegen letzteren Vorwurf brauchen wir uns wohl nicht ernſtlich zu vertheidigen, da er gewiß nicht ernſtlich gemeint iſt. Freilich iſt das Deutſche eine vortreffliche Sprache zu den Pferden, aber ich glaube, unſere Dichter haben es zur Genüge bewieſen, daß ſie es auch zu Gott, zu den Engeln und, ich will nicht gerade ſagen zu den Damen, aber doch zum Weibe ſei. (Und ein Weib iſt mir lieber als eine Dame.)

Was den Satz von der engliſchen Sprache betrifft, ſo verſteht man ihn gewiß ganz falſch, wenn man ihn nur als Tadel auslegt, wenn man dabei nur an Sperlinge und Krähen denkt. Mögen dieſe immer dabei ſein, aber man vergeſſe auch nicht den ſchreckenden, gewaltigen Kampfruf des hochſchwebenden Aars, das ſchmachtende, tiefinnige Liebesflöten der Nachtigall, den ſeltſam ſcharfen, wie aus bunten Mährchenlanden tönenden Schrei des Papagei's, den fröhlich wirbelnden, hoch herabklingenden Jubel der Lerche, das ſchauervolle Nachtlied des Uhu's, das ſcherzende Gezwitſcher der Schwalbe, das unheimlich dumpfe, ferne Donnern der Rohrdommel, noch des königlichen Schwanes melodiſchen Sterbegeſang. In dieſem Sinne mögen wir es gern eingeſtehen, daß die engliſche Sprache Aehnlichkeit mit der der Vögel hat, und die Engländer werden mit dieſem Vergleich nicht unzufrieden ſein.

# Die lange Naſe.

## Dramatiſches Mährchen.

Vogliamo in scena por Commedie nuove
Cose grandi, e non mai rappresentate.
*Gozzi.*

### Vorwort an Friedrich von Sallet *).

Mir iſt, als hätten wir Beide dies Dein Mährchen erlebt. Theilweiſe haben wir's auch erlebt, als wir auf Römerboden ſaßen, und der luſtige Sohn des Himmels und der Erde bei uns ſaß und aus dem hölzernen Becher uns zutrank, der tolle Ritter Humor, der eben von ſeinem Ritt mit dem ewigen Juden zurückgekehrt war. Da iſt das Mährchen zur Welt gekommen, unter Lachen und Jauchzen, unter Gläſerklingen wie eine Prinzeſſin, die man mit Salven begrüßt; da haben wir es gehoben und in der Bowle Maitrank getauft, und ſahen es jeden Tag größer werden, bis ihm und uns ſeine Naſe über den Kopf gewachſen war. Süße Dämmerzeit der phantaſtiſchen Thorheit, da Du Deine junge Kraft noch an den Mohrenköpfen verſuchteſt und ihnen die Ringe aus der Naſe ſtachſt! Und doch dachteſt Du ſchon damals an ganz andere Kämpfe, an eine hehre ewige Jungfrau; ſchon damals hatte Dir, während Du Frühlingsträume träumteſt, die Freiheit ihren Brautring an den Finger geſteckt, und Du empfandeſt es, wie der alte Kaiſer am See, und kein Prieſter konnte es wagen, den Zauber zu löſen.

Ob ich recht thue, daß ich die alten vergilbten Blätter hervorſuche und auf Dein Grab lege? Gewiß! Sind's doch Blätter vom Stamme

*) Mit dieſem Vorworte leitet der Dichter Ed. Duller in No. 184 der Zeitſchrift „das Vaterland" (Jahrgang 1843, den Abdruck des Mährchens ein.

des Lebensbaumes, aus den erſten ſchwellenden glänzenden Knospen Deines Talents! Wie erſte Jugendluſt ſchauert's mich daraus an. Es iſt das Rieſeln der Quelle, die als kräftiger Strom des Humors durch öde Fluren hinrauſchen ſollte; der geſunde Muthwille im erſten Recken und Prüfen der Muskelkraft!

E. D.

---

Zimmer im königlichen Schloß zu Staarwinkel, der Haupt- und Reſidenzſtadt des Schlaraffenlandes. — König Hans von Schlaraffenland, Prinzeſſin Schnippia, ſeine Tochter, Sottisman, ein fremder Prinz, Vampyrapar, ſchlaraffiſcher Miniſter.

Hans. Aber, meine verehrteſte junge Durchlaucht, wie konnten Sie ſo unbeſonnen ſein, ſich in unſer Reich zu begeben, ohne ſich einen Paß geben zu laſſen, wodurch Sie ſich der Beſchämung ausgeſetzt haben, als Vagabund arretirt und auf dem Schube zu uns gebracht worden zu ſein?

Sottisman. O Majeſtät, habt Ihr ſie je empfunden
Die Kräfte, die uns ſo gewaltſam treiben,
Die Flammen, deren Quell nicht zu erkunden? —
Sie ließen keinen Augenblick mich bleiben,
Zu ihr hin zog's mich, wie mit tauſend Tauen,
Wie konnt' ich warten auf des Paſſes Schreiben?

Hans. Ah, ſo, ſo! Ja freilich, gewaltſame Krafttreibung; Flammen mit urkundlichen Quellen; tauſend Taue. — Von der Seite hab' ich's noch nicht angeſehen. — Ja, nun iſt mir's klar. — Aber woher kennen Sie denn meine Tochter Schnippia?

Sottisman. Thu ich ſie auch von Antlitz jetzt erſt ſchauen,
So ſah ich doch auf leichtem Traumesgrunde
Ihr Bild, mein Ideal, empor ſich bauen.

Hans. Ah ſo! Als koloſſale Statue haben Sie ſie geſehen. Sieh doch, Schnippchen, die auswärtigen Künſtler geben ſich ſchon damit ab, Dich zu erbauen. Ja freilich, da konnten Sie wohl verliebt werden. Auf die Art hab' ich die Sache noch nicht betrachtet.

Sottisman. Und nun beſchwör' ich Euch: noch dieſe Stunde
Gebt mir die Liebe, Theure, Holde, Süße;
Vereint ſie mir zu ewig feſtem Bunde.

Hans. Ja, Schnippchen, was meinſt Du?

Schnippia. Nichts, als daß dieſer hergelaufene Prinz ein elender, nüchterner, trübſeliger Tropf iſt, und Ihr ein Narr, mich noch zu fragen, ob ich ihn mag; und daß nichts d'raus wird.

Hans. Ja, von dieſem Standpunkt hab' ich das Ding noch nicht betrachtet. Hört Ihr, Durchlaucht? Sie mag Euch nicht.

Vampyrapar. Erlauben Ew. Majeſtät mir ein Wort. Ehe wir weiter gehen, wird es vonnöthen ſein, ſich vom Hauptpunkt zu überzeugen; nämlich: wie viel Apanage der Prinz zu hoffen, und wie viel Städte, Dörfer,

Feld, Wald, Unterthanen und Vieh, ihn ſelbſt abgerechnet, er der Prinzeſſin zum Brautſchatz bringt.

Hans. Ja, Miniſter, Ihr habt Recht; die Sache in dieſem Sinne aufgefaßt, habt Ihr Recht. (Mit Majeſtät.) Alſo Herr Durchlaucht Sottisman, legitimirt Euch; denn unſre einz'ge Tochter Schnippia ſoll keinen Bettelprinzen heuren je!

Sottisman. Derweil in heißem Liebesmeer ich fließe,
Begießt Ihr plötzlich mich mit kaltem Waſſer,
Nach Dingen fragend, niedrig, ſchlecht, wie dieſe.
Mein Vater iſt der König Azibaſſer,
Gibt mir pro Jahr 5000 blanke Gulden.
Sagt, kann ich da nicht leben wie ein Praſſer?
Brautſchatz bring' ich durch meines Vaters Hulden
Drei Städte, jede zu 200 Seelen,
Nebſt 7 Dörfern, alle frei von Schulden;
Darinnen Küh' und Ochſen nicht zu zählen,
Laſtthiere auch, gehörnt und lang von Ohren,
Und mich — kann Schnippia wohl beſſer wählen?

Hans. Freilich, das läßt ſich hören. Nun, Schnippchen, was meinſt Du zu den Laſtthieren?

Bampyrapar. Halt, Majeſtät! Was kann uns das Alles helfen? Ich unterſtehe mich, Se. Durchlaucht zu bitten, uns das Alles, von Ihrem Herrn Vater unterzeichnet, Schwarz auf Weiß vorzulegen. Wir gehen nicht gern von der Form ab.

Hans. Ja, Bampyrapar, Ihr habt Recht, ganz Recht in dieſer Beziehung. Ew. Durchlaucht, gebt es lieber Schwarz auf Weiß, dann kann es unſer Miniſter getroſt nach Hauſe tragen und näher unterſuchen.

Sottisman. Wie, glaubt ihr nicht, was euch ein Fürſt beſchworen?
Allein hier mögt ihr's Schwarz auf Weiß auch leſen;
Hier iſt's Papier; ich hab' es nicht verloren.

Bampyrapar. (Es unterſuchend.) Die Sache hat ihre Richtigkeit; Alles in der beſten Ordnung. Nun wär' es an der Prinzeſſin, Ja zu ſagen.

Hans. Ja, Schnippchen, nun wär' es an Dir, Ja zu ſagen.

Schnippia. Ich ſage aber: Nein, Nein und wieder Nein! und wenn Ihr und das ganze Schlaraffenland Euch auf den Kopf ſtellt.

Hans. Ja, ſeht Ihr? Sie ſagt: Nein.

Bampyrapar. Ew. Majeſtät, Es gilt hier eine Vermehrung Eures Reiches. In ſothanen Umſtänden möchte es wohl gut ſein, die Prinzeſſin zu zwingen.

Hans. Ihr habt Recht, unter ſothanen Umſtänden; darauf war ich noch nicht gekommen. Schnippchen, hörſt Du? Man wird Dich zwingen.

Schnippia. Mich zwingen? Ha, ha! macht Euch nicht lächerlich. Ihr habt keinen ſo treuen Unterthanen, der ſeine beiden Augen aufopferte, um Eure Befehle durchzuſetzen.

Hans. Ja, von dieſer Seite betrachtet, möchte es ſchwer werden.

Vampyrapar. Das kommt von der verwünſchten neuen Mode mit den Nägeln à la chinois; nun kann man nicht einmal ein eigenſinniges Mädchen zwingen.

Schnippia. Eigenſinnig, Elender?! Vater, duldet Ihr das? Laßt Ihr von dem Knechte Eure Tochter beſchimpfen? — Gleich ſetzt ihn zur Rede.

Hans. Um Gotteswillen, liebe Tochter! ihn zur Rede ſetzen! Bedenke doch, in welche Verlegenheit Du mich bringſt. (Sich mit dem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn reibend.) Sieh, jedes Ding hat zwei Seiten, und wenn man will, auch noch mehr; und von einem gewiſſen Standpunkt aus hat er Recht, denn Du biſt eigenſinnig; wohingegen im andern Sinne genommen — verzeihen Ew. Excellenz, ich meine nur von Ihrem Standpunkte aus — er etwas grob war. Anderer Seits aber auch, das Ding umgekehrt betrachtet, haſt Du ihn einen Knecht genannt; und ein Knecht iſt ein gemeiner Kerl, der Getreide driſcht und Ochſen anſpannt; wogegen ein Miniſter —

Schnippia. Das arme Volk wie Getreide driſcht und wie das Vieh anſpannt.

Hans. Um Gotteswillen, liebe Tochter, bekümmere Dich nicht um Politik; das iſt nicht Dein Feld. Du ſiehſt das von der falſchen Seite an. Ueberhaupt: heirathe lieber den Prinzen.

Schnippia. Laßt mich endlich in Ruh, ich habe meine Meinung geſagt.

Sottisman. Ha, Grauſame! des Vaters milde Bitten,
Des Reiches Wohl, die heißen Liebesthränen,
Die Deinethalben meinem Aug' entglitten,
Sie fruchten nichts bei Dir. O thörigt Wähnen!
Daß ich geglaubt: Herz wohn' in dieſen Zügen.
Vergeblich war mein ſehnend Liebesſehnen.

Schnippia. Der Unſinn wird mir zu arg. Vater, ſchick' dieſen Pinſel, dieſen Tropf fort, oder ich ſchließe mich in meine Kammer und kein Menſch bekommt mich wieder zu ſehen. (Sie läuft weg und wirft die Thür hinter ſich zu.)

Sottisman. Ein Pinſel? Ja, ich malt' ihr meine Leiden!
Ein Tropf? Weil Thränentropfen ich vergieße!
O Grauſame, von hinnen will ich ſcheiden,
Und gehn, ſo weit mich tragen meine Füße,
Verzweifelnd Dein gedenkend, Bitterſüße! (ab).

Hans. Da haben wir's, was ſagt Ihr nun, Miniſter?

Vampyrapar. Ihr ſeid Schuld an Allem.

Hans. Ich? Ja wie ſo, lieber Miniſter?

Vampyrapar. Durch Eure ſchlechte Erziehungsmethode entgeht dem Reich wieder ein großer Vortheil. Aber kommt jetzt in Euer Zimmer. Ihr habt Euch vorher unterſtanden, mich zu Rede zu ſtellen und darüber muß ich Euch einigermaßen den Text leſen. Das würde ſich hier aber nicht ſchicken.

Hans. Ja, Miniſter, in dieſer Beziehung wollen wir uns in meine innern Gemächer verfügen.

---

### Die Wüſte Kukubikkuaba.

(Prinz Gottſman tritt auf als fuhrreiſender Muſenſohn, mit einem Ranzen, worauf an Seite ein Paar Stiefeln, Ziegenbeiner, Terzerolen und einer langen Pfeife mit Meerſchaumkopf. Er zieht eine Briefſtaſche hervor und lieſt:)

„Als ich den azurblauen Purpurwellen des grünlichen Ozeans, wie erzählt, durch die goldgrünen Klauen des großen Seeadlers entronnen war, ließ mich dieſer edle, befiederte Jüngling mit der großmüthig krummen Naſe und den gleich Hoffnungsſternen hellen und gleich Rachedolchen ſcharfen Blicken, liegen und entflog, die ächzenden Lüfte mit gigantiſchen Flügeln mißhandelnd, in die goldne, duftende Sonne hinein, die ſein Neſt war und aus der ihm die ſtrahlenden Pieptöne ſeiner Jungen ſehnſuchtsvoll entgegendämmerten. Wehmüthig, und in meinen Seiten noch den liebevollen Druck ſeiner wohlthätigen Klauen auf eine etwas unſanfte, gründlaufleckahndungsvolle Weiſe ſpürend, winſelte ich ihm mein flatterndes Dankentzücken nach. Des Seewaſſers Naß in meinen Kleidern war bald hinweggeküßt durch der Sonne weithinhauchende Glutlippen. Ich ſah nun, daß ich mich in einem eigenthümlichen Klima befand; denn obgleich die Luft ſo heiß und ſüdlich aromatiſch war, daß das Athemholen den Rauſch und Wohlgeſchmack des Punſchtrinkens hervorbrachte, befand ſich doch unter den bläulichdämmernden Rieſenpalmen eine glatte, glitzernde Eisbahn, auf der ich geflügelten Fußes dahinglitt, und ſo in einem Tage etwa 360 Meilen machte. Da endete die Eisbahn in einem goldwelligen, lotosduftberauſchten, goldfiſchdurchſcherzten, wogenklangdröhnenden See von etwa zehn Meilen Breite, den ich auf dem Rücken eines liebenswürdigen, gebildeten Seekalbjünglings durchſchwamm —“ Welche Diktion! Welche Phantaſie! O Schnippia, das wird, das muß Dich rühren. Noch ein paar tauſend Meilen will ich machen, dann gebe ich meine Reiſeabentheuer in dreißig Quartbänden heraus, das muß Dich hinreißen, denn Du haſt ja kein Stroh im Kopfe, ſondern vielmehr ein Herz im Leibe. Ja gewiß, wenn Du die dreißig Quartanten alle verſchlungen haſt, dann fällſt Du mir entzückt um den Hals und drückſt den ewigen Bundeskuß der zitternden Treue auf meine unendlichen Lippen. — Doch weh mir! Welche Schwärmerei! Hat Schnippia wohl es zu merken gewürdigt, damals, als ſie mich grauſam fortjagte, daß Alles, was ich ſprach, **terze rime** waren, **terze rime**, die mir ſauer genug wurden, und wo ich einmal tauſend Taue anbrachte, die eigentlich weit beſſer auf ein Kauffartheiſchiff paſſen, als in ein Gedicht, blos des Reimes wegen? Aber ſie konnte es kaum merken; die beiden alten proſaiſchen Eſel unterbrachen mich immer auf die gefühlloſeſte Weiſe gerade am unrechten Orte und zerriſſen mir meine Reimkette. Sie war unwillig, die Kleine, und doch, im Unwillen wie himmliſch ſchön! (In ſüße Träumerei verſinkend, ſehr ſchmelzend). O Schnippia! — Schnippchen! — mein Schnippchen!

— — (Plötzlich auffahrend.) Aber goddam, maladetta! je me mourrai de falm et de soif, wenn die verdammte Sandwüſte nicht bald aufhört, durch die i am traveling déjà six semaines without eating and bying. Hätt' i nur a gebrohntnes Hohndrl hier oder a Schildkrottenpaſteten und ä Miſeräbelche oder ä Mäßche Stoff, no sarei allegro molto. Jt is aberſt ooch jahr nichts zu kriejen in deß verwetterte Loch. Na, einjahl, I will go forward yet some days. Aber was ſeh ich? Las mil maravillas! ¿ que ven los mis ojos? Pipi pupel nadu ja quamas! Durch Berlin, das mittelländiſche Meer, Firenze, Wien, London, Venetia, Frankfurt a. M., toda la España, Paris und Aethiopien bin ich gekommen, aber nirgends habe ich ſo ſchöne Aepfelbäume geſehen, als dieſe beiden. Mangeons-donc; von den Boom, deß ſeind die ſcheenſten un ooch die niederträchtigſten, denn ſe hängen ſo niedrich, deß man nich verzebens danach trachtet. Jch will mich ernen langen. (Er ißt einen Apfel; dabei fängt ſeine Naſe an zu wachſen, und wird immer größer, bis ſie zuletzt die Größe einer mäßigen Ofenröhre erreicht.) Aber wie iſt mir? Wovon wird mir das Haupt ſo ſchwer? Jſt's Schwermuth? Wovon ſinkt mir das Haupt ſo tief? Jſt's Tiefſinn? Oder wär' es gar Menſchenhaß und Reue? — Nein — entſetzlich! Welche Naſe! Wie ſeh' ich aus?! Das iſt bei Gott kein Gianettino-Geſicht! Spiegelfechterei der Hölle, es iſt meine Naſe!! O, dieſe Aepfel, warum ahndte ich nicht, daß ihr Saame von der Jnſel Elephantine hierher gekommen iſt? Drum muß ich nun zum Elephanten werden. O ſchaudervoll, o ſchaudervoll, höchſt ſchaudervoll! (Stützt ſich ſeufzend auf ſeine Naſe. Man hört ein lautes Gelächter. Sottisman, auffahrend.) Wer lacht hier? Jch glaube wirklich, ich war es ſelbſt; denn es iſt ſonſt Niemand da. O ja, jetzt wird mich jeder Eſel auslachen, warum nicht auch ich? (Abermaliges Hohngelächter.) Ha beim Teufel! wer lacht hier? (Drittmaliges Hohngelächter, worauf ſich eine maſſive Bierſtimme alſo vernehmen läßt:)

Jch bin's, der Geiſt Spcorakiſinifogulilamaquar. Der Witz war wieder 'mal gelungen; da ſitzt der Kerl mit der langen Naſe, 's iſt göttlich! —

Sottisman. Grauſamer Geiſt, Du ahndeſt nicht, welch' Elend Du bereitet!

Spcorakiſinifogulilamaquar. Nur nicht ſentimental, Du ſollſt Deinen nichtsſagenden Naſenſtummel ſchon wieder kriegen, ich wollte mir blos 'nen kleinen Jocus machen.

Sottisman. Wo biſt Du Geiſt, ich ſeh Dein nicht?

Spcorak. Ehrlich geſagt, ich habe nur einen Rock, und der wird eben von Bleſſuren geheilt, die er in der geſtrigen Prügelei bekommen hat, und da Du ein feiner Mann und Durchlaucht biſt, genire ich mich, in Hemdsärmeln vor Dir zu erſcheinen.

Sottisman. That'ſt tollern Tort, thu' denn auch den Du mir!

Spcorak. Gut, hier bin ich in meiner ganzen Liebenswürdigkeit. (Ein ſtämmiger Burſch in Hemdsärmeln mit einer confiscirten fechtenden Handwerksburſchenphyſiognomie wird ſichtbar und überreicht dem Prinzen einen Apfel vom andern Baume.) Da, Durchlaucht, fürs Erſte iſt dieſen Apfel hier.

Sottisman. Ihn eſſen? Daß nachher, wie jetzt die Naſe
Im Boden wühlt, ſuchend der Erde Kern,
Die Ohren auf bis zu den Sternen wachſen,
Verlöſchend ſie, oder verbrannt von ihnen!? —

Spcorak. Ach was! Ich bin zwar ein Lump, aber doch ein ehrlicher Kerl. Trau mir und iß!

Sottisman. Wohlan! Das Schlimmſte iſt ja doch geſcheh'n. (Er ißt, die Naſe fällt ab, wird lebendig und kriecht am Apfelbaum empor, wo ſie ſich als Zweig mit Blättern und Früchten anſetzt.)

Sottisman. Wie wird mir? lichte Wolken heben mich,
Das Naſenepos wird zum Epigramme —
Kurz iſt die Naſe, lang der Aſt am Stamme!
Im Uebrigen, gentleman, I say you a thousand thanks; ich ſalutire den gelehrten Herrn, Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen. Wie heißen Sie doch noch? Ich will mir Ihren Namen zum ewigen Andenken und behufs Reiſeabentheuerquartantenherausgabe aufſchreiben. (Zieht die Brieftaſche hervor.)

Spcorak. Ich heiße Spcorakiſinifogulilamaquar.

Sottisman. Wie?

Spcorak. Spcorakiſinifogulilamaquar.

Sottisman. Wie kommen Sie zu dieſem Namen?

Spcorak. Mein Vater wollte mich eigentlich blos Lukrinsky nennen, aber ich hatte einen Onkel, einen alten, pedantiſchen, gelehrten Zauberer, der war mein Pathe und wollte mir durchaus den gräulichen Namen geben, den er aus chaldäiſchen Folianten zuſammengeſtoppelt hatte. Mein Vater willigte ein, aus Rückſicht für den reichen Nachlaß meines Onkels, den ich dreihundert Jahr ſpäter auch wirklich erbte. In ihm befinden ſich unter andern: 1) 6 Centner des wunderſamen Pulvers, das alte Weiber jung, Recenſenten höflich und Poeten weltklug macht.

Sottisman (nachſchreibend). Etwas langſamer, wenn ich bitten darf.

Spcorak. 2) Ein Fäßchen von dem höchſt wunderſamen, koſtbaren Terpentin, der nicht nur Wanzen, ſondern, was weit mehr ſagen will, wenn ſolcher auf die Thürſchwelle getropft wird, auch Gläubiger, zu Deutſch: Pumpiers, auf ewige Zeiten vertreibt.

Sottisman. O Lieutnants- und Studenten-Terpentin!

Spcorak. 3) Sechs Stückfaß von dem überaus wunderſamen Elixir, das einem Trier'ſchen Schoppenſtecher den Durſt ſtillt.

Sottisman. Das muß wohl Blauſäure ſein.

Spcorak. Endlich dieſe beiden Bäume, den Be- und Entnaſungsapfelbaum.

Sottisman. Aber warum halten Sie ſich in dieſer öden Wüſte auf?

Spcorak. In meinem Zauberreiche hatte ich eine Hexe zur Nachbarin, eine ſehr habſüchtige, alte Dame, die eine, wie die Leute ſagten, ſchöne Tochter hatte. War das Mädchen nun wirklich in mein Galgengeſicht verliebt, oder ſpeculirte die Mutter auf mein großes Vermögen — kurz ſie verfolgten mich mit allerlei natürlichen und übernatürlichen Zaubereien und ennuyirten mich dermaßen mit thé-danse-en's, daß mir das Ding

zu toll wurde, und ich mich vor ihren Nachſtellungen incognito in dieſe öde Wüſte flüchtete. Denn ich haſſe alle Gene, und das Mädchen war mir eigentlich zu — wie ſoll ich's nennen? — zu ätheriſch, zu anſtändig; denn Ihr:

Ein ſtarkes Bier, ein beizender Tobak,
Und eine Magd im Putz: das iſt ſo mein Geſchmack.

Jetzt lebe ich am Tage hier und des Abends gehe ich in die Bierkneipen, ehe mich unter die Handwerksburſchen, trinke unſichtbarer Weiſe ihre Biergläſer aus und gebe ihnen Naſenſtüber. Dann fangen ſie an, ſich irrthümlicher Weiſe zur Rede zu ſtellen; und Du weißt, was das heißt, wenn ein Handwerksburſche zur Rede ſtellt. Zuletzt wird die Prügelei allgemein. Nun bin ich zwar ein guter Kerl, aber an ſo was hab' ich nun einmal mein Seelengaudium. Im Uebermuth miſche ich mich wohl manchmal auch ſelbſt mit hinein, wie geſtern, theile unſichtbare Schläge aus und löſe damit fühlbare Prügel ein. Aber ich habe mir die Lunge trocken geſprochen; Du nimmſt wohl nicht übel. (Zieht eine Schnapsflaſche hervor und trinkt.) Prr! 's iſt ächter Zuſel. Die feinen Liqueure ſind mir zu zimperlich. Nimmſt Du auch einen?

Sottisman. Vor Zuſel, pfui! faßt fröſtelnd Zieher mich.

Spcorak. Laß bleiben, wenn Du nicht willſt. Aber ein Geſchenk nimmſt Du doch von mir an? Schütt' allen Plunder aus deinem Ranzen, ich will ihn Dir mit Aepfeln von beiden Sorten füllen.

Sottisman. Traun, tück'ſcher Teufel, treibt Dich trunkne Wuth,
Mich meiner Manuſcripte zu berauben,
Die mir Schnippia's ſchneeweiße Hand beſcheeren?

Spcorak. Narr, das ſollen die Aepfel raſcher thun. Gib ihr nur von den Naſenäpfeln zu eſſen.

Sottisman. Die ſchöne Huldgeſtalt ſollt' ich entſtellen
Durch ſchnöde Naſentaſchenſpielerkunſt?

Spcorak. Zu Deinem Beſten. Wozu haſt Du denn die Entnaſungsäpfel? Begreifſt Du noch nicht?

Sottisman (den Gedanken ergreifend). Ich ſehe Licht, doch bin ich wie geblendet.

(Schüttet einen großen Haufen Manuſcripte aus ſeinem Mantelſack und packt die Aepfel hinein.)

Spcorak. Weiter kann ich Dir's nicht auseinandererpliziren, die Zuhörer müßten ſonſt ein und daſſelbe zweimal anhören. Hier haſt Du auch noch ein Stück Pergamen, wenn Du dich darein wickelſt, kannſt Du Dich nach Belieben in jede Art von Menſchen verwandeln; Du wirſt's brauchen. Und nun ſcher' Dich fort, die Scene iſt ſchon über 'nen Schreibbogen lang.

Sottisman. Leb' wohl, großmüthiger Geiſt; gute Zeit, je suis votre serviteur très humble, I take my leave with devotion, ho l'onore di salutarla, dobry dzeň moś pańie, tenga Vmd muy buenos dias, pitiku putikaka, Ju'n Morjen!

Spcorak. Man hört Dir's doch gleich an, daß Du ein gebildeter und viel beriſſener Mann biſt, Du ſprichſt die auserleſenſten Dummheiten in allerlei Zungen. Ju'n Morjen!

Sottisman (umkehrend). Entſchuldigen Sie, ich wollte Sie noch um eine Auskunft bitten. Nach welcher Richtung hin geht der nächſte Weg in's Schlaraffenland?

Spycorak. Der nächſte Weg geht durch die Luft in 22,4, Sekunden.

Sottisman. Was? Die vielen tauſend Meilen?

Spycorak. Komm her, Du ſollſt ihn machen. (Beugt einen Apfelbaum zur Erde, ſetzt Sottisman auf den höchſten Aſt und läßt den Baum dann los. Sottisman wird in hohem Bogen durch die Luft geſchnellt. Oben fällt ihm die Pfeife nebſt Tabaksbeutel herunter.)

Sottisman. Meine Pfeife, mein Meerſchaum! (Er fliegt ab.)

Spycorak. Hab' ich Dich doch um die Meerſchaumpfeife geprellt; das wollt' ich eben, die ſtach mir gleich in die Augen. Doch Tobig dabei; bravissimo! En ächter Dickkopf, er iſt nicht entzweigegangen. (Er ſtopft ſich eine Pfeife. Eine große ſchwarze Wetterwolke tritt auf.)

Spycorak. Guten Tag, Frau Wolke! Hat Sie vielleicht einen Blitz im Leibe, um mir die Pfeife anzuſtecken?

Wolke. Ich hab' einen, aber den brauch' ich, um einen Recenſenten todtzuſchlagen.

Spycorak. Was? Iſt Sie eine Schöngeiſterin geworden? Hat er Sie wegen eines donnernden Schlachtliedes, eines treffenden Blitzepigramms, oder einer wäſſerigen, weinerlichen Elegie verhöhnt?

Wolke. Mich nicht, aber einen armen Poeten, der iſt einer ſehr erhabnen Ode mich und alle Elemente gegen ihn aufgehetzt hat.

Spycorak. Ach was, der Kerl erſtickt doch nächſtens an ſeiner eignen Galle; geb' Sie mir den Blitz.

Wolke. Oeffnet den Deckel. (Ein Blitz zündet die Pfeife an.)

Spycorak. Dank ſchön, Madamchen. Wenn Sie einmal langnaſig am Himmel erſcheinen will, ſoll Sie auch einen Naſenapfel von mir kriegen. Adieu.

Wolke. Werde Gebrauch davon machen. A Dios! (Sie zieht ab.)

Spycorak. Nun wollen wir uns gemüthlich in unſere innern Gemächer zurückziehen. (Er wird unſichtbar. Ein Livréebedienter tritt auf und trägt die liegengebliebenen Manuſcripte auf der Wüſte hinter die Couliſſen. Die Bäume werden verſenkt, oder marſchiren ſeitwärts ruckweiſe mit Komplimenten ab.)

---

Zimmer im Schloß zu Staarwinkel. — Prinzeſſin Schnippia. Hanswurſt.

Hanswurſt. Aber liebſtes Prinzeßchen, laßt Euch beſchwören! Es gibt ja ſchöne Aepfel genug in der Welt, nur nicht dieſe eßt! Ich ſage Euch, mich ſchreckt eine böſe Ahndung, mir wird's ſo nieſerlich, ſo naſenausdehnungshaft, wenn ich ſie ſehe. Es könnte ein Unglück geſchehen.

Schnippia. Gerade die will ich eſſen, nichts Andres, und ſo lange hungern, bis ich ſie habe. Winke dem Mann, daß er heraufkommt.

Hanswurſt. Ich nicht, eher will ich ein Jahr lang ohne Schelle an der Mütze herumgehen.

Schnippia. Du Steck! (Läuft an's Fenſter und winkt.) He, guter Mann, kommt doch herauf! (Es ſpringt eine Scheibe.) Was iſt das? Eine Scheibe zerplatzt.

Hanswurſt. Wehe, wehe, wehe!

Sottisman (in einen ärmlichen Apfelhändler verwandelt, tritt ein. Für ſich:)

Sie ſeh'n, ſie ſeh'n, ſie hören, ach, ſie hören!
Und nicht zu ihren Füßen niederſinken!
An's Werk mein Kopf, hm, hm! Halt feſt, mein Herz!
Ihr meine Sehnen, altert nicht ſogleich,
Seid ſtark, wie Sehnen des Nemeer Löwen,
Tragt feſt mich aufrecht, denn vollbringen muß ich's;
Und doch, beinah iſt's gegen mein Gewiſſen.

Schnippia. Was habt Ihr da für herrliche Aepfel! Könnt Ihr mir welche davon verkaufen?

Sottisman. Nehmt dieſen ganzen Korb, ſchönſte Prinzeſſin;
Ein Wort aus Eurem Mund iſt mehr als Gold.
Die Aepfel ſind bezahlt. Wünſch' wohl zu ſpeiſen. (Ab.)

Schnippia. Danke. Der gute höfliche Menſch. Nun will ich auch gleich dran.

Hanswurſt (phantaſirend). Thu's nicht, thu's nicht! Ich bitte Dich, thu's nicht.

Schnippia. Gerade Dir zum Poſſen. (Sie zieht ein Meſſer vor.)

Hanswurſt. Thun's nit, o ſchaun's mein Kappen traurig wackeln!

Schnippia (fängt an, einen Apfel zu ſchälen. Eine große Eule fliegt an's Fenſter und zerhackt die geſprungene Scheibe). Sieh, bei hellem Tag eine Eule! Könnte man ſie nur fangen; fort iſt ſie.

Hanswurſt. Wehe, wehe, wehe!

Schnippia (zerſchneidet den Apfel). Ha, wie ſchön er duftet! (Ein großer Komet fliegt zur zerbrochenen Scheibe herein, umkreiſt die Prinzeſſin und fliegt wieder fort.) Wunder über Wunder! Ein Stern in der Stube!

Hanswurſt (ſchauerlich). Kometenſchweif bedeutet lange Naſen. — O wehe, wehe, wehe!

Schnippia (eſſend). Herrlich! Welch feiner Geſchmack!

Hanswurſt (entſetzt). Um Gotteswillen, Schnippia, Ihr ſeht aus wie ein Rhinozeros.

Schnippia. Tölpel! Wie ein Rhinozeros?

Hanswurſt. Nein, damit iſt's ſchon vorbei. Jetzt wie ein Elephant! Haltet Eure Naſe feſt, ſie läuft Euch fort!

Schnippia (ſinkt mit einem durchdringenden Schrei auf einen Großvaterſtuhl. Die Naſe wächſt mit wunderbarer Schnelligkeit dreimal um den Stuhl der Prinzeſſin, dann zur zerbrochenen Fenſterſcheibe hinaus).

Hanswurſt (zum Fenſter hinausrufend). Haltet auf, Leute! Haltet auf! Das Stumpfnäschen der Prinzeſſin hat ſich's in den Kopf geſetzt, zu de'ertiren. — Ha, freut Euch, jetzt ſtößt ſie drüben an die Häuſer, da kann ie nicht mehr fort. Weh! Sie wendet ſich an der Mauer und läuft längs er Häuſer fort, zum Thor hinaus. O meine Ahndung!

Schnippia. Weh mir! Ich fühl's, um die Stadtmauer; jetzt paſſirt ſie das Thor zum zweiten Mal, immer weiter, weh! Noch ein Mal; jetzt hört's auf. O ich Elende!

Hanswurſt. Wahrhaftig, ſelbſt mit dieſer überladnen Verzierung nehmt Ihr Euch noch allerliebſt aus.

König Hans (tritt auf). Um Gotteswillen, was ſeh' ich?

Hanswurſt. Eine Naſe, Namensvetter, auf der eine Million Naſenflüber als Grundbeſitzer exiſtiren können, ohne in Grenzſtreitigkeiten zu gerathen, und an dieſer Naſe hängt Euer Kind. O entſetzlich!

Schnippia. O entſetzlicher, als entſetzlich!

Hans. O entſetzlichiſſime!

(Hierauf folgt die Melodie des Quartetts aus dem vierten Akt der Stummen von Portici: Welch feindliches Geſchicke u. ſ. w. doch mit dem untergelegten Text: Hu hu, hu hu, hu hu hu u. ſ. w. Sopran, Prinzeſſin Schnippia; Tenore primo, Hanswurſt; Basso, König Hans. Um den Tenore secondo zu ergänzen, kann ein Sänger in ſchwarzem Frack, Hut unterm Arm und Notenblatt in der Hand, vortreten, dem Publicum ein Kompliment machen und mitſingen. Wenn das menſchliche Perſonal ausreicht, darf dies kein Eſel ſein, damit er nicht über die Naſe der Prinzeſſin ſtolpert, ſie zerreißt und ſo alle Illuſion aufhebt. Wenn das Quartett fertig iſt, mache er wieder ein Kompliment und trete ab. Bei den Trompetenſtößen der Begleitung müſſen die Prinzeſſin, der König und der Hanswurſt wechſelweiſe ſtarke Seufzer und Schluchzer ausſtoßen. Sollte da capo gerufen werden, ſo muß eine recht jämmerliche Moll-Variation in Bereitſchaft ſein. Wo Modulationen vorkommen, müſſen dieſelben zugleich durch konvulſiviſche Körperverdrehungen von den Sängern mimiſch-plaſtiſch ausgedrückt werden. Nach geendigtem Quartett ſtürzt der blutdürſtige Leibarzt herein, mit einem großen Schlachtmeſſer in der Hand.)

Leibarzt. Freude, Freude! O welch ein Fund für die Wiſſenſchaft! Welch höchſt intereſſante Erſcheinung! (Er wetzt das Meſſer am Stiefel.)

Hanswurſt. Was wetzet Ihr ſo ſcharf Eu'r Meſſer, Doktor?

Leibarzt. Die Naſe der Prinzeſſin abzuſchneiden. — Halten Sie nur ſtill, Durchlauchtige, es wird gleich vorbei ſein; Kleinigkeit! ein gelinder kurzer Schmerz, höchſtens etwa, wie man ſich ſechs Backzähne mit anderthalb Zoll langen Wurzeln ausziehen ließe; haben Sie nur keine Angſt! (Setzt das Meſſer an die Naſe der Prinzeſſin.)

Prinzeſſin (ſtößt ihn weg). Fort, ſchändlicher Meuchelmörder! Vater, Hülfe!

Hans. Ja, Hülfe, liebe Tochter! Herr Doktor, was beabſichtigen, bezwecken, erzielen, beginnen, erſtreben Sie denn mit Ihrem Mordinſtrument?

Leibarzt. Mein Gott, Prinzeßchen, ſeien Sie doch nicht kindiſch; halten Sie ſtill, es wird gleich abgethan ſein. Durchlaucht können doch nicht ſo mit dieſer Naſenanakonda ſitzen bleiben.

Hans. Ja, die Sache von dem Geſichtspunkt betrachtet, freilich, Schnippchen; Du kannſt ſo mit der Naſenkanone nicht ſitzen bleiben.

Hanswurſt. Tranchiren Sie nur, Herr Doktor, wenn's blutet, iſt's ja doch nur Naſenbluten.

Schnippia. Drei Schritt vom Leibe, das rath' ich!

Hanswurſt. Ach, Prinzeßchen, und wenn er Euch auch tauſend Schritt vom Leibe wäre, könnte er Euch doch die Naſe abſchneiden, denn Ihr wißt wohl:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Naſen längſte aber iſt die Eure.

Schnippia (zum Hofarzt, der fortwährend Abſchneidungsverſuche macht). Fort, oder ich brauche meine Waffen, und wehe Ihren Augen! Vater, er ſoll kein fürſtlich Blut vergießen; jag' ihn gleich fort.

Hans. Ja, das Ding von dieſer Seite geſehen, haſt Du Recht. Herr Doktor, Sie ſollen kein fürſtlich Blut vergießen; ich jage Sie hiemit fort.

Schnippia. Droh' ihm mit Deinem Zorn.

Hans. Ja, in dieſer Beziehung droh' ich Ihnen mit meinem Zorn.

Schnippia. Er ſoll ſich dergleichen nicht mehr einfallen laſſen.

Hans. Ja, in dieſem Sinne ſollen Sie ſich dergleichen nicht mehr einfallen laſſen.

Schnippia. Fort!

Hans. Fort, in dieſer Hinſicht! (Leibarzt geht ab.)

Schnippia. Weh! Ich fühle ein Kneipen, Klemmen und Betaſten an verſchiednen Gegenden meiner Naſe.

Hanswurſt. Laßt die Leute Euch nur auf der Naſe herumſpielen; wenigſtens kann Euch Keiner daran herumführen.

Hans. Unſre Bürgergarde ſoll ſogleich aufgeboten werden, um Deine Naſe mit einer Poſtenkette zu beſetzen, daß ſie ſicher vor allem Unfug ſei.

Schnippia. Ja, thu das, Vater; und der mir die Naſe abkurirt, den will ich heirathen; laß das bekannt machen. Aber nichts geſchnitten, nur durch innre Mittel.

Hans. Ja meine Tochter; ich gehe, um in dieſer Art und Weiſe alle Maaßregeln zu treffen. (Geht ab.)

Hanswurſt. Wie gern wollt' ich Eure Naſe auf mich nehmen, bekäme ich dafür nur einen Kuß von Euch.

Schnippia. Du weißt, ich will es nicht haben, daß Du immer plötzlich ernſthaft wirſt, wenn wir allein ſind, und ſogar von Küſſen ſprichſt.

Hanswurſt. Nun, gebt Euch nur zufrieden, es ſtünde jetzt nicht einmal in Eurer Macht, einen Kuß zu geben; denn eben ſo gut könnte man ein unter einem Hut ſtehendes Glas Wein austrinken, als unter Eurer Naſe hervor einen Kuß haſchen. Aber auch ohne Kuß nähm' ich Euch die Naſe gern ab, ſo wahr ich ein Narr bin. Aber was ſollen die verwünſchten Aepfel noch hier? Sie könnten noch mehr Unglück anrichten. (Er wirft ſie in den Kamin.)

Der Hofbeichtvater (tritt auf). Unglückliche Prinzeſſin, ich komme, um Euch zu tröſten.

Hanswurſt. Ah, gehorſamer Diener! Ein bunter Zink iſt ſchon da zum Troſt, wozu noch die ſchwarze Krähe?

Schnippia. Willkommen, ehrwürdiger Vater; ich bin ſehr elend.

Hofbeichtvater. Tröſtet Euch, mein Kind, und denkt: der Himmel legt Niemand mehr auf, als er tragen kann.

Hanswurſt. Als er tragen kann! Unverſchämter Pfaff mit Euren hergebrachten Redensarten; ſchleppt Euch nur einmal mit ſo einer Naſe herum! Dankt Gott, daß Ihr noch Kraft genug habt, Euern in Sünden erworbnen Wanſt mit Euch zu tragen. Ich bitt' Euch, Prinzeſſin, ſeht dieſen ungeheuren Bauch an, dies Vorgebirge der guten Hoffnung auf déjeuners à la fourchette, dies transportable Speiſegewölbe, dies herumwandelnde Heidelberger Faß, dieſen Begräbnißhügel von vielen hundert gebratnen Kapaunen, in den viele Tauſend verwittwete Flaſchen ihr Innerſtes ausgeweint haben, dies ewiggeſchwellte Segel, fortwährend nach dem Hafen einer wohlbeſetzten Tafel ſtrebend. Könnte man die ganze kugelrunde Geſtalt nicht als Brandbombe brauchen, die Naſe als glühender Zunder d'ran? Dieſe Naſe, auf der die Reben von Burgund und Bordeaux hochrothe Blüthen treiben, käme er mit ihr doch einmal aus Verſehen einem Heuſchober zu nahe, dann könnte man ihm den Prozeß als Mordbrenner machen.

Hofbeichtvater. Gottloſer Narr! Hier iſt meines Bleibens nicht. (ab.)

Schnippia. Wie kannſt Du Dich unterſtehen, einen heiligen Mann ſo zu beleidigen?!

Hanswurſt. Laßt ihn laufen, den Unverſchämten. Es hat mir immer an Euch mißfallen, daß Ihr fromm ſeid. Die Weiber ſind doch verliebter Complexion; ſind ſie in keinen ordentlichen Menſchen verliebt, ſo ſind ſie es, verzeih' mir's Gott, in ihren Heiland; und wenn ſie dazu nicht genug Phantaſie haben, in ihren Beichtvater, mag er auch noch ſo häßlich und ruchlos ſein.

Ein magrer Poet (tritt auf). Verzeihen Ew. Durchlaucht.

Hanswurſt. Ah, da kommt das Gegengift. Sagt mir, edle, verwitterte Lärmſtange, ſeid Ihr Sr. Hochwürden begegnet?

Poet. Ja wohl, Ew. Hanswurſtliche Excellenz, ſo eben.

Hanswurſt. Ihr müßt gut ausgewichen ſein, daß Ihr nicht an ſeiner Naſe Feuer gefangen habt. Seht, Prinzeſſin; erbarmt Euch dieſes magern Ausrufungszeichens, denn ſein Sinn iſt: ich habe Hunger! Wenn der Teufel Euern Beichtvater einſt als fetten Braten am Höllenfeuer umdrehen wird, wird er dieſen Poeten gewiß als Bratſpieß brauchen. Er ſieht ſo verſchoſſen aus, wie eine antediluvianiſche Fiſchgräte einer verloren gegangnen Rieſenfiſchart. Seht ſeine Kleider, ſeine Aermel, die Euch aus hundert ſtummen, weitaufgeriſſnen Munden um Mitleid anflehn; ſein Rock iſt ihm ſo eng über'm Leib, daß durch eine gute Mahlzeit alle Knöpfe abſpringen würden, aber tröſtet Euch, Euer Rock bleibt ganz; ſein Auge ſieht ſo ſchmachtend und weit aus, wie ein leerer Magen. Was macht Ihr da, Herr?

Poet (abgewendet, eifrig nachſchreibend). Verzeih'n Ew. Hanswurſtliche Excellenz; ich bemerke nur Einiges in mein Notizenbuch.

Hanswurſt. Ha, ha! er will das abgetragne Kleid ſeiner Phantaſie mit den herunterfallenden Lappen meiner Narrenjacke ausflicken.

Schnippia. Laß den armen Menſchen jetzt in Ruh. Was bringt Ihr?

Hanswurſt. Seit Ihr eine lange Naſe habt, ſeid Ihr viel ſanftmüthiger, als ſonſt.

Poet. Ich wollte Ew. Durchlaucht in tiefſter Devotion ein miſerables Sonett hochachtungsvoll widmen.

Hanswurſt. Ein Sonett — kurz wie ſeine Aermel; aber wenn die Verſe ſo klapprig ſind, wie Eure Gebeine, ſo matt, wie Eure Augen, ſo geflickt, wie Euer Rock und ſo inhaltlos wie Euer Magen, dann verſchont uns.

Schnippia. Leſt es.

Poet (lieſt). Ich ſah zwei ſchöne, helle Sterngebilde,
Die rechts und links der Milchſtraß' niederſchienen;
Die Milchſtraß' ſelbſt, ihr Schmuck, geſchmückt von ihnen,
Lief weit durch's ganze himmliſche Gefilde.

So geht bei Dir, Du engliſches Gebilde,
Die Naſe, Fortſetzung der beiden Mienen,
Zwiſchen den Augen, die als Sterne dienen,
Milchſtraßengleich unendlich lang und milde.

Wohl Stämme gibt's, die ſchön mit Blüthen prangen;
Wo einen, ſchlank, wie Deine Naſ' entſproſſen?
Wo Blüthenſchimmer hold wie Deine Wangen?

Wie dreifach Deine Naſ' die Stadt umſchloſſen,
Hält's Du mit zartem Zauberband umfangen
Die Herzen der, die Deines Blick's genoſſen.

Schnippia. Ich erinnre mich, daß Ihr einmal ein artiges Lobgedicht auf meine frühere, kleine Naſe gemacht habt. Ihr ſcheint Eure Anſicht über die Naſen geändert zu haben.

Poet. Ich tappte im Dunkeln, ehe das Ideal mir erſchien.

Prinzeſſin. Da nehmt. Ihr ſeid entlaſſen.

Poet. Dank, erhabne Fürſtin. (Geht ab.)

(Hier muß der Vorhang fallen, um die Prinzeſſin mit ihrer Naſe von der Bühne wegzuſchaffen. Das Publikum kann unterdeß Punſch trinken, Eis und in den obern Regionen Aepfel eſſen, die Damen coquettiren, die Stutzer lorgnettiren, die alten Herren Taback ſchnupfen, die Sentimentalen verliebte ſchmachtende Blicke verfertigen, wobei man ihnen räth, nicht gar zu dumme Geſichter zu ſchneiden. Wem's beliebt, der mag auch über Glück und Dichter raiſonniren; nur bittet man, ſich nicht mit faulen Aepfeln zu verſehen.)

---

Großer Saal. Staatsrath.

(Der König Hanf. Vampyrapar und zehn Staatsräthe an einem langen Tiſch ſitzend.)

Vampyrapar. Die Sitzung iſt alſo eröffnet, denn wir ſitzen alle hier zuſammen.

König Hans. Ja, in diesem Sinn ist die Sitzung eröffnet.

Vampyrapar. So hören Sie meinen Vortrag. Meine Herrn! Sie kennen Alle den langnäsigen Unglücksfall, der uns heut hier versammelt; aber der weise Staatsmann weiß selbst aus Unglücksfällen Vortheile für den Staat zu ziehen. Ew. Majestät wissen, daß die Finanzen seit dem letzten Balle in der äußersten Zerrüttung sind. In Rücksicht hierauf habe ich einen Entwurf aufgesetzt, wie die lange Nase der Prinzessin zur Verbesserung der Finanzen zu benutzen sei.

Hans. Ja, das ist der Punkt. Meine Herrn, mir ist in dieser Angelegenheit auch etwas in den Sinn gekommen. Glauben Sie nicht etwa, daß Hanswurst oder ein andrer Günstling mich darauf gebracht hat. Wahrhaftig nicht, ich hab' es selbst ganz allein ausspintisirt und es ist ein sehr kluger Vorschlag. Wie wär's, wenn von nun an jeder einpassirende Fremde vor dem Thor eine Einlaßkarte pro Person zu 10 Sgr., Kinder zahlen die Hälfte, einlösen müßte, die ihn berechtigte, die naturhistorisch höchst merkwürdige Nase meiner Tochter in Augenschein zu nehmen? Sind Sie nicht mit mir einverstanden, meine Herrn?

Die zehn geheimen Staatsräthe (sich sehr tief verneigend). Ja.

Vampyrapar. Wie? Sehen Ew. Majestät nicht ein, daß die königliche Würde das durchaus nicht zuließe? Daß Dero Tochter dann vor aller Welt compromittirt wäre und nie einen Mann bekäme?

Hans. Ja, Minister, Ihr habt Recht. Von dieser Seite hab' ich das Ding noch nicht betrachtet; der Vorschlag ist sehr dumm, überaus dumm; ich will's Euch jetzt nur sagen: Hanswurst hat ihn erdacht, und ich sagte ihn blos, um Euch auf die Probe zu stellen in dieser Hinsicht.

Vampyrapar. Wir sind gewohnt, von Ew. Majestät auf diese Weise auf die Probe gestellt zu werden. Aber hört meinen Entwurf, den ich in Eurem Namen aufgesetzt habe: „Da Unsre einzige Tochter Schnipria höchst wunderbarer Weise mit einer etwas ungebührlich langen Nase behelligt worden ist, so bestimmen wir hiermit:

1) Wem es gelingt, diese Nase, ohne Schneiden, blos durch innre Mittel, abzuc...iren und das weiland schöne Stumpfnäschen Unsrer Tochter unbeschadet ihrer Gesundheit wiederherzustellen, der erhält selbige (Unsre Tochter nämlich) zur Frau. Wer jedoch einen solchen Versuch macht, der ihm mißglückt, wird geköpft, wenn er nicht unverzüglich und baar die Summe von 50,000 Thalern in den königlichen Schatz zu zahlen im Stande ist." —

Hierdurch erwerben wir im Mißlingungsfall Geld, und im Gelingungsfall bekommt Eure Tochter wahrscheinlichst keinen armen Teufel zum Mann, da wegen der Lebensgefahr sich blos Reiche melden werden. Meint Ihr nicht?

Hans. Ihr habt Recht, Minister, es leuchtet mir ein. Ja, ja.

Vampyrapar. Und Sie, meine Herrn?

Die zehn geheimen Staatsräthe (sich sehr tief verneigend). Ja.

Vampyrapar. „Ferner:

2) Um die durchlauchtigste, großmächtigste (die zehn Staatsräthe verneigen sich) Nase Unsrer Tochter allen unangenehmen und schädlichen Einflüssen

der Witterung, die einen ſehr ausgedehnten und gefährlichen Schnupfen erzeugen könnten, zu entziehen, iſt es nöthig, daß

a) jeder Hausbeſitzer, der das Glück genießt, daß die durchlauchtigſte, großmächtigſte (die Superlative verweigern ſich) Naſe Unſrer Tochter an ſeinem Hauſe vorbeiläuft, binnen zwei Tagen ein waſſerabhaltendes, hölzernes Dach oberhalb derſelben anbringen läßt;

b) behufs Beſchaffung ähnlicher Dächer längs der Stadtmauer, ſowie behufs Beſchaffung eines wachsleinwandnen, mit Baumwolle gefütterten Futterals, zu dem 10,000 Ellen von den beiderſeitigen Materialien nöthig, und das die Gefahr der Erkältung unentbehrlich macht, zahlt jeder Grundbeſitzer, da der Schatz nicht hinreicht, nach Verhältniß ſeiner Beſitzungen 50, 30, 15 u. ſ. w. bis 1½ Rthlr. bis zum erſten des nächſten Monats."

Hans. Ja, lieber Miniſter, das iſt recht ſchön; aber wenn's die Leute nun nicht geben wollen?

Vampyrapar. Sie müſſen.

Hans. Ja ſo, ſie müſſen; auf die Idee war ich noch nicht gekommen. Freilich, wenn ſie müſſen, müſſen ſie; aber geſetzt, wenn ſie doch nicht wollten?

Vampyrapar. Wer nicht will, muß das Doppelte zahlen, oder wird aufgehenkt.

Hans. Freilich, von dem Geſichtspunkt aus werden ſie wohl Alle zahlen.

Vampyrapar. „Ferner iſt 3) längs der durchlauchtigſten, großmächtigſten (wie oben) Naſe Unſrer Tochter während der Nacht, außer wenn Mondſchein im Kalender ſteht, eine Beleuchtung nöthig."

Hans (erſchrocken). Aber, Miniſter, wir waren's bis jetzt immer gewohnt, ohne Beleuchtung einherzuwandeln, die Leute werden geblendet werden, woraus Augenkrankheiten entſtehen können; auch kann Unſre geheime Polizei dann des Nachts nicht mehr geheim herumwandeln.

Vampyrapar. So ſoll jeder Betrunkne über die Naſe Eurer Tochter ſtolpern und darauf herumtreten? Oder ſoll Eure geheime Polizei den Hals darüber brechen?

Hans. Freilich, in dem Sinne wird's nöthig ſein.

Vampyrapar. „Behufs Anſchaffung und Befeſtigung der dazu erforderlichen Laternen wird daher noch die Hälfte der obgenannten Summe hinzugefügt.

4) Da die Hunde die durchlauchtigſte, großmächtigſte (wie oben) Naſe Unſrer Tochter irrthümlicher Weiſe für Kalbfleiſch oder für eine Leberwurſt in folio anſehen und benagen könnten, ſo iſt bis zur Anfertigung des wachsleinwandnen Futterals allen Hundebeſitzern verboten, ihre Hunde auf die Straße zu laſſen. Wer dies Verbot übertritt, zahlt 5 Thaler.

5) Da vorauszuſehen, daß wegen der nunmehr hierſelbſt befindlichen, großen Naturmerkwürdigkeit mehr Reiſende, als ſonſt, beſonders Naturforſcher, in Unſrer Hauptſtadt einkehren werden, wodurch die Gaſtwirthe bedeutend gewinnen, ſo wird ihre bisherige Steuer um ein Drittheil erhöht.

6) Da es ſeit der Naſenverlängerung Unſrer Tochter bei den Damen und Stutzern Mode geworden iſt, lange, falſche Naſen zu tragen, ſo hat jeder Verfertiger dieſes Luxusartikels gegen Zahlung von 30 Rthlr. baar ein königliches Privilegium einzulöſen. Wer dies unterläßt, und doch beim Naſenhandel betroffen wird, zahlt das Doppelte. Iſt er dazu zu arm, ſo wird er aufgehenkt.

7) Um die königliche Würde aufrecht zu erhalten, beſtimmen Wir, daß Jeder, der ſich über die durchlauchtigſte, großmächtigſte (wie oben) Naſe Unſrer Tochter luſtig macht, als Hochverräther feſtgeſetzt wird, wenn er ſich nicht durch die Summe von 50 Rthlr. loszukaufen vermag." —

Hans. Das iſt aber zu wenig, 50 Rthlr.

Bamppraxar. Nein, wenn wir mehr ſetzen, wagt es Keiner, zu ſpotten; dann bringt das Verbot nichts ein. So können wir doch von leichtſinnigen jungen Menſchen etwas einnehmen. Ich bin am Ende. Ew. Majeſtät haben jetzt zu unterzeichnen, wenn Sie einverſtanden ſind.

Hans. Ja, ich bin einverſtanden, lieber Miniſter, immer einverſtanden.

Bamppraxar. Und Sie, meine Herrn?

Die zehn geheimen Staatsräthe (ſich ſehr tief verneigend). Ja.

---

Zimmer im Schloß.

Die Prinzeſſin, ihre Naſe, König Hans, Hanswurſt, der Leibarzt, Bamppraxar und Sottiſman mit einer Perücke, als Arzt verkleidet.

Bamppraxar. Habt Ihr aber auch das Geſetz geleſen und überdacht?

Hans. Ja, habt Ihr in dieſer Beziehung auch das Geſetz geleſen und überdacht?

Sottiſman. Ja; ich will mein Leben dran wagen.

Hanswurſt. Thut das. Unſer Galgen liegt auf dem Berge. Man hat eine ſchöne, romantiſche Ausſicht von dort oben, es iſt ein angenehmes Plätzchen, um friſche Morgenluft zu genießen.

Leibarzt. Aber wie können Sie ſich einbilden, eine ſo große Naſe durch ein ſo kleines Pülverchen abzukuriren? Ich ſehe wohl, unwiſſender Geldſchnabel, Sie ſind einer von den neumodiſchen Homöopathen; aber mir iſt's ſchon recht. Wenn Sie gehangen werden, habe ich wieder einen Cadaver zur Sektion.

Schnippia. Endlich hört auf! Ich kann's nicht länger aushalten. Her, Herr Doktor, mit Ihrem Pulver, und wenn es hilft, heirath' ich Euch noch heute.

Sottiſman. Hier, ſüße Prinzeſſin, iſt das Pulver; die Naſe wird alſobald ſich auf ewig von Euch trennen, damit ihr Euch mir auf ewig vereint. (Zur Naſe) Entnaſungsapfelpulver, thu' dein Werk.

Schnippia. Her nur! (Sie nimmt das Pulver. Die Nase fällt ab und fliegt zum Fenster hinaus.)

Alle. O Wunder!

Sottisman (nimmt die Perücke ab, knüpft den Rock auf, unter dem sein Fürstenanzug und Stern sichtbar werden, und stürzt der Prinzessin zu Füßen). Prinzessin, kennst Du mir?

Schnippia. Ja, Prinz, ich kenne Dir.

Sottisman. Du hast mir jrausam einst von Deinem Blick verbannt.

Schnippia. Ich hielt Dir für 'nen Tropf, ich hab' Dir nicht gekannt,
Jetzt hast Du mir befreit von meinem Nasenleid,
Drum, Theurer, bin ich Dein bis in die Ewigkeit.

Duetto.

Schnippia. Du mein?

Sottisman. Ich Dein!

Schnippia. Ich Dein?

Sottisman. Du mein!

Beide. Welch seliges Entzücken,
Dich an die Brust zu drücken,
O süße, sel'ge Liehihihihihi

Schnippia. hi hi hi hi hi hi

Beide. hi hi hi hi hiebe!
O wonnevolle Triehi hi hi hi hi

Sottisman. hi hi hi hi hi hi

Beide. hi hi hi hi hiebe!

Sottisman. Du mein?

Schnippia. Ich Dein!

Beide. Du mein, ich Dein, Du mein, ich Dein, Du mahahaha ha ha
ir ir 6 Töne höher
aaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaain, mein mein mein, mein mein mein, mein mein mein, meihhn meihn!

(Während dieses Duetts weinen alle übrigen Personen, der Hanswurst seine Thränen mit der Kappe trocknend, Vampyrapar, unwillig über eine Rührung, dieselbe verbergend. Der König rückt seine Krone tief in's Gesicht und schluchzt laut in die Falten seines Purpurmantels, selbst der blutdürstige Leibarzt, der sein Schnupftuch vergessen hat, zieht ein Rezept nach dem andern aus der Tasche und durchweicht es mit seinen Thränen.)

Hans. Ihr Kinder, tief gerührt geb' ich euch meinen Segen;
Mag Sottisman sich nie auf Spiel und Trinken legen,
Du, Schnippia, finde nie am Zanken ein Vergnügen,
Und mögt ihr prügelnd nie euch in den Haaren liegen!

Schnippia. Heiſſa! Ich kann mich wieder frei bewegen; mir iſt ſo wunderleicht auf einmal, ſo herrlich, mein Bräutigam, ich kann mich nicht halten, ich muß eins mit Euch tanzen. (Faßt den Prinzen und galoppirt mit ihm, indem Hanswurſt mit dem Miniſter, der Leibarzt mit dem König herumgalopiren.)

Ein Bedienter (tritt auf). Majeſtät, ich komme zu melden — Ah!

Hans. Weh Dir Unſeligem! Du haſt mich herumſpringen ſehen; Du haſt mich in einer ſchwachen Stunde geſehen. Wenn Du das je verräthſt, und mich dadurch blamirſt, hörſt Du? Dann wirſt Du unfehlbar aufgehenkt.

Vampyrapar. Ich dächte, Majeſtät, er würde unter allen Umſtänden aufgehenkt, denn es iſt ein zu wichtiges Geheimniß, das man ihm nicht anvertrauen kann.

Hans. Ja, Miniſter, die Sache in dieſem Sinne aufgefaßt, habt Ihr Recht. Hört Ihr, guter Freund? man wird Euch unter allen Umſtänden aufhenken.

Bedienter (niederſtürzend). Gnade!

Schnippia. Nein, Vater, das bitt' ich mir als Gnade aus, daß ihm kein Leid geſchieht an dieſem Tag der Freude.

Hans. Ja, in dieſer Beziehung ſoll ihm kein Leid geſchehen. Was wollteſt Du melden?

Bedienter. Die Naſe der Prinzeſſin hat ſich emporgehoben bis zum Himmel, iſt zum Regenbogen geworden und dann nach und nach verſchwunden.

Leibarzt. O unerſetzlicher Schade für die Wiſſenſchaft!

Schnippia. O Friedensbogen! ich werde alſo keine lange Naſe mehr bekommen.

Hans. Aber, liebſter Prinz, woher haben Sie dies Pülverchen?

Sottiſman. Ein Geiſt hat mir's in der Wüſte Kububigkuada gegeben.

Hans. O! Wie nennt ſich der gute Geiſt? Mein königliches Wort gebe ich, daß ich zum Dank ſeinen Namen in großen Buchſtaben von maſſivem Golde an der Wand meines königlichen Saals will befeſtigen laſſen.

Sottiſman (holt die Brieftaſche hervor und lieſt ab). Er heißt: Spceraſiſnifegulilamaquar.

Hans (wird bleich und zittert. Leiſe zu Vampyrapar). Weh, wo ſoll ich das Gold hernehmen? Ich glaubte, er würde höchſtens drei Sylben lang ſein, und gab mein königliches Wort.

Vampyrapar. Was weiter? Laßt die Buchſtaben in Holz ſchneiden und mit Goldpapier überkleben; wenn man's etwas hoch hängt, merkt's ja Niemand.

Hans. Dank, Minister. In dieser Art und Weise wird's gehen. (Laut) Nun, Kinder, ich befehle, daß jeder meiner Unterthanen diesen Namen in Zeit von acht Tagen auswendig kann. Jetzt kommt auf den Balkon, damit meine Tochter nasenabgefallner Weise das Volk begrüße. —

Ende.

# C.

# Gedichte der reifen Periode.

# Vorbemerkung.

Man wird bald erkennen, daß ich die folgenden Gedichte in dieselbe Ordnung zu bringen versucht habe, welche der Dichter selbst in der Sammlung von 1843 getroffen hat. Die Abtheilung: „Pantheismus und reife Liebe" mußte ausfallen, weil sich außer den bereits in der Sammlung abgedruckten Gedichten dieses Inhalts kein einziges im Nachlasse mehr vorfand. Die Strophe unter dem Titel: „Selbstanklage" in der zweiten Abtheilung steht im Manuscript ohne Aufschrift; es hat dieselbe erst von mir erhalten. Unter die Epigramme mochte ich das Gedichtchen nicht setzen; denn es schien mir nur in den Abschnitt „Zerrissenheit" zu passen, und an dieser Stelle mußte es einen Namen bekommen. Schon abgedruckt sind von den folgenden Gedichten: „An den Dichter", „der Wind", „der Geächtete", „der Tannhäuser" und „Camoens", und zwar in Duller's „Vaterland"; ob sonst noch vielleicht ein oder das andere in irgend einer Zeitschrift, weiß ich nicht anzugeben. Mit Bedauern muß ich noch beifügen, daß die Umstände nicht gestattet haben, neun der vorzüglichsten bisher ungedruckten Gedichte, welche in die letzte Abtheilung gehören, hier abdrucken zu lassen.

Neisse, den 31 October 1843.

Theodor Paur.

# Naturleben und junge Liebe.

## Die Lerche.

Du Lerche haſt mir's angethan!
Ich weiß nicht, wie das iſt,
Daß du auf jeder Erdenbahn
Mir über'm Haupte biſt.

Seit in des blonden Kindes Ohr
Dein helles Lied erklungen,
Iſt's doch, als ob ich's nie verlor,
Stets haſt du fortgeſungen.

Und wall' ich tief im Winterſchnee,
Vom Himmel trüb' umgraut,
Hör' ich auf einmal in der Höh'
Dein Wirbeln keck und laut.

Und bei dem Heroldsſchmettern taucht
Vor meinem Angeſicht
Des Frühlings Zelt wie hingehaucht
Empor in Blau und Licht.

Ich glaube, lieg' ich einſt im Grab,
Dann klingt in Mondernacht
Dein frohes Wirbeln noch herab,
Bis daß mein Herz erwacht.

Der ſchwarze Sargesdeckel ſteigt
Und wird zum Himmelsdom;
Manch Blüthenhaupt ſich ſchmiegt und neigt,
Badend im Düfteſtrom.

## Der verſunkne Schmetterling.

Die Welt bedecken Segenswogen,
Weit wallt das goldne Saatenmeer,
Ein buntes Segel kommt gezogen,
Leis ſchwankend über die Wogen her.

Das iſt ein Schmetterling, ein bunter,
Die Blumen ſtarben am ſtillen Ort,
Nun zieht er ſehnend die Flut hinunter,
Zu ſchiffen zu neuem Blumenport.

Die Aehrenwogen in Lüften ſchaukeln,
Es ſchwillt ſein Schwingenſegel bunt,
Und wie die Wogen ihn goldig umgaukeln,
Schauet er tief hinab zum Grund.

Da leuchtet herauf ſo zauberhelle
Die blaue Blum' in Traumesruh,
Er ſinkt in die Tiefe, die goldne Welle
Schlägt rauſchend zuſammen und deckt ihn zu.

---

## Mückenlied.

Die Mücke ſpielt im Sonnentanze,
Nichts auf der Welt iſt ihr bewußt,
Sie freut ſich nur an Glut und Glanze
Und ſinget leis vor Lebensluſt.

Sie ſinget, was ſie nie bedachte,
So wie ſie muß, und wie ſie kann.
Ob ihres Sangs ein Weſen achte,
Ob nicht, das ändert nichts daran.

Da wenig Stunden kaum vergingen,
Erſtirbt ihr Lied in Todesnacht.
Und doch hat ſie mit ihrem Singen
Ein Weltgeheimniß klar gemacht.

---

## Sphärenklang.

Ein Mägdlein ſah die Sterne an,
Kaum atmend, um zu lauſchen;
Wie aus der Höhe klang heran
Ein Singen und ein Rauſchen.

„Das ſind die Englein", dachte ſie,
„Die in dem Himmel droben
Mit Harfenklang und Melodie
Den Vater liebend loben." —

Was ſchauſt du, Mägdlein, doch empor
Zu fernen Strahlenbronnen?
Du hörſt ja nur der Englein Chor,
Die dir im Buſen wohnen.

---

## Waldverlobung.

1.

Der Jüngling lag in Waldesruh
Und hörte dem ſeltſamen Rauſchen zu,
Er lag verſenkt in Waldesluſt,
Sog glühende Düfte tief in die Bruſt,
Umweht von friſcher Lüfte Schmeicheln,
Als wollten ihn weiche Hände ſtreicheln.
Die Blumenaugen in Wonne ſchwammen,
Die Bäume ſteckten die Wipfel zuſammen,
Sie ſchwankten und koſ'ten mit leiſem Laut,
Erzählten ſich Waldmährchen traut.
Der Quell, das war der Waldesdichter,
Der ſpiegelte Alles ſtiller und lichter,
Daß rings die Waldwelt dämmernd klar
In ſeiner Bruſt zu ſchauen war,
Und ſang dabei in heller Weiſe
Von manchem Waldgeheimniß leiſe;
Es wiegten ſich Vöglein in Wonnetraum
Und wagten ſich zu künden kaum,
Daß nicht des ſchmetternden Sangs Getöſe
Das Weben des Waldzaubers löſe.
Streiflichter neckend ſchwanden und blickten,
Wo fern und ferner die Stämme rückten,
Und tief ins wirre Grün hinein
Schwand Alles in dunklem Dämmerſchein,
Wo ſich dem Blick verborgen hält
Eine unerforſchte Zauberwelt.
Der Jüngling horcht' und lauſchte trunken,
In Waldeszauber ganz verſunken;
Wie leichte Gewänder ſah er's ſtreifen
Und um die fernſten Stämme ſchweifen;
Und aus des fernſten Laubes Grün
Manch holdes Antlitz zu nicken ſchien,

Und manchmal wollt' aus fernſten Gründen
Ein leiſes Lachen ſich verkünden.
Und als im Traum die Welt ihm ſchwand,
Fühlt er ſich leis berührt die Hand,
Und als er ſchaut verwundert ganz,
Sieht er eines goldnen Ringleins Glanz,
Das fiel vom Finger ihm hernieder,
Da dacht' er an ſein Liebchen wieder,
Die er zum erſten Mal vergeſſen,
Als er in Waldestraum geſeſſen.
Und als er nach dem Ring ſich bückt,
Schnell iſt der Ring unter Blumen entrückt,
Und als er weiter dringet ein,
Verwunden ihn Waldröſelein,
Und grüne Ranken hemmen und binden,
Er kann den Ring nicht wiederfinden.

2.

Komm' ſuchen, Liebchen! Im grünen Hain
Verlor ich dein goldnes Ringelein. —
Wohl ſuchen ſie im grünen Wald,
Sie dringen durch Blumen mannigfalt,
Sie dringen tief und tiefer ein,
Da ſtechen ſie Waldröſelein
Und grüne Ranken hemmen und binden,
Den Ring wohl mögen ſie nimmer finden. —
Da weint die Jungfrau: Treuloſer Knab',
Wo iſt der Ring, den ich dir gab?
Der Jüngling ganz verwirrt zerſtreut
Der Jungfrau ſinnend die Rechte beut,
Er zieht ſie herab zu den Waldesroſen,
Zu tröſten ſie mit ſüßem Koſen.
Doch wie er ſie umſchlungen hält,
Ein leiſes Lachen fernher gellt,
Den Wald durchfährt ein Windesſtoß,
Der Jüngling ſinket tief ins Moos,
Er ſchaut mit eins einen weißen Arm,
Fühlt ſich umſchlungen feſt und warm,
Und an der Hand ſo weich und zart
Er ſeinen verlornen Ring gewahrt.
Er ſchaut ein holdes Angeſicht,
Die Locken braun, die Wangen licht,
Die Augen leuchtend wunderbar,
Wie Waldesdämmern ſo dunkelklar,
Die ſchau'n ſo liebend tief ihn an,
Daß er manch Räthſel deuten kann.

Und aus den Lippen frisch und rein
Wie rother Walderdbeeren Schein,
Fühlt er so süße Hauche geh'n
Wie glühender Walddüfte Weh'n,
Und wie Waldsäuseln tönt's daraus:
Du bist mein Bräutigam, komm' nach Haus! —
Da hat er vergessen die Liebste sein,
Sinkt tief und tiefer ins Moos hinein.
Hin blickt die Jungfrau und erschrickt,
Da ist er unter Blumen entrückt.
Sie weint und sucht und weinet laut,
Manch Blümlein verwundert auf sie schaut,
Sie dringet tief durch Blumen ein,
Da stechen sie Waldröselein
Und grüne Ranken hemmen und binden;
Den Liebsten wird sie nimmer finden.

---

## Bach und Rose.

Es zog ein Bach so träge
Durch stumme Fluren hin;
Wohl rauscht' er auf dem Wege,
Doch ohne Klang und Sinn.

Wohl grüßten Sonnenstreifen
Und Blümlein hier und dort,
Doch all das zu begreifen,
Fehlt' ihm das Zauberwort.

Da stand in Jugendfülle
Ein Röslein hold erglüht,
Die aus der schönen Hülle
Den schönen Duft versprüht.

Und dicht zu ihren Füßen,
Da stockt des Baches Lauf;
Da schaut er, sie zu grüßen,
Mit hellen Augen auf.

Das Röslein leis erbebet,
Neigt sich in holder Scheu,
Ihr Bild im Bache schwebet
Gespiegelt rein und treu.

Da, als er fühlt versenket
Das Bild in seine Brust,
War ihm mit eins geschenket,
Was nimmer er gewußt.

Es hat ihn tief getroffen
Ein Wonnezittern gleich,
Da plötzlich vor ihm offen
Der Anmuth Zauberreich.

Fort zieht er durch die Auen,
Das Bild verlor er nie;
Ein Dichten ward sein Schauen,
Sein Rauschen Melodie.

Er weckt mit Wunderklängen
Ringsum den Widerhall,
Ihn grüßt in Wechselsängen
Erstaunt die Nachtigall.

Der Himmel blaut hernieder,
Die Wolken zieh'n vorbei,
Es schwanken hin und wieder
Die grünen Zweige frei.

In ihm muß sich's verschönen
Zum zauberhellen Bild,
Das deutet er in Tönen
Dem lauschenden Gefild.

Und, daß ihr ganz verstehet
Des holden Mährchens Sinn:
Mit tausend Grüßen gehet
Zu meinem Liebchen hin.

---

## Das Bett des Rheins.

Das laß ich ein prächtiges Bette sein,
Darin sich schwingt der Vater Rhein.
Behaglich lehnt er die Ellenbogen
Auf grünen Teppich, der rings ihn umzogen.
Und hoch des Bettes Säulen ragen
Von edlem Gestein emporgetragen,
Dran sieht man viel stolze Schlösser mit Prangen
Als kunstreich gothisches Schnitzwerk hangen.
Geschmückt ist das Bett mit Waldeszweigen,
Die Kühlung fächelnd leis sich neigen,
Und reich gepupt mit grünen Reben,
Die über dem Alten flüsternd schweben
Und Düfte streuend leis sich schaukeln,
Daß ihn gar zaubrische Träum' umgaukeln.
Und über die Säulen spannt sich hin

Der blaue Himmelsbaldachin,
Und Alles, was da ragt und ſchwebt,
Iſt glänzend mit goldnen Strahlen durchwebt,
Die wirkte drein mit hohem Sinn
Die Sonne, des Himmels Goldwirkerin.
Und hebt ſich leis des Alten Bruſt
Und athmet er ruhig in Schlummerluſt,
Da naht ihm ein Mädchen wohl manchesmal,
Die neigt ſich über des Bettes Rand,
Schaut mit des Auges Zauberſtrahl
Dem Alten ins Antlitz unverwandt,
Daß es ihn oft ſchon Wunder genommen,
Woher ſo lichte Träume gekommen,
Und haucht ihn mit ihrem Odem an,
Daß er es nimmer deuten kann,
Was ihn im Schlaf ſo ſüß mag umweh'n,
Denn Reben duften nicht alſo ſchön.
Das Mädchen kenn' ich. O Vater Rhein,
Möchte wohl an deiner Stelle ſein.

---

## Erinnerung.

Ade, ihr Bergeshöh'n
Mit friſchem Waldesweh'n,
Von ſchroffen Hängen umgeben,
Dran kecke Burgen ſchweben,
Ich muß nun von euch geh'n!
Doch bleibt ihr ohne Wanken
Als hohe kühne Gedanken
In meiner Seele ſteh'n.

Ade, du Vater Rhein
Mit deinem grünen Schein,
Mit deinen brauſenden Wellen,
Die ſangesmächtig ſchwellen,
Es muß geſchieden ſein!
Sollſt fort und fort mit Schallen
Durch meine Seele wallen
In deutſchen Melodei'n.

Ade, du goldnes Licht,
Das durch die Bläue bricht,
Mit glühenden Jugendſtrahlen
Den alten Rhein zu malen,

Ach! dein vergeß' ich nicht.
Du hellſt mit Zauberſchimmer
Nun meine Seele wohl immer,
Verklärſt ſie zum Gedicht.

Ade, ihr Reben grün!
Mit eurer Düfte Glüh'n
Verheißt ihr goldne Wellen,
Die euch nun bald entquellen
Und alle Welt durchſprüh'n.
Ihr ſollt mit leiſem Schwanken
Als grüne Hoffnungsranken
In meiner Seele blüh'n.

Ade, ihr Aeuglein klar,
Die mich bezaubert gar!
Wie ich euch mußte meiden,
Mein Herz ſo voll von Leiden,
Mein Aug' voll Thränen war.
Als holde Stern' umſchwebt ihr,
Als lichte Träum' umwebt ihr
Mich immer immerdar.

Im Sand ſitz' ich zur Zeit;
Was aber trag' ich Leid?
Seh' goldne Fernen ragen
Und hör' ein Wogenſchlagen
Vom Rheine ſo weit, ja weit.
Seh' grüne Reben blinken
Und holde Aeuglein winken
Vom Rheine ſo weit, ach weit!

# Zerrissenheit.

## Des Dichters Seele.

Ich ſing' euch eine Mähre von reicher Zauberwelt,
Die Wunder kennen Wen'ge, die ſie umſchloſſen hält.
Da bauen kühne Schlöſſer, ſeit grauer Zeiten Lauf
Zertrümmert und zerfallen, ſich glänzend wieder auf.
Die kecken Zinnen ragen im hellen Sonnenſtrahl,
Der Becher Feſtgeläute erklingt im hohen Saal,
Da greift in goldne Saiten der Sänger hoch entzückt,
Es lauſcht die hohe Jungfrau, die ſinnend niederblickt;
Und rüſtige Geſtalten zieh'n aus dem hohen Haus
Auf edlen, wilden Roſſen zum fernen Kampf hinaus.
Es klingen hell die Schwerter, es ſpalten Helm und Schild
Und manche heiße Quelle des edlen Blutes quillt.
Doch tief im grünen Thale, an ſpiegelklarer Flut
Auf weichem Blumenteppich der Friede lächelnd ruht;
Da ziehen Flötentöne ſanft durch den Himmelsraum,
Daß ſelbſt die ſtille Welle erbebt in Liebestraum;
Da reifen goldne Früchte an reichbegrüntem Stamm;
Es küßt in ſtiller Laube die Braut den Bräutigam.
Doch fort aus hellem Schimmer in kühle Waldesnacht!
Da ſchlummert alles Leben, auf daß der Geiſt erwacht.
Der ſingt dem alten Gotte ein Loblied ſtill und rein,
Die hohen Wipfel ſtimmen mit leiſem Rauſchen ein.
Und dort in ſtiller Hütte wohnt ein ehrwürd'ger Greis,
Der Vieles ernſt und freundlich dir zu erzählen weiß.
Was tief im Schooß des Berges der Felſenquell erſchaut,
Hat er dem Alten Alles leiſplätſchernd anvertraut.
Wie dort in goldnen Erzen gefangen liegt das Licht,
Mit ſtiller Glut ſich mühet, doch nie zu Tage bricht.
Es häuft der flinke Kobold Demant und edlen Stein,
Denn auch die dunkle Tiefe hat lichten Sternenſchein;
Und Zwerge ſchüren ämſig erzeugend Feuer an,

Daß droben Kraut und Blume ſich friſch entfalten kann.
Und weiter ſpricht der Alte, wie in der Blüthe Bruſt
Von Frühlingshauch umkoſet ſich regt der Liebe Luſt.
Das ſagten ihm die Düfte; zwar zieh'n ſie ohne Klang,
Doch drinnen fühlt der Seher geheimer Sehnſucht Drang.
Was träumend in der Puppe der Schmetterling gedacht,
Lieſt er in bunten Zeichen auf ſeiner Schwingen Pracht.
Er kennt des Vogels Sprache, verſteht gar wohl den Sturm,
Erzählt von allen Dingen, vom Adler bis zum Wurm.
Doch auf zur Himmelsbläue, zum heil'gen Sternenlicht
Schaut er entzückt und betet, und redet länger nicht.
Und wie du weiter wandelſt, horch! eines Hornes Klang!
Wie er ſo lieblich lockend fernher durchs Grüne drang!
Es faßt dich heißes Sehnen, du folgſt dem Schalle nach —
Horch! wieder klingt's. Es tönet das Laub erbebend nach.
Bald ſchwindend, bald ſich kündend, hält es dich neckend feſt,
Gleich einem wilden Mädchen, das gern ſich fangen läßt,
Doch immer weiter fliehet in holder Neckerei,
Daß dein Umarmen feſter, dein Kuß dann heißer ſei.
Fort durchs Gewirr der Zweige; hin wo der Klang erſchallt!
Doch ſieh! nun ſtehſt du zögernd an dunklem Felſenſpalt,
Draus tönt es leis und ferne, kaum hörbar deinem Ohr,
Doch allgewaltig mahnend: hinein ins dunkle Thor!
Bald ſcheuchet ſanfter Schimmer die tiefe Felſennacht,
Bis Alles glänzt und leuchtet in wunderſamer Pracht.
Sind's Sterne, ſind's Cryſtalle, iſt's ſeltner Blumen Zier,
Die wunderſam ſich ranken von allen Seiten hier?
Und durch den Zauberſchimmer tönt Harf' und Liederklang,
Iſt's Liebesglut, iſt's Andacht, die ſolche Lieder ſang?
Und plötzlich, ſchau, umfließet dich glorreich Himmelslicht,
Wie nur der Traum es ahnet, ſo hell, doch blendet's nicht.
Es ziehen Weihrauchdüfte durch den Cryſtallenſaal,
Auf feſtlichen Altären erglänzt der Flamme Strahl.
So ſtark, wie Liebesſehnen, wie Sternenſchimmer hell,
Bis an der Wölbung Gipfel ſpringt dort ein friſcher Quell,
Bis er wollüſtig taumelnd ins Bett zurückefällt,
Und rings an ſeinem Rande, welch' üpp'ge Zauberwelt!
Da tanzen ſchöne Jungfrau'n, in holde Reih'n geſchmiegt;
Wie ſchön ſich jede Regung zum ſchönen Gange fügt!
Es flattern die Gewänder und zeigen ohne Geiz
Bei jeder neuen Wendung dir einen neuen Reiz.
Mit zwiefach feſtem Zauber umſtricken ſie den Sinn,
Bald klug und keuſch verhüllend, bald freundlich gebend hin.
Und ob ſo viel des Schönen auch deinem Blicke frei,
Doch darfſt du nur errathen, wie ſchön das Schönſte ſei.

Und hoch auf goldnem Throne da ſitzt die Königin,
Nicht blickt von ihrer Stirne der ſtolze Herrſcherſinn,
Allein es ſpricht das Lächeln, das ſanft die Lippe ſchwellt,
Faſt ſchüchtern, aber ſiegend: mein iſt die ganze Welt.
Wie ſchön ſie iſt, das ſaget euch keines Liedes Schall,
Selbſt nicht die Wunderklänge der ſüßen Nachtigall;
Denn wißt: es iſt Frau Venus. Zu ihren Füßen liegt
Der edle Herr Tannhäuſer liebkoſend angeſchmiegt.
Er lehnt die heiße Wange feſt an der Göttin Knie,
Mit ſeinen goldnen Locken ſüßlächelnd tändelt ſie
Und lauſcht den Lautentönen, dem ſüßen Minneſang,
In den er, trunknen Blickes, aushaucht der Liebe Dank.
Vom ſonnigen Olympos, von ihrem goldnen Thron
Verſtoßen und vergeſſen war ſie, wie lange ſchon!
Bis ſie ein deutſcher Sänger tief innen wieder fand,
Nun eint ihn mit der Göttin ein ewig Liebesband.
Gelockt, wie ihr, vom Klange, kam er zum ſchönen Ort,
Ihr bliebet wonnetrunken, wie er, wohl ewig dort —
Doch ſieh! im Nu verſchwunden der Zauberglanz umher,
Wir ſteh'n auf hohem Felſen, tief unter uns das Meer.
Schau, wie ſich unten ſchäumend am Riff die Brandung bricht,
Du ſiehſt ihr wildes Toben, du hörſt ihr Donnern nicht,
So ſchauet der Gedanke ſtill von des Aethers Höh',
Tief unter ihm verhallet des Herzens Kampf und Weh.
Doch dorthin, wo der Hafen ſich ſtill ans Ufer ſchmiegt,
Kehrt eine Kriegesflotte, von Wogen ſanft gewiegt.
Du ſiehſt in ihr, wie furchtbar ſie in der Schlacht auch ſchien,
Nur bunte Waſſerkäfer, die harmlos wimmelnd zieh'n.
Doch wie in weite Fernen das Meer ſich breitet, ſchau!
So ſtill, ſo tief, es blicket aus ihm des Himmels Blau.
Es ruhet wie ein klares, ſtillſehnendes Gemüth,
Das in die eignen Tiefen den ganzen Himmel zieht.
Und drüben majeſtätiſch, doch mild die blauen Höh'n,
Weil ſie ſo fern, ſo ferne, darum ſind ſie ſo ſchön!
Sieh mild die Abendröthe auf ihren Gipfeln glüh'n,
Wie Ahnung eines Jenſeits, mich will's hinüber zieh'n! —
Ha! Sehnſucht ſchaffet Wunder, wo ſie ſich mächtig regt:
Es naht ein Schwanenwagen, der uns hinüber trägt.
Wir ſchweben durch den Aether ſchnell wie des Lichtes Blick,
Der Flügelſchlag der Schwäne umrauſcht uns wie Muſik.
Dort lachen grüne Inſeln, die ſtill das Meer umflicht
Und ſie mit neid'ſcher Liebe der ganzen Welt verſchließt.
So hält der Traum die Seele geheimnißvoll umwebt,
Wenn ſie, entwandt dem Leben, in Zauberhainen ſchwebt.
Dort taucht die ſchöne Meermagd hervor mit naſſem Haar,

Es tönt ihr Sang voll Wehmuth, ſo lockend, wunderbar!
Tief ſchimmert von Cryſtallen ihr Schloß im Meeresgrund,
Geſchmückt mit ſeltnen Perlen, Korallen ſchlank und bunt,
Da kann ſie ruhig walten als Meereskönigin,
Doch ſeufzet bang nach Liebe tief unten auch der Sinn.
Sieh, wie das Ufer unten mit weichgebognem Arm
Die Woge ſcheint zu drücken an ſeine Bruſt ſo warm,
Vom friſchbegrünten Strande wallt ſüßer Blüthenduft,
So rein, doch wolluſtglühend, hoch bis in Aetherluft.
Den hat als Opferſpende das üpp'ge Zauberland
Den zeugenden Gewalten der Gottheit aufgeſandt.
Es ſtrebt die ſchlanke Palme hoch auf in rein're Höh'n,
Im Himmelslichte badend die Krone friſch und ſchön,
Dort rieſenhafte Stauden, ſtillgrünend wie im Traum,
Du magſt ein Kindlein legen in ihres Blattes Raum,
Dann ſchließt die grüne Wiege ihm über'm Haupt ſich zu
Und wiegt es, leiſe ſchwankend, in weiche, ſel'ge Ruh.
Doch wo ſo lieblich plätſchernd vorübereilt ein Bach
Und Dattelbäume ſchatten ein kühliges Gemach,
Da ſitzt auf buntem Teppich gar ernſt ein bunter Kreis,
Auf Einen alle horchend, der viel zu ſagen weiß.
Von dem metallnen Roſſe, das durch die Lüfte fliegt,
Von einem fernen Thale, das voll Demanten liegt,
Vom ſtarken Vogel Rock auch, der Elephanten trägt
Leicht durch die Luft und Eier, ſo groß wie Häuſer legt,
Von dem Magnetenberge, der mit geheimer Macht
Anzieht des Schiffes Nägel, daß es zerſplitternd kracht,
Und Vieles noch erzählt er. Hör' ihn begeiſtert ſchrei'n,
Es flammt ſein ſchwarzes Auge, es regt ſich Arm und Bein.
Doch mag er ſchrei'n und werfen die Hände auf und ab,
Die Andern ſind verſteinert und lautlos, wie das Grab.
Die Beine ſtolz gekreuzet, viel Tiefſinn im Geſicht,
Die Augen blitzen feurig, doch regen ſie ſich nicht.
Kein leiſes, flücht'ges Nicken hoch an des Turbans Zier
Bezeugt, daß ſich noch Odem und Leben rege hier.
Ja ſelbſt im langen Barte, der bis zum Gürtel reicht,
Beweget ſich kein Härlein. Nur ſelten öffnet leicht
Kaum merklich ſich die Lippe und zieht aus langem Rohr
Gar leichte, duft'ge Wölkchen mit tiefem Ernſt hervor.
Ob auch in goldnen Schalen der Scherbet Kühlung winkt,
Verſenkt in tiefes Sinnen ſind Alle, Keiner trinkt. —
Doch von den weißen Gipfeln der Marmorberge flammt
Vom Altar heil'ges Feuer, hinauf, woher es ſtammt.
Die frommen Gebern ſtehen in glühendem Gebet,
Nachblickend ſtill der Sonne, die purpurn untergeht.

Ihr reinen Lichtverehrer, was heilig ihr erkannt
In fernen, grauen Zeiten, iſt jetzt als Wahn verbannt.
Der Gottheit Kleid und Weſen iſt reines, heil'ges Licht,
Das glauben und begreifen lichtſcheue Eulen nicht. —
Doch ſieh im Abenddunkel, was glänzet dort von fern?
Auf kühner, ſteiler Höhe, hell wie der klarſte Stern?
Ihr Schwäne fort! Welch Blitzen, welch allgewalt'ger Glanz!
Ein mächt'ges Schloß erhebt ſich aus einem Demant ganz.
Wie tauſend Himmelsblitze trifft es das Auge ſcharf,
Bis auf ſmaragdnen Fenſtern es Ruhe ſuchen darf.
Es öffnet ſich die Pforte von glühendem Rubin —
Laß zu dem goldnen Throne des mächt'gen Herrn uns ziehn!
Es iſt ein alter Zaubrer, der Salamonis Ring
Und aller Geiſter Herrſchaft zum Erbtheil einſt empfing,
Ehrwürdig anzuſchauen, an ſeiner Seite lind
Das ſüßeſte der Wunder, ſein holdes Feenkind.
Horch, durch die lichte Halle bebt leiſer Harfenton,
So ſüß, ſo allgewaltig, dem Paradies entflohn.
Melodiſch zieh'n die Lüfte dort ſäuſelnd durch den Hain,
Und Blumenſilberglöckchen erklingen hell darein. —
Doch ſpäh'ſt du auch vergebens, woher wohl die Muſik,
Es zeigen leichte Tänzer ſich deinem trunknen Blick.
Wie Roſenblätter ſchwebend, ſo luftig, zart und fein,
Wie nur der Traum ſie zeichnet in flücht'gen Gaukelei'n.
Hat wirklich ſich dem Auge ſo Liebliches entdeckt?
Hat es der Geiſt im Träumen zu ſchaffen ſich erkeckt?
Hoch in der Luft beweget ſich flüchtig Paar an Paar
Und Ariel der Schöne führt an die Geiſterſchaar,
In Reihen ſchön verſchlungen, bald ruhig ſchwebend hin,
Bald durcheinandergaukelnd, verwirrend Aug' und Sinn.
Der alte Zaubrer lächelt beim anmuthreichen Tanz,
Er winkt mit goldner Ruthe, da theilt ſich ſchnell der Glanz:
Schnell ſiehſt du Einen dahin, den Andern dorthin flieh'n,
Wie goldne Abendwölkchen fort in die Bläue zieh'n.
Und wie aus ſchönen Augen ein tiefer Liebesblick
Den Buſen macht erzittern in wonniger Muſik,
Die leiſer ſtets ertönend in weichem Ton verklingt,
Daß ſchöner als das Tönen dich ſel'ge Ruh durchdringt —
So leiſer, immer leiſer erſtirbt der Zauberklang,
Doch lauſchet der Erinnrung das ſel'ge Herz noch lang'. —
Noch viele holde Wunder hegt meine Zauberwelt,
Nie könnt' ich euch verkünden, was Alles ſie enthält.
Wohl zögt ihr gern hinüber ins ſelige Gefild
Und ſchautet Alles ſelber, was lieblich, groß und mild —
Doch halt! eh' noch der Zauber euch nimmt in feſten Bann,

Ein ernſtes Wort der Warnung künd' ich euch traurig an.
Denn wißt, es giebt auch Strecken in meiner Zauberwelt,
Wo heiße Winde tödten, wo gift'ger Regen fällt.
Und wo die grauen Weiden am öden Sumpfe ſteh'n,
Da könnt' ihr Nachts Geſpenſter voll Tücke lauern ſeh'n.
Wenn einmal euch ihr Anblick das Haar emporgeſträubt,
Krankt ihr an Todesfröſteln, das ſtets im Herzen bleibt.
In heißen Wüſten ſenget der todte, fahle Sand,
Es lechzt das Herz vergebens nach einem ſchönern Land,
Und in zerriſſnen Bergen gähnt mancher Abgrund tief,
Hörſt du die Stimme unten, die ſchrecklich mahnend rief?
Es ſtürzet jäher Schwindel kopfüber dich hinab,
Du fühlſt zerſchellt die Glieder im ſchwarzen Höllengrab.
Und eine kalte Schlange umkriechet dein Gebein
Und frißt mit gift'gen Biſſen ſich tief ins Herz hinein.
Wo dort die grüne Rebe auf ſanftem Hange lacht,
Horch! wie's im Schooß der Erde unheimlich dräuend kracht.
Der Berg bricht auseinander und ſpeiet Höllenglut
Und ſchleudert bis zum Himmel in trotz'gem Uebermuth.
Ob auch der Himmel donnert, ob auch die Flamme bleicht,
Sie ſendet tiefes Dunkel, indem ſie grollend weicht.
Ein nächt'ger Aſchenregen ſinkt auf das blüh'nde Land,
Bis ſeine bunte Fülle in Todtengrau verſchwand.
Wo Dörfer freundlich winkten, wo Alles friſch und grün,
Wird jetzt der Strahl der Sonne umſonſt belebend glüh'n.
Ein öder Aſchenhaufe, ſo weit das Auge blickt,
Hat, wie ein Alp, das Leben der grünen Flur erdrückt.
Was innen tief getobet, die wilde, grimme Kraft
Hat in der Weltvernichtung ſich Sättigung geſchafft.
Die Zauberwelt, o flieht ſie, hört ihre Wunder gern,
Doch blickt nur ſcheu hinüber und haltet ja euch fern,
Und wollet nie durchdringen, was Alles ſie enthält;
Denn wißt: des Dichters Seele — das iſt die Zauberwelt.

---

## Erdenliebe.

Wie ſo treu du, Mutter Erde,
Alle deine Kinder pflegſt,
Sie zu ewig jungem: Werde!
An dem warmen Buſen hegſt!

Stolz und liebend hält die Eiche
Dich mit ſtarken Armen feſt.
Nichts, das ihr an Fülle gleiche,
Da ſie deine Bruſt nicht läßt.

Mit der Kraft, die du geſpendet,
Grünt und ſtrebt ſie himmelan,
Bis zum blauen Aether ſendet
Sie der Mutter Ruhm hinan.

Deinem Schooße kaum entſprungen,
Kehrt der Quell zu dir zurück,
Hält die Mutterbruſt umſchlungen
Und von Liebe glänzt ſein Blick.

Aber zarter noch und linder
Steh'n die Blumen lächelnd da,
Deine jüngſten, liebſten Kinder,
Deinem Herzen, wie ſo nah!

Auf zum Lichte blickend trinken
Sie den heil'gen Strahl mit Luſt,
Doch mit leiſem Schwanken ſinken
Sie zurück an deine Bruſt.

Auf mich ſchau'n ſie, ſtille blühend,
Dir am Herzen lieg' ich hier;
Liebe fordernd, ſehnſuchtglühend,
Mutter, dräng' ich mich zu dir.

Bin ich nicht von deinem Stamme?
Ach! vergaßeſt du den Sohn?
Deine heil'ge Lebensflamme
Fühl' ich jedes Glied durchloh'n.

Möchte mit den Eichen ſproſſen,
Möchte mit den Blumen blüh'n,
Hielte gern dich feſt umſchloſſen,
Fühlend deines Buſens Glüh'n.

Doch des Herzens mächt'gem Schlage
Bleibt der Mutterbuſen kalt,
Und ich weine hier und klage,
Aber ſtill bleibt Flur und Wald.

(Aus der ungedruckten Novelle: „Kontraſte und Paradoxen.“)

Aus eines hohen Königs Kron'
Fiel in den Koth ein Edelſtein;
Er hat es längſt vergeſſen ſchon,
Daß er einſt gab ſo lichten Schein. —

Ich weiß: ich hört' einſt einen Sang,
Und nach dem tanzte Welt und Herz;
Jetzt ſinn' ich lang' und dumpf und bang
Und find' es nicht. Das iſt mein Schmerz.

Ich wußt' einmal ein hohes Wort,
Das Gott beim Welterſchaffen ſprach;
Jetzt forſch' ich in der Sprache Hort
Und ſuch' umſonſt dem Worte nach.

Ich war einmal ein heller Stern,
Durch Sonnen ſchlang ſich meine Bahn;
Das war ein Traum; doch träumt' ich gern.
Nun will er nimmer mich umfah'n.

Jetzt geh' ich auf zwei Beinen hin,
Könnt' eben auch auf vieren geh'n;
Auf Futter richt' ich meinen Sinn
Und bin wie And're anzuſeh'n.

Ich wollt', ich wär' ein weißer Schwan
Und ſchwämm' hinein ins Abendroth,
Und ſänge leis auf meiner Bahn
Und ſänge laut und ſänge mich todt.

Vielleicht, wenn ich mich ſelbſt verlor,
Dann fänd' ich wieder, was mir fehlt;
Vielleicht taucht dort ein Stern empor,
Wenn hier ein Herz ſich todt gequält.

---

„Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.“

Fürwahr, o Gott, ſchlimm haſt du's eingerichtet,
Daß in der Kindheit roſ'gen Dämmerfernen
Uns Himmelsglanz die dunklen Träume lichtet
Und wir von Engeln Unſchuldſpiele lernen.

Wer, leiſe ahnend, ſpät noch fühlt ein Grüßen
Vom Licht, das freiheitſtrahlend ihn umfloſſen,
Wer noch zu ſchau'n glaubt jenen Blick, den ſüßen,
Der hellbeſchwingten himmliſchen Genoſſen:

Wie ſoll der athmen in des Lebens Engen,
Die ihn wie Kerkerwände dumpf umziehen,
Was fühlen, wenn verwirrend ihn umdrängen
Die niederträchtigſten Phyſiognomieen?

Beraubt Erinn'rung ihn nicht jeden Troſtes?
Einſt ſah er liebe, kindliche Geſtalten;
Soll er ein Fratzenvolk, ein dummerboſtes,
Nun nicht für eine Heerde Beſtien halten?

Und doch iſt's Pflicht, ſelbſt in verworfnen Mienen
Der Gottheit Abbild noch herauszuſchauen,
Aus ſchuttbedeckten, kothigen Ruinen
Den Tempel Gottes wieder aufzubauen.

---

## Proſa in Verſen.

O laß mich ſingen! — Himmel! laß das bleiben!
Du kannſt nicht ſingen, Freund, kannſt höchſtens ſchreiben.
Bei deiner ſchauderhaften Stimme Schall
Von dannen liefen dir die Leute all'.

Doch dichten will ich! — Guter Freund, mit nichten!
Haſt's nicht ſtudirt? Erfinden nur heißt dichten.
Du aber ſchreibeſt nur, ich wette drauf,
Was irgendwo du laſeſt anders auf.

Mein Herz, du fühlſt! — O ſtill, ſei drum gebeten!
Dir iſt in's Herz längſt das Gehirn getreten.
Haſt am Gefühl ſo lang' herumgedacht,
Biſt du zuletzt dich um's Gefühl gebracht.

O Gott! — Wie darfſt du dieſen Namen nennen?
Fühlſt du dein Herz von Gottesliebe brennen?
Schweig' ſtill! du biſt ein flacher Pantheiſt
Da du ein kalter Gottverehrer biſt.

Iſt Gott mir fremd? der Menſch ſoll mich begeiſtern,
Hiſtor'ſchen Stoffes will ich mich bemeiſtern. —
Schwächling! fühlt der den Götterwerth der That,
Des Seele nie ſich Thatendurſt genaht?

Was willſt du dich und Andre frech betrügen?
Umſonſt, dir Luſt und Schmerzen vorzulügen!
Gemacht iſt Alles, was du uns gebracht,
Und ſelbſt dein Gram hierüber iſt gemacht. —

Wie werden hier die Schwaben triumphiren,
Sie, die ſo unbefangen muſiciren:
„Seht, wie der Nordlandsträumer reflectirt,
Bis er Gemüth und Friſche ganz verliert!“

Ihr Schwaben, laßt es mich nur ehrlich ſagen:
Wenn je mit Wärme noch mein Herz geſchlagen,
Wenn mich ein Wonneſchauer je durchdrang,
So war's bei eurem lockenden Geſang.

Und dennoch fürcht' ich, ſeid auch ihr betrogen:
Was hilfts, zu baden in Gefühleswogen?
Der ſchönſte Duft, der ſchönſte Klang verweht. —
Die ſturmgeſchlagne Eiche grünt und ſteht.

Euch wird man nur als Collectivum kennen,
Wird Uhland kaum, den herrlichen, noch nennen.
Manch ſüßes Lied ſingt mancher Troubadour,
Allein wer fragt nach Bernard Ventadour?

Manch junger Fant kann ſpielen auf der Flöte,
Doch Dome dau'n kann nur ein Geiſt wie Göthe.
Ihr — ſinget fort zu Ariels Muſik!
Ich — ach! ich mache mich an die Kritik.

---

## Selbſtanklage.

Mein Dichten iſt 'ne Flucht nur aus dem Leben,
Ein zagend, träumend, halbbewußt Entſchweifen.
Nicht tadl' ich's, laßt ihr unbemerkt entſchweben
Solch tauben Frühling ohne Mark und Reifen.
Hätt' ich gewußt, mit Kraft mich zu erheben,
Das Leben, männlich ringend, zu ergreifen:
Dich geiſtlos ſchaales Volk zwäng' ich zum Gaffen
Und für Jahrhunderte hätt' ich geſchaffen.

---

## Troſt.

Hört ihr mein Lied wie dumpfen Sturm auch klagen,
Als ob kein Engel mehr mit hellen Schwingen
Vermög' in meines Buſens Nacht zu dringen —
Zu Tode trifft ein Pfeil mein bang Verzagen. —

Seht! wie ſich Wolkenungeheuer jagen,
Bis ſie den blauen Dom mit Schwarz umhingen,
Als ob die Rieſin Nacht, in wildem Ringen,
Den goldgelockten Sonnengott erſchlagen.

Da blitzt's, entſchlüpft dem dunklen Mantel, helle:
Wie auch die Nacht, todtdräuend, ihn umbrüte,
Spielt leicht ein Strahl auf ſchimmernder Kapelle —

Gewißheit dem bewilderten Gemüthe,
(Wie fern, wie mattbeleuchtet auch die Stelle)
Daß ſich des Gottes Licht noch nicht verſprühte.

---

## Sternenſpiegel.

Ich ſchaute froh in heitre Wieſenquelle,
Die ganz von Himmelsblau ſich vollgeſogen,
Drin abgeſpiegelt loſe Wölkchen flogen,
Und Blumenbilder tanzten bunt und helle.

Doch weiter über dunkle Waldesſchwelle
Ward ich von tiefrem Drange fortgezogen,
Bis ich, umwölbt von ſchwarzer Zweige Bogen,
Mich abgeſchloſſen fand in nächt'ger Zelle.

Dort ſprang ein Born, ſo tief, dem Licht ſo ferne,
Daß drin zu Schwarz ward helle Himmelsbläue;
Doch tief im Schooße trug er ſtill'ge Sterne.

Willkommen, finſtren Grames tiefe Treue!
Für fröhlich lichtes Spiel tauſch' ich dich gerne,
Nach deinen Sternen ſpähend ſtets aufs Neue.

---

## Friſcher Tod.

Der graue Stamm gleicht einer morſchen Warten,
Draus alles rege Leben längſt gezogen,
Indeß die Zweige noch im Lichte wogen,
In blauer Luft ein kühner hängender Garten.

Noch ſchmückt mit ſeiner Blüthen Siegſtandarten
Der Lenz die Zinnen, kommt er hergeflogen,
Ein ſingend Vöglein ſitzt auf jedem Bogen,
Mag nimmer wohl des Baues Sturz erwarten.

So fühl' auch ich, langſam entmarkt, mich wanken;
Die Wurzeln lockern in des Daſeins Grunde,
Doch will ich gern mich ſo zu Tode kranken.

Denn, gleich als dräng' empor nicht Grabeskunde,
Wogt hoch im Blau der Garten der Gedanken,
Draus heller Sang ertönt zu jeder Stunde.

# Epigrammatiſches und Lehrhaftes.

## Dichterberuf.

Von Nectar trunken ſein und doch beſonnen,
In heitren Lügen ew'ge Wahrheit künden,
Aus Luftgebilden feſte Tempel gründen —
So wird des Dichters Lorbeerkranz gewonnen.

---

Gefährliche Ariſtokratie,
Wenn Göthe's großthun mit ihrem Genie!
Alle tauſend Jahr werden Zwei'e geboren:
Wenn die ſich verbünden, dann ſind wir verloren.

---

Zur Sonne ſchwingſt du dich freilich, Adler;
Doch willſt du entgeh'n dem richtenden Tadler,
Dann muſt du auch hübſch beſcheiden ſein
Und mit uns Gänſen Gigack ſchrei'n.

---

Geh deinen Weg alleine
Und ſuche das Pack nicht auf;
Doch kommt dir's zwiſchen die Beine,
Dann tritt mit Füßen drauf.

---

## Anch' io sono pittore.

Es war ein wackrer Zimmermann,
Ein Hausgerüſt zu machen begann;
Er hobelte wohl hin und her,
Daß jeder Balken geregelt wär',
Auf daß das Haus ſich füge recht
Und tauſend Jahre ſtehen möcht'.

Nun ſich's beim Hobeln ſo begab,
Daß viele Späne fielen ab,
Die kräuſelten ſich glatt und ſchön,
Es war 'ne Freude anzuſeh'n.
Darneben auch mit offnem Mund
Zuſchauend ein dummer Junge ſtund;
Der packte in ſeinem Jungenſtolz
Ein abgefallnes Stücklein Holz,
Daran er hobelt' ohne Ruh,
Die Späne fielen immerzu.
Und da er ſah, wie die ſo ſchön,
Als die des Meiſters, anzuſeh'n,
Zu denken er alsbald begann:
„Bin auch ein großer Zimmermann!"
Wobei er freilich nicht bedacht,
Daß er nur Späne, kein Haus gemacht. —
O Gott! es geht mir ſchwer zu Sinn,
Daß ich der dumme Junge bin:
Und mancher Dichterbruder gut
An gleicher Tollheit kranken thut.

---

Erſtrebtem Ziele bin ich nah,
Wenn mein Bewußtſein zu mir ſpricht:
Du ſtehſt auf eignen Füßen da
Und zeigſt der Welt ein Angeſicht.

---

### Verſchloſſenheit.

Der, meint ihr, muß verſchloſſen ſein,
Der alle Herzensklumperei'n,
Die ihr beſchwatzet nimmer matt,
Verſchweigt, weil er ſie gar nicht hat.

---

### Wohlredenheit.

Wer allen Andern das Maul zupreßt
Und ſich allein nur ſprechen läßt,
Der ſpricht natürlich aufs allerbeſt.

---

### Der Practiſche.

Mein Herz, an ein ſolides Haus
Auf ſich're Hypothek gegeben,
Bringt mir nun ein, Jahr ein, Jahr aus,
Was mir an Liebe noth zum Leben.

---

### Beweis vom Daſein Gottes.

Was willſt du mit verzwicktem Schluß
Den lieben Gott beweiſen?
Und knackſt an allzuharter Nuß
In logiſchen Zauberkreiſen.

Biſt du geſund und ſchlicht geſinnt,
So fragſt du nichts nach dieſen.
Nimm dir ein Weib und mach' ein Kind,
So haſt du Gott bewieſen.

---

Blieb dir kein Erdenhoffen,
Steht dir der Himmel offen.

---

So oft ich, gezwungner Weiſ', im Leben
Mit Kleinigkeiten mich befaßt,
Hat ich's mit Ekel und Widerſtreben,
Drum iſt mir auch der Tod verhaßt.

---

### An den Dichter.

Wackrer Knappe, ſteige nieder
In des reichen Herzens Schacht;
Edelſteine bringſt du wieder
Funkelnd aus der Träume Nacht.

Mußt den Hammer kräftig ſchwingen,
Bebt auch drin der hohe Geiſt:
Nur mit Schmerz kannſt du erringen,
Was ſo herrlich ſtrahlt und gleißt.

Und die edelſten der Steine
Zöge ſie zum Strahlenkranz,
Der um ihre Stirne ſcheine
Glorreich wie der Sterne Glanz.

# Romanzen und Balladen.

## Der Wind.

(Von dem Dichter kurze Zeit vor seinem Tode geschrieben.)

Horch, horch, der Wind! Wer ist der Wind?
Er ist ein verlornes Menschenkind.

Das lief von Vater und Mutter fort,
Von Herd und Hof, vom Heimathort,

Von Allem fort, was lieb und traut,
Von der Lind' am Kirchlein und von der Braut.

Dann lief es fort aus Stadt und Land,
Von Allem fort, was ihm bekannt.

Und da ihm Alles fremde jetzt,
Lief es sich selber fort zuletzt.

Und da es nichts mehr von sich gewußt,
Hat's immer rund um die Welt gemußt.

Was jagt der Wind, was jammert der Wind?
Er ist das verlorne Menschenkind.

---

## Der Geächtete.

(1836.)

Herr Ritter Georg zog aus zum Streit,
Von Jugend blüh'n die Wangen;
Um die er lang' umsonst gefreit
Mit innigem Verlangen,
Die hat versprochen und gelobt,
Wenn er sein Schwert im Kampf erprobt,
Ihn bräutlich zu umfangen.

Beim Glanz des Eisens hell und rein,
Beim wilden Schwerterschallen,
Denkt er an ihrer Augen Schein,
An süßes Liebeslallen,
Und bei den Bannern stolz und schön,
Die in den Lüften flatternd weh'n,
An ihrer Locken Wallen. —

Ein Bote kommt zur Abendzeit:
„Herr Georg, Ihr seid betrogen.
Den Grafen hat Eu'r Lieb gefreit,
Der Freundschaft Euch gelogen."
Da saß Herr Georg in bitterer Qual,
Bis Morgens beim Trompetenschall
Die Banner lustig flogen.

Da springt er auf: „Ha! meint das Weib,
Ich soll die Nägel kauen?
Soll wohl zu ihrem Zeitvertreib
Nun winselnd Verslein bauen?
Ho! nein! mein Kaiser ist in Noth,
Drum fecht' ich ehrlich bis zum Tod,
Bis ich ihn frei mag schauen." — —

Der Gegenkaiser hat gesiegt,
Der Kaiser ist geschlagen,
Und auch Herr Georg verwundet liegt,
Doch ohne feig zu klagen.
Und als die Nacht das Feld umschloß,
Hat er zu seines Freundes Schloß
Den matten Leib getragen.

„Wer ruft so spät?" — „Herr Georg ist hier!" —
„Herr Ritter, muß bedauern;
Der neue Kaiser grollte mir,
Wüßt' er in meinen Mauern
Den Mann, der in des Reiches Acht" —
Fort schleicht Herr Georg durch finstre Nacht
Und ruft in bittrem Trauern:

„Stößt man den räud'gen Hund zurück?
Ho! so verlor ich Alles!
Der Ehre Glanz, der Liebe Glück!
Nur Klänge süßen Schalles!
Eil! hab' ich doch mein hohes Schloß,
Da weil' ich mit der Treuen Troß
Im Schutz des festen Walles."

Und in drei Tagen kommt in Eil'
Ein Treuer ihm entgegen:
„Um Gott, Herr Georg! ſucht Euer Heil
Auf unbekannten Wegen.
Stand Euer Schloß auch ſtolz und hoch, —
Nur Schutt und Trümmer zeigen noch,
Wo es dereinſt gelegen.

„So hat der Gatte Eurer Braut
Des Reiches Acht vollſtrecket.“ —
Herr Georg, der ſchweigt und ſtarrt und ſchaut,
Dann bricht er los erſchrecket:
„Mein Schloß, mein Schloß! wo tauſend Jahr
Gehauſt der ſtarken Ahnen Schaar —
Das liegt von Schutt verdecket! —

„Es wankt der Grund, worauf ich ſteh';
Doch fall' ich drum nicht nieder.
Ob auch zerriß in grimmem Weh
Mein Herz ſo ſtark und bieder —
Hab' ich doch noch die Klinge gut
Und ritterlichen Mannesmuth
Und feſte, ſtarke Glieder.

„In wüſte Wälder will ich zieh'n,
Vergeſſend Noth und Trauer,
Wo Kaiſers Herold nie erſchien,
In freier Wildniß Schauer;
Wo nur der Wölf' und Bären Brut
Des armen Hirten letztes Gut
Zerfleiſcht mit ſcharfem Dauer.

„In gutem, ritterlichem Streit
Bekämpf' ich Wölf' und Bären.
Dem Schwachen iſt mein Schwert geweiht,
Ihm ſoll es Schutz gewähren.
Und trifft mich ſcharf des Unthiers Zahn,
Sterb' einſam ich auf blut'gem Plan
In ritterlichen Ehren.“

## Die Vesperglocke.

Was dröhnet durch des alten Kloſters Halle?
Wo ſonſt nur fromme Lieder und Gebet,
Da klingt's von wildem Schrei'n und Schwerterſchalle,
Gemordet ſind die frommen Brüder alle,
Es ſtürzt der Bau, der hell in Flammen ſteht.

Ein alter Mönch entfloh, und in der Mitte
Von wilden Bergen, wo kein Leben nah,
Baut' er im Thal ſich eine ſtille Hütte
Und lebte fort nach ſeiner frommen Sitte,
Zwar einſam: doch der Herr war hier auch nah.

Denn gipfelten ſich nicht zu ſeiner Ehre
Der Berge Rieſenſäulen rings empor?
Daß nicht der Fromme ſonder Tempel wäre,
Hob von den Säulen ſich das blaue, hehre
Gewölb', in dem ſich Aug' und Sinn verlor.

Wenn Abends dann der letzte Strahl der Sonnen
Die Höh'n umglüht, begrüßt das ſtille Thal,
Dann betet er entzückt, in Sehnſuchtswonnen,
Wie gerne folgt' er zu des Lichtes Bronnen
Ins beſſre Jenſeits dann dem letzten Strahl.

Doch ungern mißt er zu der heil'gen Stunde
Der Vesperglocke reinen Feierklang,
Der ſonſt zur frommen Pflicht ihm gab die Kunde,
Und ungern mißt er aus der Brüder Munde
Den vollen, feierlichen Chorgeſang.

Und einſtens fühlt er ungewohntes Sehnen,
Er betet heiß. Da klingt es durch die Luft
Aus hoher Fern' in hellen Glockentönen.
So hört' er's nie. Es will der Herr ihn krönen,
Da er durch Himmelsklänge heim ihn ruft.

Er legt zur Ruhe ſich voll Andachtswonnen,
Im Herzen hallet noch der ſüße Klang.
Am frühen Morgen ſchaut das Licht der Sonnen
Ihn bleich, doch mild: die Seele war entronnen —
Nun hört er auch der Brüder frommen Sang.

## Der Tannhäuſer.

„Ich bin wohl oft geritten
Zur Jagd und zum Turnei;
Geritten und geſtritten:
Ob das was Rechts auch ſei?“

„Jungfrauen zart, gar vielen,
Sang ich von Liebestauſch;
Es war ein eitles Spielen,
Ein ſchnellvergeſſ'ner Rauſch.“

„Wo iſt die ew'ge Quelle,
Die allen Durſt mir ſtillt?
Wo iſt die heil'ge Welle,
D'raus junges Leben ſchwillt?“ —

So ſpricht der von Tannhauſen,
Gibt ſeinem Pferd den Sporn.
Da, durch der Wipfel Brauſen,
Ertönt ein ſanftes Horn.

Da ſpringt er aus dem Bügel
Und horcht und ſinnt dazu,
Da läßt er geh'n die Zügel:
„Hier ruh' und graſe Du!“

Leis zieht das Horn ihn weiter
In grünen Berges Schacht.
Da drinnen wölbt ſich heiter
Ein Himmel aus der Nacht.

Da weht's von Blütenzweigen
Wie ſüßer Harfenton;
Goldwölkchen duftig ſteigen
Rings um den Sonnenthron.

Da droben ſchlummert wonnig
Ein Weib, ſo ſah er's nie.
Goldflechten fallen ſonnig
Herunter bis zum Knie.

Er hat ſich aufgeſchwungen,
Trinkt ſüßen Odem ein.
Da hat ihn warm durchdrungen
Ein volles, frohes Sein.

Frau Venus lächelt milde,
Schlägt auf die Augen leis.
Der Ritter faßt ſie milde:
„Wohl mir, daß ich es weiß!“

„Du biſt es, Schaumgeborne!
Dein leiſer Odem rührt
Das Erdentraumverlorne,
Daß es ſich göttlich ſpürt."

„Du biſt die ew'ge Schöne,
D'rin alles Leben ruht.
Hörſt Du auf meine Töne,
Dann iſt mein Singen gut." —

Er hat ſie ſüß umfangen,
Sie duldet Kuß auf Kuß.
Wie Alles da erprangen
Und rings erklingen muß!

Schau! Schwäne zieh'n zur Ferne,
Sterbend in Liebestreu,
Und tauchen dann als Sterne
Empor am Himmel neu.

Und holde Nymphen baden
Sich ewig friſch und jung.
Begeiſterte Mänaden
In wildem Gliederſchwung

Folgen mit Cymbelſchlagen
Dem Sieger Bachus keck.
Zwei Pardel zieh'n den Wagen,
Dem Feigen iſt's ein Schreck.

Es blitzt, von Lichte trunken,
Des Gottes Auge weit,
Daß todt iſt hingeſunken,
Was nicht von Kraft gefeit.

Nichts Halbes darf es geben.
Auf was ſein Blick gedroht,
Wacht auf zu Götterleben,
Oder ſinkt hin in Tod.

Wo freie Geiſtesflammen
Verſchüttet ſind vom Wuſt —
Er brennt den Wuſt zuſammen,
Die Flammen loh'n mit Luſt,

Auf daß ein göttlich Feuer
Befreit die ganze Welt,
Die fürder mehr kein ſcheuer
Tyrann gebunden hält. —

Tannhäuſer ſchaut hernieder,
Da wächſt ihm Geiſt und Sinn.
Er ſchmiegt ſich an die Glieder
Der ſüßen Königin.

Doch kann er nicht bezwingen
Des Glückes Ueberdrang —
Er hört Betglockenklingen
Und heiſern Mönchsgeſang.

„Chriſt, dich hab' ich vergeſſen
Und deinen bittren Tod!
Mein Maaß iſt vollgemeſſen,
Und die Verdammniß droht."

„Hier ſchwelgt' ich ohne Scheuen
In eitel Luſt und Scherz;
Jetzt will ich's heiß bereuen,
Und opfern dir mein Herz." —

Er ließ von dem Umfangen,
Frau Venus hat geweint.
Er iſt hervorgegangen
Und hat ſich frei gemeint.

Kniend vor'm heil'gen Vater,
Ein niedrer Pilgersmann,
Um Troſt und Löſung bat er.
Der ſieht ihn finſter an.

„So lange, bis Dein Stecken
Nicht friſche Sproſſen treibt,
Muß deſſen Fluch Dich decken,
Den ſie für Dich entleibt."

„So ſchwer iſt Dein Verſchulden,
Bei mir iſt kein Verzeih'n.
Durch alle Himmelshulden
Wirſt Du nicht wieder rein." —

Tannhäuſer zieht in Buße
Weithin, bergab, bergauf,
An jedes Berges Fuße
Pflanzt er den Stecken auf.

Am heil'gen Grab' [illegible] endet,
Der Stecken ſproſſet nicht,
Bis er zur Heimath wendet
Sein kummervoll Geſicht.

Er ruht im alten Walde
Und ſinnt ſo wehmuthvoll,
Als lockend ihm gar balde
Des Hornes Ruf erſcholl.

Da zieht es ihn gewaltſam
Fort in den Berg hinein,
Da folgt er unaufhaltſam
Bis in den goldnen Schein.

Dort ſchläft die Schaumgeborne
Hoch auf dem Sonnenthron;
Auf ſchwingt ſich der Verlorne,
Und er umſchlingt ſie ſchon.

„Hab ich Dich wiedergefunden?“
(Er pflanzt er den Stecken hin.)
„Hier werd' ich noch geſunden
Und fühlen, daß ich bin.“ —

In ſeligſtem Umſchließen
Küßt er und koſt ſie wach;
Da muß der Stecken ſprießen,
D'ran manche Knospe brach.

Da hat er ſich verzweiget
Als Baum zum Himmel gar,
Und ſeine Krone neiget
Sich über's ſel'ge Paar.

Es ſchaut die ew'ge Liebe
Mild durch das Laub daher.
Wo der Tannhäuſer bliebe,
Erfuhr man nimmermehr.

---

## Die Demagogen vor anno olim.

1.

Die Demagogen zogen
Durch's Land Utopia,
Die wilden Locken flogen,
Es ſtaunte, wer ſie ſah.

Schwarz waren die Barette,
Die Hemdekragen weiß,
Das Antlitz strotzt von Fette,
Der Bart verwirrt mit Fleiß.

Sie schwangen große Knüttel,
So ging's durch Dorn und Schmutz,
Sie brüllten wie die Büttel
In teutschem Jünglingstrutz.

Der Wirth der mußte pumpen,
Denn sonst kam er in Ver —,
Sie soffen tausend Humpen
Und schrie'n: Noch einen, Herr!

Und als sie sehr gesoffen,
Gejodelt und geschmaucht,
Hat sie ein kühnes Hoffen
Von Freiheit angehaucht.

Voll treugesinnter Bierwuth,
Geziert mit schwarz — roth — gold,
In urteutonischem Stiermuth,
So sind sie forigetollt.

Mit Piebern und mit Fackeln
Und mit verbot'nem Lied.
Die Häuser müssen wackeln,
Wo wild der Haufen zieht.

Sie sprachen kühne Phrasen
Wohl nach dem Cicero;
Das Volk begann zu rasen:
„Den Burschen nach, halloh!" —

„Laßt uns, ihr Leute, sorgen!
Marsch! auf die Söldner da!
'ne Republik ist morgen
Das Land Utopia."

Der Morgen kam. Die Armen
Wälzten auf Pritschen sich,
Zerbläut von den Gensdarmen
Gar katzenjämmerlich.

2.

Allein es war ein König
Im Land Utopia,
Der forchte sich nicht wenig,
Da er das Schauspiel sah.

„Wie zähm' ich die Geſellen?"
Sprach er zu ſeinem Narr'n.
Der ſchüttelt ſeine Schellen:
„Die kriegt ihr leicht ins Garn.

Die Welt iſt rund,
Das Geld iſt rund.
Die Welt die dreht ſich um,
Das Geld dreht Herzen um."

Der König hat begriffen,
Was ihm der Narre ſung,
Denn in politiſchen Piffen
War er geſcheut genung.

Er ließ die Burſchen kommen;
Wie ſtellten die ſich plump!
„Ihr Herr'n, wir han vernommen
Von manchem pauvren Lump,

„Der, daß er, wie natürlich,
Zufrieden nicht und ſatt,
Uns leider ungebührlich
Zu laut geäußert hat.

„Um ſolches zu verhüten
Zu Staates Sicherheit,
Sind wir in Gnad' und Güten,
Zu helfen euch, bereit.

„Wir haben manches Aemtchen,
Das fett macht ſeinen Mann;
Doch bindet um die Hemdchen
Ein Halstuch euch fortan.

„Verſchneidet eure Löckchen,
Wie Leute von Geſchmack,
Und ſtatt der deutſchen Röckchen
Tragt den geſetzten Frack.

„Auch klingt ſo exaltiret
So manch fatales Wort,
Das uns ſchon längſt geniret;
Das laßt in Zukunft fort.

„Denn das umhüllt dem Volke
Den richtigen Verſtand,
Wie eine Nebelwolke,
Als: Freiheit, Vaterland.

„Wir hören gern euch ſingen,
Wer ſingt, thut nichts zumeiſt:
Doch eure Lieder klingen
Zu ſtürmiſch und zu dreiſt.

„Darum wir commandiren,
Daß man ein Lied euch dicht'
Und möge componiren,
Daraus Gehorſam ſpricht.

„Wenn ihr im Haus des Herren
Nicht g'nug zu ſingen ſind't,
So mögt ihr dieſes plärren,
Das zeigt euch gutgeſinnt.

„So geht auf dieſen Pfaden
Zu Amt und Ehren ein,
Das räth man euch in Gnaden:
Wo nicht, ſperrt man euch ein."

# Ernsthafte Gedichte.

## Camoens.

1.

Des Himmels Antlitz, sturmumwölkt noch eben,
Glättet die Stirn und lächelt hell und mild;
Des Meeres Wogen senken sich und heben,
Es athmet ruhig aus vom Kampf so wild.

Und lächelnd spielt es mit zerstückten Trümmern
Des Schiffs, das es in seinem Grimm zerkracht,
Wie mit dem Tand ein Kind spielt ohne Kümmern,
Den es im Uebermuth zu nicht gemacht.

Und nach dem Ufer, keuchend, mächtig strebend,
Schwimmt Camoens, kämpfend die rechte Hand,
Die link' ein Buch hoch über Wellen hebend;
Jetzt blickt er bang auf's Buch, jetzt bang auf's Land.

Zum Tode matt, die letzten Kräfte spendend,
Klimmt er an's Ufer, nackt und bettelarm;
Da sinkt er hin, den Blick zum Himmel sendend,
Drin des Entzückens Thräne hell und warm.

Denn, ob er Alles, Alles auch verloren,
Was ihm dies arme Leben schmücken kann —
Was, mächtig schaffend, ihm sein Geist geboren,
Schlang nicht das Meer, schlingt keine Zeit fortan.

2.

So reißt der Zeiten Meer mit wilden Wellen
Jahrhundert auf Jahrhundert in den Grund,
Selbst Götter müssen in dem Sturm zerschellen,
Ein Riesenwrack thut Rom, die Riesin, kund.

Doch was der Geist erschaffen, still und mächtig,
Sinkt und zerbröckelt nicht, wie morsch Gestein;
Fort rauscht's, ein frischer Strom, befruchtend, prächtig,
Ruft auf zum Keimen manchen Blüthenhain.

Lebend'ger Gottesodem weht es, weckend
Stets neuen Lenz, in ewig junger Kraft. —
Was bangst du denn, mein Geist, vor Sturm erschreckend?
Auch was du Aechtes hegtest, lebt und schafft.

---

## Der gefangne Sänger.

Sie können nicht (doch thäten sie es gerne)
Den Blitz, der niederfährt und Eichen splittert,
Einsperren zahm in ihre Diebslaterne,
Damit die Polizei sich Zang erwittert.

Und nicht den Sturm, der, heulend um die Ringe
Der Burg, mit Freiheitsschaudern sie durchschüttelt,
Zum Käfig fangen ein in Eisenschlinge,
Daß er zur Kurzweil Eisenbarren rüttelt.

Sie können nicht die donnernde Lawine
Zurück vom Sturz am Gängelbande schleppen,
Daß sie, fein sittig an Gebährd' und Miene,
Heruntertrippte von des Berges Treppen.

Nicht peitschen können sie den Strom mit Ruthen,
Wenn er das Land mit Freiheitsbrausen wecket,
Daß er sich bückt mit Schmeichelflüsterfluten
Und ihren Fuß mit Wellenzunge lecket.

Doch einen Sänger, dessen Liedesschmettern
Ihnen das Mark mit Ahnungsgraus durchwehte,
Wie einem Zeigling, der schon Schlachtenwettern
Im Leibe spürt beim Klange der Trompete:

Den können sie mit Ketten wohl belasten,
In's Schloß ihn sperren, tief in Waldesnächten,
In Einsamkeit, wo keine Menschen rasten,
Die seinem Sang zu lauschen sich erfrechten.

Und doch zerschlugen sie die goldne Laute,
Noch zitternd vor dem Lied des Festgebannten,
Als ob beim Freiheitshauch es ihnen graute,
Er wecke des Gebirges Felsgiganten.

Da hat er mit der Kettenglieder Kanten
Sein Lied gegraben in die ſchwarzen Mauern,
Daß die in ſtarre Runenſchrift gebannten
Liedſeelen ihn noch möchten überdauern.

Doch das entdeckten ſeine finſtren Schergen,
Schnell witternd Freiheitshauch im Grabgeruche,
Und eilten Liedesleichen zu verbergen
Mit neuer Ueberpinſlung ſchwarzem Tuche.

Da ließ er ſchweigend Sangesringen walten,
Nur tief im Innern Klang um Klang ſich weben,
Und wie des Lieds Lichtſchwingen ſich entfalten,
Entſchweben ſie den finſtren Eiſenſtäben.

Doch unvernommen ſchweifen hin die Lieder,
Nur daß ein Hirt, der fern am Bergeshange
Im Mittagsſchlummer ſtreckt die faulen Glieder,
Mit eins geweckt ſich fühlt von Geiſtesklange.

Wie er, ſchlaftrunken, hebt die Augenlieder,
Zählt er, daß friſche Flügelſchläg' ihn trafen,
Sieht über ſich ein ſeltſam Glanzgefieder,
Und ſchließt das Aug', um ruhig fortzuſchlafen.

Doch oben kniet vor Gottes Flammenthrone
Ein jedes Lied, als Engel, an den Stufen;
Der Sänger fand in jedem geiſt'gen Sohne
Dort einen Sprecher, Rache zu errufen.

Die gottentflammten Geiſt ihr wollt vernichten,
Erfreut euch am Triumph noch eine Weile!
Im Arſenal dort liegt's in hohen Schichten:
Blitzſchwerter viel und ſtarke Donnerkeile.

Und Liedesgeiſter können wohl erſtarken,
Als Engelsſchaar, bewehrt mit Himmelswaffen,
Zu ſtürmen durch der Erde freie Marken,
Um das Gezücht der Drachen wegzuraffen.

---

## Vor Gericht.

Und wenn ihr es ſolltet wagen
(Doch ich weiß, kaum wagt ihr das),
Vor Gericht mir abzufragen
Meiner Worte Wie und Was:

Werd' ich keinen Laut erwidern
Vor euch ſteh'n in ſtarrer Ruh;
Denn ich würde mich erniedern,
Gäb' ich euch das Fragen zu.

Hier bin ich nicht der Verbrecher,
Selbſt ſucht' ich Verbrechen auf,
Ueberweiſend ſie dem Rächer,
Den wohl bringt der Stunde Lauf.

Gutes Deutſch hab' ich geſchrieben,
Leſen kann es, wer nur will,
Doch auch deuteln nach Belieben
Mögt ihr dran, ich duld' es ſtill.

Niemand braucht mich zu vertheid'gen,
Jede Strafe nehm' ich hin,
Nicht als Recht für mein Beleid'gen,
Nein, weil ich bezwungen bin.

Appellir' an kein Gerichte,
Wenn ich meinen Spruch erlitt,
Als an eins: die Weltgeſchichte,
Die euch morgen ſchon zertritt.

Wenn um euch die Hähne knackten,
Denkt an den verfolgten Mann;
Somit Baſta! denn die Acten
Seh' ich als geſchloſſen an.

---

## Die Zukunftnarren.

Ihr Enkel, hier im Reim mögt ihr's begaffen,
Wie eure Väter ungereimt geweſen,
Wenn ihr nicht etwas Beſſres habt zu ſchaffen,
Als matte Verſe matter Kerls zu leſen.

Wir leben jetzt mit Stolz, das müßt ihr wiſſen,
In der erhabnen Zeit der Dampfmaſchinen,
Doch mancher That auch hat man ſich befliſſen,
Die viel gefährlicher, als Dampf, erſchienen.

Die guten Deutſchen nur, fremd dem Gewühle,
Sie mochten nicht für Kampf und Thaten ſorgen;
Wie blinde Gäul' in einer Pulvermühle
Gehn' ſie im Kreis herum, wie heut, ſo morgen.

Da ſchallte bittre, ernſteſte Verhöhnung:
„Pfui! in den Hals hinein ſollt ihr euch ſchämen,
Daß ihr dem Joche dumpfer Angewöhnung
Schlafmützig, thatenlos, euch könnt bequemen!“

Horcht! was darauf erwiderten die Schlauen.
(Und das fürwahr, war eine Dampferfindung)
Sie trugen's vor zu aller Welt Erbauen
In phraſenreich poetiſcher Verbindung:

„Wahr iſt's, daß wir jetzt gar nichts thun und handeln,
Doch eine Zukunft tragen wir im Geiſte,
Laßt leiſe ſie durch die Gemüther wandeln,
Bis ſie hervorzubrechen ſich erdreiſte.

„Zählt ihr's allmächtig gähren nicht und keimen?
Was draus entſteht, ſolid' wird's und vernünftig.
Entwickeln laßt uns, nicht zerbrechlich leimen,
Was ſich organiſch regt, wird ragen künftig.

„Zwar in der Scheide roſten unſre Schwerter,
Wir fügen uns dem Schlendrian vernünftig;
Des Geiſt's Eroberungen ſind uns werther,
Und nur der Geiſt wird uns beherrſchen künftig.

„Und ſind wir auch an Thaten gänzlich ärmlich.
Was Andre thun, verdau'n wir ſehr vernünftig;
Und iſt auch unſre Gegenwart erbärmlich:
Glorreiche Zukunft, du wirſt kommen künftig!“ —

Ob ihr den Unſinn da capirt, ihr Enkel!
Nicht weiß ich's. Doch jetzt ſeh' ich euch erſcheinen,
Geſpenſtig, hohlen Auges, ſchwach an Schenkel,
Und im Diskant beginnt ihr ſo zu greinen:

„Ihr Väter, die ihr euch gedünkt was Rechtes
Ob eurer Zukunft, die ihr ſchön erdacht habt:
Das Erbtheil jedes kommenden Geſchlechtes,
Vergangenheit, ſagt, wem ihr die vermacht habt?

„Wo ſind die Thaten, ſo die Bahnen brechen,
Dran fort und fort ſich kühn're Thaten ketten?
Wo ſind die Helden, deren Züge ſprechen,
An denen wir emporgerafft uns hätten?

„Wo die Gedanken, zeugungskraftdurchdrungen,
Die, umgeſtaltend, eine Welt durchlodern?
Steht Red' uns jetzt! Wo ſind Erinnerungen?
Wo iſt Vergangenheit, die wir euch fodern?“ — — —

## Theeſchwärmereien.

Fräulein Mechthild und Hirlanda,
Lieber Cuno, Kurd und Kunz!
Aus iſt's mit der Propaganda,
Alte Zeiten lächeln uns.
Wie wird Hofrath Tieck ſich freuen!
Denn man wird des Kreuzes Pracht
In Jeruſalem erneuen,
Und die Edlen, Frommen, Treuen
Wallen wieder hin mit Macht,
Und wir ſchwärmen hier am Theetiſch:
Wie poetiſch, wie poetiſch!

Ida, Oda, Ada, Walther,
Odo, Rodo, Bodo, Hans!
Wieder kehrt das Mittelalter,
Wieder der Romantik Glanz.
Wieder werden wir turniren,
Alten Adels, alter Kraft,
Und wie wird ein Kreuz mich zieren,
Wenn man wieder wird kreiren
Heil'ge Ordensritterſchaft!
O! ſo ſchwärmen wir am Theetiſch:
Wie poetiſch, wie poetiſch!

Holdeſte Theodolinde,
Luitbrand, Bernd, Brand, Hildebrand!
Ach! bald loht die Glut im Winde,
Wo die Hexe wird verbrannt.
Und nun gar die Folterkammern,
Welch ein tief poetiſch Grau'n!
Und aus dem Verließ das Jammern,
Wo die Nattern rings umklammern
Den Rebellen — bis wir's ſchau'n,
Schwärmen wir davon am Theetiſch:
Wie poetiſch, wie poetiſch!

---

## Proteſtantiſches Wallfahrtslied.

Jetzt fällt's dem Herrn Miniſter ein,
Wir ſollen Pilger werden,
Und uns am heil'gen Grab kaſteien
Und wälzen auf der Erden,
Wir armen Proteſtanten,
Ach! kaum noch ſo genannten.

Jeruſalem iſt gar zu fern,
Da werden wir wohl müſſen
Zu Rom einſprechen und dem Herrn
Dort den Pantoffel küſſen.
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!

Das heil'ge Grab — ach! uns iſt's nah,
Wir haben's ja zu Hauſe.
Hier liegt die Göttin Freiheit ja
Erwürgt in dumpfer Klauſe.
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!

Was ſchickt ihr nach dem Kreuz uns aus,
Da wir's daheim ſchon tragen?
Wir ſchleppen dran, Jahr ein, Jahr aus,
Gebückt, verhöhnt, geſchlagen,
Wir armen Proteſtanten,
Ach! kaum noch ſo genannten.

Und ſind wir nicht genug kaſtei't
Gleich wie die ſtrengſten Chriſten,
Verdammt zu ew'ger Schweigſamkeit,
Ein ganzes Volk Trappiſten?
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!

Memento mori ſagen die,
Und wir: der König lebe!
Wer anders ſpricht, den jagen ſie
Gleich hinter Eiſenſtäbe.
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!

Und lernen wir nicht Litanei'n,
Die ſchönſten, hier zu Lande?
Bald werden wir begeiſtert ſchrei'n,
Entſagend dem Verſtande;
Wir armen Proteſtanten,
Ach! kaum noch ſo genannten:

„Verflucht ſei Luther, der zu frei
Der Ketzerei gepflogen,
Und Ulrich Hutten nebenbei,
Das Haupt der Demagogen!
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannnten!

„Bitt' für uns, St. Eliſabeth!
Und du, St. Rochus, bitte!
Wir opfern Silber euch und Zeit,
Nach alter Heidenſitte.
Wir armen Proteſtanten,
Ach, kaum noch ſo genannten!"

---

## Toaſt.

In des Bürgers Haus und Herzen
Wohnt die Wahrheit und die Zucht,
Nicht, verſüßt von faden Scherzen,
Der Verderbniß faule Frucht.

Herrſcht die rechte Menſchenſitte,
Nicht der Etikette Tand,
Wirbt des Jünglings fromme Bitte
Um der Jungfrau reine Hand.

Während ſich in manchem Saale
Lügenanſtand tief verneigt,
Und ſich dann mit einem Male
Keck als offne Frechheit zeigt. —

Mit des Geiſtes Rauſchgoldflittern
Macht der Bürger ſich nicht breit,
Wie man's ſieht an jenen Zwittern
Von esprit und Albernheit.

Still zur Reife läßt er kommen,
Was da blüht in ſeinem Geiſt,
Was, als Frucht, der Welt zum Frommen,
Kommende Geſchlechter ſpeiſt. —

Was bis an die fernſte Zone
Kündet Deutſchlands Geiſtesruhm —
Danken wir's dem Herrn, der Krone?
Nein! — Wem denn? — dem Bürgerthum.

Denker, Dichter und Erfinder,
Deren Namen weithin ſcholl,
Waren ſchlichter Leute Kinder,
Selber ſchlicht und demuthvoll.

Die das Licht heraufbeſchworen,
Das zu ſiegen jetzt beginnt,
Waren bürgerlich geboren,
Oder bürgerlich geſinnt. —

Bürgertugend! der wir danken
Alles, was zum Danke treibt,
Laß von dir uns, ohne Wanken,
Hoffen, was zu hoffen bleibt.

Denn es muß gebaut auch werden
Dauernd, was der Geist geschaut:
Gottes Reich auf dieser Erden;
Und es wird ja schon gebaut.

Bürgersinn — ein leis Entfalten,
Das kein Schranzenohr vernahm,
Dann — ein fest Zusammenhalten,
Plötzlich, wenn die Stunde kam.

Dann ein zähes, treues Hängen
An dem Recht, das man erkannt,
Daß kein Drohen und kein Drängen
Je den Muth, den kalten, bannt.

Ja, so wirst du dich erheben,
Schüttelnd ab das morsche Joch!
Drum: das Bürgerthum soll leben
Hoch! und Hoch! und dreimal Hoch!

---

## Glück auf! *)

Am falben Schimmer und am frischen Wehen
Spürt es, daß wir im Ost, im Aufgang stehen!
Doch ist der Ost nicht Ort allein, ist Zeit auch,
Drum haltet auf den Westen euch bereit auch!
Ost — des Erwachens halbverworrnes Sinnen;
West — festen Tagwerks rüstiges Beginnen.
Ost ist der Geist der in sich selber kreist;
West ist Gestalt, die sich erschuf der Geist.
Ost ist im Mutterleib ein bangend Leben;
West ein Geborensein und sich Entweben.
Ost ist das Weltgedicht, West — Weltgeschichte.
Weh jedem Traum, der nicht hält aus bei Lichte!

*) Dieses Gedicht steht dem Hauptinhalte nach, doch vielfach abgeändert und in den entschiedenen Stellen gemildert, bereits abgedruckt in Chlodwig's „Weltgegenden" II. Jahrg. 1. Bd. unter der Ueberschrift: „Dedication".

Und weh der Seele ahnungsvollem Walten,
Hat es nicht Kraft, ſich draußen zu geſtalten.
Das Ruh'n, in dem das Thun ſchläft, nur iſt ächt,
Und was nie wird, das hat zum Sein kein Recht.

Doch ächt iſt unſer Oſt. Ein falſcher Schimmer
Iſt jener lichte Streif am Himmel nimmer.
Er muß ja wohl die Sonne ſelber ſein,
Denn horch! das Memnonsbild, das Bild von Stein:
Das Volk, beginnt entgegen ihm zu tönen
Und vom Erſtarrungstod ſich zu entwöhnen.
Prophetiſch klingt der Dichterlerchen Schmettern,
Es naht der Tag, ein Tag, nicht frei von Wettern.
Denn was Gewaltiges gedacht die Nacht,
Wird ungewaltig nicht an's Licht gebracht.
Noch an der Stirne ruht die Hand. Sie fährt,
Wenn Rath zur That nun endlich reif, an's Schwert.

Wacht auf denn, und bereitet euch, Germanen!
Schon ein Mal war't ihr Oſt in euren Ahnen;
Doch fort aus Aſiens Traum zogt ihr in Horden,
Und ſeid zum Weſt, zur Weltgeſchichte worden.
Jetzt wieder in dem Aſien des Denkens
Ruht ihr, im Dämmertraum des ſich Verſenkens.
Doch horch! ſchon kräht der Hahn. Rafft euch empor,
Seid Weſt, ſeid That, Geſchichte, wie zuvor!
Nicht wird gefragt, ob's Manchem ungelind,
Der froſtig bebt im ſcharfen Morgenwind.
Columbus, auf! du brüteſt über Karten,
Derweil auf deine Fahrt die Völker warten.
Zeit iſt's, das Sternenrohr beiſeit zu ſtellen:
Spring' in das Schiff und kämpfe mit den Wellen!
Dein Weſt: die Freiheit, dein America,
Erkannt, doch nicht erreicht, iſt noch nicht da.

Genug! Noch gilt's im Oſt ein kurzes Säumen.
So laßt uns noch ein Weilchen ruh'n und träumen!

# Epilog.

## Ballet.

Von

Eduard Duller.

Wenn Einer ſinkt, der hart geſtritten,
Die Bruſt voll Narben, weiß das Haar,
Das Schwert noch in der Fauſt inmitten
Der todesmuth'gen kleinen Schaar,
Dem ſchallt, anſtatt der Todtenklage,
Schwertklang, bis daß der Letzte fällt,
Und, ſtatt im Marmorſarkophage,
Bedeckt von Brüdern liegt der Held.

O welch ein Tod! Dir war, o Treuer,
Der Tod der Treu' des Lebens Preis;
So wünſchteſt Du im Jugendfeuer:
Zu fallen einſt, ein Fechtergreis;
Behaglich nicht die Glieder dehnen
Haſt Du gewollt nach härt'ſter Müh',
Nein, ſterben mit geſpannten Sehnen,
Und nur im Kampfe nicht zu früh!

Ich weiß, wie Dir die Schläfe glühten,
Wenn Du gedacht an jenen Tag,
Da, des Gerichts Hegung zu hüten,
Donnernd erſchöll' dreifacher Schlag,
Geſpannt die Bank, die Richter ſtehend,
Die Schöffen harrend, aufgethan
Das große Schuldbuch, weithin blitzend
Des Blutbanns Zeichen übern Plan.

Ich weiß, wie lang' auch Dir ein festes
Vertrau'n das edle Herz umfing,
Das Recht, der Güter höchstes, bestes
Schläng' um das ganze Volk den Ring,
Den starken Wall, drin unabsetzlich
Die Treu' und Ehr' und der Vertrag,
Und Der nur heilig unverletzlich,
Der redlich hält, was er versprach.

Ich weiß, wie Tag um Tag vergangen,
Und ahnend bänger schlug dein Herz.
„Was länger Hoffen, Zieh'n und Bangen?"
Riefst Du, — „die That nur heilt den Schmerz."
Da war's entschieden, war's ergriffen,
Da galt's nur: Sklav' noch oder frei,
Und als Du froh das Schwert geschliffen,
Sangst Du begeistert: „Strick entzwei!"

Und Du tratst hin, Du warbst Genossen
Und sandtest kühn die Lieder aus;
Da tönt' es weithin von Geschossen,
Und klirrend schlug's an manches Haus.
Die Werbung scholl: „Es gilt das Erste:
Freiheit und Recht dem Vaterland!
Und daß die alte Kette berste,
Schafft All' einträchtig Hand in Hand!

„Auf, deutsches Volk, von Gott berufen,
Vorfechter alles Rechts zu sein,
Nicht länger harre an den Stufen,
Tritt endlich in den Tempel ein,
Tritt endlich hin zum Hochaltare
Und sprich: »Weh' dem, der ihn berührt,
Er sei im Purpur, im Talare,
Der vorenthält, was mir gebührt.«

„Und Deine Wächter laß sich schaaren
Gen Aufgang und gen Niedergang,
Daß sie das Heiligthum bewahren
Und frei Du schreitest deinen Gang,
Kein Herr der Welt den Kelch Dir fälsche
Voll Deines eignen Feuerweins;
Was kümmert Dich der Russe, Wälsche,
Bleib Du nur deutsch, und frei, und eins!"

Des Volkes Banner in der Rechten,
An's Herz gedrückt dein junges Weib,
So riefst Du's und trafst vor, zu fechten,
Und botst der Freiheit Seel' und Leib.
Da blühte frisch mir all das Denken,
Das uns geblüht um Mitternacht,
Wenn Lieb' und Hoffnung, holde Schenken,
Den duft'gen Maiwein uns gebracht.

Da saßen wir, wie sonst, zwei Zecher
Auf Römerboden, deutschgeherzt,
Wenn wir an einem Birkenbecher
Die laue Maiennacht durchscherzt.
Hier steht er noch vor mir, die Rinde
Geborsten längst, doch unversehrt
Der Stamm; ich fülle ihn und winde
Den Kranz drum; — Dir sei er geleert!

Ein treuer Kamerad, der Dritte
Bei uns, der Becher! — Geh' ich still
Von hinnen einst mit leisem Schritte,
Wenn es der Herr des Lebens will, —
Dann möcht' ich wohl: der Becher lohte
Am selben Tag in Flammen auf,
Und, wo da ruht der zweite Todte,
Klimm' eine Reb' am Kreuz hinauf.

Wie Reb' an Rebe, so durchschlangen
Sich unsre Seelen ja, mein Fritz,
Wir hatten ja nur ein Verlangen,
Ein Denken, einen Mutterwitz;
Ein Grund, dem uns're Lieb' entsprungen,
Ein freies, ein'ges Vaterland,
Ein Gottesfeu'r hatt' uns durchdrungen,
Geschützt uns eine Gotteshand.

Die neigte sich zu Dir hernieder,
Die brach die Rebe noch im Blüh'n,
Und reifte doch, daß Deine Lieder
Als edler Wein das Volk durchsprüh'n.
Das wirkt die Hand der ew'gen Werke;
Wer wagt's zu seh'n, was sie bestimmt?
So gibt sie wohl dem Volk auch Stärke,
Wenn sie den starken Mann ihm nimmt.

Nicht wein' ich mehr, daß Du gegangen
So früher, als wir's einſt gedacht.
Schon ſeh' ich ja den Morgen prangen,
Seh' unſer Volk erſtarkt, erwacht.
Er bleibt nicht aus. Hell wird er tagen,
Ob auch mein Aug' ihn nicht mehr ſieht;
Und zu Dir kommend, werd' ich ſagen:
„Theil hat daran Dein Sein, Dein Lied."

Dann ſag' ich Dir: „Das iſt die Treue,
Die Treu' für's Volk bis in den Tod,
Die in des deutſchen Himmels Bläue
Aufflammt als Freiheitsmorgenroth.
Ja, unſer Volk! Keins geht mir drüber,
Das Freiheit hat und Freiheit gibt!"
Und Dir am Herzen ſag' ich, Lieber,
Dann noch: „Wie hab' ich Dich geliebt!"